

**Karlsruher Institut für Technologie
Universität Karlsruhe
Institut für Philosophie**

**SS 2013 | dienstags, | 15:45–17:15 Uhr s.t.
Raum: 50.41–134
Beginn: 17. April 2013 | Ende: 17. Juli 2013**

Vorlesung

Psychologie in Mythen und Märchen

PD Dr. phil. Heinz-Ulrich Nennen

Heinz-Ulrich Nennen: »Psychologie in Mythen und Märchen «

© 2013 Heinz-Ulrich Nennen

www.nennen-online.de

Alle Rechte vorbehalten!

Im Internet unterliegt dieses Werk der Creative Commons-Lizenz
BY-NC-ND:



Inhalt oder Teile dieses Werkes dürfen im Internet vervielfältigt,
verbreitet und öffentlich zugänglich gemacht werden, unter
folgenden Bedingungen: Namensnennung, keine kommerzielle
Nutzung, keine Bearbeitung.

[Übersicht Nutzungsbedingungen](#) | [Lizenzvertrag](#).

Für eine von den Bedingungen abweichende Nutzung wird die
Zustimmung des Rechteinhabers benötigt!

Eine digitale Ausgabe dieses Titels in Form einer text- und
seitenidentischen PDF-Datei ist erhältlich unter:

www.nennen-online.de

Satz: Heinz-Ulrich Nennen

Hergest. unter Verw. folgender Programme:

Editor: KEDIT 5.0 Textsatz: L^AT_EX 2_ε, MiK_TE_X, pdfT_EX,
KOMA-Script, Bildschirmdarstellung: Gsview32, Evince

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|----|
| Vorwort: Psychologie in Märchen und Mythen | 1 |
| 1. Vorlesung: 16. April 2013 | 1 |
| Der Wolf und der Fuchs | 1 |
| Der Wolf und seine Opfer | 3 |
| Zeit und Entwicklung | 5 |
| Trügerische Sicherheit | 6 |
| Das Eigene und das Fremde | 8 |
| Propheten und Ideologen | 10 |
| 2. Vorl.: 23. April 2013 | 15 |
| Magie und Anverwandlungen | 15 |
| Die Angst vor dem Fremden | 18 |
| Lebensmüde Ungeheuer | 19 |
| Das Eigene und das Fremde | 21 |
| Die Integrität der Psyche | 23 |
| Authentizität | 25 |
| 3. Vorlesung: 30. April 2013 | 29 |
| Die Natur der Ungeheuer | 29 |
| Monster und Melancholie | 31 |
| Ungeheuer und Krise | 32 |
| Ungeheuer haben etwas zu sagen | 35 |
| Die Selbstfindung der Helden | 36 |
| Störfälle in der Märchenwelt | 39 |
| Monster und Wahn | 42 |
| 4. Vorlesung: 7. Mai 2013 | 45 |
| Mit Geistern im Bunde | 45 |
| Das despotische Ich | 47 |
| Die Wiederkehr des Verdrängten | 49 |
| Außer Kontrolle | 52 |
| Homo Faber | 54 |
| Der Auftritt der Natascha Kampusch | 58 |

| | |
|---|-----|
| 5. Vorlesung: 14. Mai 2013 | 61 |
| Schwierigkeiten mit der Perspektive | 61 |
| Bewußtes Abschweifen | 64 |
| Die Perspektive der Qual | 67 |
| Fragen der Einfühlung | 69 |
| Zwischen Distanz und Nähe | 72 |
| Die Vision vom Leben danach | 75 |
| 6. Vorlesung: 21. Mai 2013 | 79 |
| Auf die Sprache kommt es an | 79 |
| Die Welt der Medien | 81 |
| Rote Linie | 83 |
| Distinktionen | 84 |
| Opfer und Öffentlichkeit | 87 |
| Öffentliches Opfer | 92 |
| Fluchtpunkte | 93 |
| Der Pakt mit sich selbst | 94 |
| 7. Vorlesung: 28. Mai 2013 | 97 |
| Das kleine und das große Ich | 97 |
| Pornographie der Gefühle | 102 |
| Einmal Opfer — immer Opfer? | 104 |
| Im Auge des Betrachters | 109 |
| Alles in einer Person | 111 |
| 8. Vorlesung: 4. Juni 2013 | 117 |
| Sprache und Welt | 117 |
| Bewußtsein und Differenz | 122 |
| Kairos | 127 |
| Selbstachtung | 131 |
| 9. Vorlesung: 11. Juni 2013 | 133 |
| Hoffnung und Macht | 133 |
| Worte und Taten | 136 |
| Wirklichkeit im Widerspruch | 140 |
| Der falsche Prinz | 146 |
| Die Schöne und das Monster | 150 |
| 10. Vorlesung: 18. Juni 2013 | 155 |
| Der Auftritt als Outing | 155 |
| Wenn das Ungeheuer wach wird | 161 |

| | |
|---|-----|
| Opfer und Erwartungen | 165 |
| Höhlenausgänge | 168 |
| Der Auftritt | 172 |
| 11. Vorlesung: 25. Juni 2013 | 177 |
| Ratio und Psyche | 177 |
| »So eine Tat verändert das ganze Leben« | 182 |
| Von den Flügeln der Seele | 188 |
| Das Finale in Märchen und Wirklichkeit | 195 |
| 12. Vorlesung: 2. Juli 2013 | 199 |
| Psychose und Moderne | 199 |
| Sehen und Absehen | 204 |
| Bornierter Rationalismus | 208 |
| Den Diskurs wie einen Tiger reiten | 212 |
| Fragen der Optik | 216 |
| Verstehen und Verantwortung | 222 |
| 13. Vorlesung: 9. Juli 2013 | 225 |
| Wenn Märchen ihren Anfang nehmen | 225 |
| Die Melancholie der Monster | 227 |
| Rache ist keineswegs süß | 230 |
| Vom Auftauchen und Verschwinden der Monster | 235 |
| Gemeinschaft und Gesellschaft | 237 |
| Basisgefühle | 239 |
| Rache ist bitter | 243 |

Vorwort

*Ödipus hat die Sphinx getötet, Theben befreit.
 Ödipus hat seinen Vater umgebracht,
 seine Mutter gehehlicht,
 Antigone ist die Frucht dieser Ehe.
 So in der griechischen Tragödie.*

SÖREN KIERKEGAARD*

Die Plots ausnehmend vieler Märchen und Mythen ranken sich immer wieder um absonderliche Gestalten und Figuren, um seltsame Wesen, nicht selten sind es Monster, deren Existenz äußerst problematisch ist. Oft sind sie entstellt, der Zugang zu ihrer eigenen Natur ist ihnen genommen. Eigentlich dürften sie gar nicht sein, aber es ist etwas Ungeheuerliches vorgefallen.

Ein Fluch, ein böser Zauber liegt über der ganzen Angelegenheit und dieser läßt sich ganz so einfach auch gar nicht lösen. Irgend etwas hat dieses Monster auf den Plan gerufen, das Ungeheure ist nicht einfach nur da. Es taucht nicht einfach nur auf, sondern es ist selbst verursacht und nun gehen allerdings von Stund an ganz erhebliche Wirkungen davon aus. Nichts kann so bleiben wie es ist, aber nichts läßt sich ändern. Die Lage ist aussichtslos, zu viele haben es bereits versucht, sind kläglich gescheitert und nicht wenige haben dabei ihr Leben verloren.

Es ist bemerkenswert, wie erstaunlich anschlussfähig diese märchenhaften Ungeheuer und die mythischen Monster eigentlich sind. Sie sind nicht selten unglücklich mit und über sich selbst, aber der Zauber einer Untat hat Macht über sie, hat sie ins Leben, in die Wirklichkeit gerufen, hat ihnen zu erscheinen

*Sören Kierkegaard: Entweder–Oder. Ein Lebensfragment. Aus dem Dänischen von Alexander Michelsen und Otto Gleiß, Leipzig 1885. S. 150.

befohlen und nun sind sie da, ebenso ungeheuerlich wie berechenbar, nachfühlbar, in ihrer Existenz nachvollziehbar, wenn man ihnen nur Gelegenheit bietet, zu sagen, was es mit ihnen auf sich hat. Alsbald läßt sich dann der Gesamtzusammenhang erschließen, warum sie überhaupt sind und nicht vielmehr nicht sind.

Das Wortfeld um den Begriff *Monster* liefert instruktive Einsichten, es leitet sich von lat. *monstrum*, *Mahnzeichen* ab, und läßt sich mit lat. *monstrare*, *zeigen* aber auch lat. *monere*, *mahnen*, *warnen* in Verbindung bringen. Demnach handelt es sich bei einem Monster per se um ein ungestaltetes Wesen, das noch in seiner Mißgestalt auf die verletzten Ideale wieder zurückverweist. Das Monstrum ist ein Menetekel, als Mahnzeichen nur zu gern auch theologisch verwandt, um den Gläubigen die Gefahren und Folgen beim Abweichen vom Pfad der Tugend vor Augen zu führen.

Das Monster betritt die Bühne stets in dem Augenblick, von dem ab die Handlung ihren unumkehrbaren Verlauf nehmen wird, alles läuft zunächst auf die Konstellation absoluter Ausweglosigkeit hinaus. Der *Schlaf der Vernunft* gebiert diese Ungeheuer. Sind sie erst einmal in Erscheinung getreten, so gehen damit weitreichende, umfassende Wirkungen einher.



Gustave Moreau: *Ödipus und die Sphinx*, 1864. Metropolitan Museum of Art, New York. [Public domain], via Wikimedia Commons.

Nicht selten sind lebensnotwendige Ressourcen bedroht: Ein Zauberbaum trägt keine Früchte mehr, ein lebensnotwendiger Brunnen liefert kein Wasser oder ist vergiftet. Ein Fluch liegt über dem ganzen Land, das Unheil nimmt nun seinen Lauf, es ist nicht mehr abzuwenden, es wird sich erfüllen. Jede Bewegung führt nur noch tiefer in die Verstrickung hinein, dem Schicksal entgegen, wie bei ÖDIPUS. — Es ist kein Ausweg möglich, jedenfalls nicht für die, die unmittelbar betroffen sind. Sie können sich selbst nicht mehr helfen, sie müssen sich behelfen, sie werden im Zweifel alles opfern müssen, und schlußendlich wird ihnen nichts mehr bleiben, als sich vollkommen resigniert ins schlimme Schicksal zu fügen, aber auch das ist mehr als unerträglich.

Viele dieser Monster lassen sich psychologisch deuten, denn sie befinden sich stets an einer Schlüsselstelle, sie stehen an einer engen Passage, immer dort, wo das Leben, insbesondere der Held vorbeikommen muß. Sie versperren den weiteren Weg, die weitere Entwicklung, bald wird es nicht mehr voran und auch nicht mehr zurück gehen, sie machen das Leben zusehens unerträglich. Und in der Tat ist die ganze Konstellation unnatürlich, ja widernatürlich, weil die natürlichen Entwicklungsprozesse nicht nur behindert, sondern vollkommen ad absurdum geführt werden.

Ungeheuer haben etwas von jener Epiphanie, die auch für Geister, Dämonen und Götter typisch ist. Aber Götter geben einer vollkommen verfahrenen Konstellation dem Ganzen zu- meist eine glückliche Wendung, sie weisen den Ausweg, Monster blockieren dagegen in der Regel nur die weitere Entwicklung. Sie verkörpern das, was im Wege steht und fungieren dabei wie Indikatoren. Sie demonstrieren mit ihrem Auftreten eindeutig, ultimativ und unwiderruflich, daß etwas Ungeheuerliches vorgefallen sein muß, etwas, das nicht nur die soziale sondern auch die transzendente Ordnung erschüttert und aus dem Gleichgewicht gebracht hat, etwas, das Sühne verlangt.

Märchenhafte Monster sind wie Manifestationen von Entwicklungsstörungen, die so hartnäckig sind wie der Zauber

eines bösen Fluchs, der über allem lastet. So steht dann das Ungeheuer der notwendigen weiteren Entwicklung im Wege, es verhindert das Business as usual einfach fortzusetzen. Das Ungeheuer erzwingt die Auseinandersetzung, die Wiederkehr des Verdrängten. Die Natur der Ungeheuer ist das *Trauma*, das sie verkörpern müssen. Seltsamerweise sind sie oft melancholisch, ja geradezu lebensmüde. Und zum Helden, der sie doch vom Leben zum Tode befördern wird, haben sie ein erstaunlich ambivalentes Verhältnis ...

Heinz–Ulrich Nennen: Psychologie in Mythen und Märchen. 1. Vorlesung: 16. April 2013

Der Wolf und der Fuchs

Dem *Wolf* mag es im Vergleich zum *Fuchs* an kalkulierender Rationalität gebrechen, dafür ist er im Märchen ein geradezu begnadeter Verstellungskünstler. Aber der *Fuchs* ist ein Meister der Hinterlist. Das dürfte von seiner Mimik herrühren, es scheint, als würde er auf verschlagene Weise lächeln. Es wirkt verschmitzt dieses andauernde Lächeln, — wie eine Maske, hinter der sonst was vonstatten geht.

Die Physiognomie steht oft Pate bei solchen Projektionen: Als ließe sich im Fuchsgesicht die wahre Fuchsnatur erkennen. Dabei sind es menschliche Gesichtszüge, die darüber gelegt worden sind. Gleichwohl glauben wir sehen zu können, was für die Fuchsnatur geradezu charakteristisch zu sein scheint. Das Märchenhafte dieser Figur ist seine Rolle: Er ist nicht sonderlich gut bei Kräften, nicht wirklich schnell zu Fuß, er ist eher zierlich und wirkt auch sonst nicht gerade wehrhaft. Der Fuchs erscheint fast wie ein Mängelwesen, also versucht er mit dem Kopf, was er nicht in den Beinen hat, daher die hintersinnige Fuchsschläue.

Das freundliche Lächeln wirkt verschmitzt, ja maskenhaft, als sei Hinterlist eigentlich immer im Spiel, wenn der Fuchs auftritt. Die offensichtliche Dauer–Ironie wird zum Alarmsignal, sich nur nicht arglos in Sicherheit zu wähen, denn dieser Schlaumeier wird schon beizeiten die Lücke im Zaun zum Federvieh finden. — Wesentliche Charakterzüge werden auf diese Weise gespiegelt und zu märchenhaften Figuren verdichtet. Und schon wieder ist eine dieser Märchenfiguren perfekt, eine, die ihre Signatur sogar

in den Gesichtszügen offen mit sich herumträgt. Der Fuchs ist, was er doch nur repräsentieren soll, von durchtriebener Hinterlist und einer fast unberechenbaren Schläue. Er ist klug, verschlagen und effektiv, jede Einfalt wird ihm früher oder später zum Opfer fallen. Und eigentlich sollte sich niemand darüber beklagen, denn so ist eben die Fuchsnatur.

Während der *Fuchs* als äußerst vorsichtig, aufmerksam und verschlagen gilt, ist der *Wolf* in Märchen und Mythen dagegen nicht selten ein Meister der Tarnung. Sein Problem ist nur seine Gefräßigkeit, er kann sich nicht so wie der *Fuchs* selbst kontrollieren. Er läßt sich oft genug von seiner Gier überwältigen und wird dann, ganz anders als der verschlagene Fuchs, zum Opfer seiner eigenen Verbrechen.

Regelmäßig wird notorische Gefräßigkeit, also Maßlosigkeit und dumpfe Unbedachtsamkeit vor allem dem Wolf zum Verhängnis. Zeitgleich praktiziert dagegen der bedachte, eigentlich schwächere, dafür aber stets klügere Fuchs das *Maßhalten* und das *Maßnehmen* auf vorbildliche Weise.

Mitunter wird der Fuchs auch vom Wolf gezwungen, mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Er mag der Stärkere sein, der Klügere ist er aber nicht. Es könnte daher auch eine Falle gewesen sein, die der Fuchs arrangiert hat, wohl wissend, daß der Wolf sich nicht würde beherrschen können.

Da war nun Fleisch im Überfluß, und der Wolf machte sich gleich daran und dachte »bis ich aufhöre, hats Zeit.« Der Fuchs ließ sichs auch gut schmecken, blickte überall herum, lief aber oft zu dem Loch, durch welches sie gekommen waren, und versuchte, ob sein Leib noch schmal genug wäre, durchzuschlüpfen. (...)

Indem kam der Bauer... in den Keller. Der Fuchs, wie er ihn sah, war mit einem Satz zum Loch draußen: der Wolf wollte nach, aber er hatte sich so dick gefressen, daß er nicht mehr durch konnte, sondern stecken blieb. Da kam der Bauer mit einem Knüppel und schlug ihn tot.¹

¹Grimm: Der Wolf und der Fuchs. In: Kinder- und Hausmärchen. Ges. d. d. Brüder Grimm, München 1977. S. 393–395. Zit. v. S. 394.

Der Wolf und seine Opfer

Gleichwohl gilt der Wolf als Verstellungskünstler. Das dürfte darauf zurückzuführen sein, daß sie plötzlich da gewesen sein mögen, die Wölfe, — zur Überraschung der Hunde und zum Entsetzen der Hirten. Als hätten sie sich zuvor tatsächlich jenen Schafspelz umgelegt, von dem im Sprichwort die Rede ist.

Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein, und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen, da rief sie alle sieben herbei und sprach »liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf eurer Hut vor dem Wolf, wenn er hereinkommt, so frißt er euch alle mit Haut und Haar. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn gleich erkennen.« Die Geißlein sagten »liebe Mutter, wir wollen uns schon in acht nehmen, Ihr könnt ohne Sorge fortgehen.«¹

Bekanntermaßen können elterliche Warnungen oft einfach nicht verfangen und außerdem beherrscht der *Wolf* die Kunst, sich zu verstellen. Er ist eben ein begnadeter Mimetiker. Er versteht es, erfolgreich die richtigen falschen Zeichen zu setzen. Er läßt sich sogar helfen und auch noch beraten in seiner mimetischen Annäherung an die Wunschnatur der Geißmutter.

Der *Wolf* geht wie ein geduldiger Empiriker vor, nach einigen Anläufen gelingt es ihm immer besser, die alte Geiß zu imitieren. Und die *Geißlein* — also seine Opfer, helfen bei diesen Optimierungsversuchen tatkräftig mit. Sie leisten konstruktive Kritik bei allen vormaligen Fehlversuchen, wenn sie ausplaudern, woran sich noch immer entscheidende Differenzen zwischen Wolf und Geiß zeigen, so daß mit Sicherheit erkennbar sei, mit wem man es tatsächlich zu tun habe.

Das ist dann auch die Schlüsselstelle in jedem Märchen: Nichts gelingt gleich auf Anhieb, alles muß wieder und wieder versucht

¹Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm, München 1977. S. 63.

werden aber dann gelingt es eben doch. — In diesem Fall arbeiten die Opfer bei ihrer eigenen Überlistung sogar tatkräftig mit, was kindlich sein mag und geradezu typisch ist für ein bestimmtes noch sehr junges Alter. Die Leutseligkeit der Wolfs-Opfer steht daher stereotypisch für eine weltfremde Naivität, die einfach nicht mit Betrug, List und Heimtücke rechnet. Sie machen keine Anstalten, selbst strategisch zu sprechen, sondern plaudern einfach alles aus.

Das Märchenmotiv vom verschlagenen Fremden, dem eigentlich nicht wirklich zu trauen sein kann, eröffnet ganze Arsenale dunkelster Ahnungen über die subtilen Verständigungsprozeduren zwischen Tätern und Opfern, die später noch im *Trauma* hinter dem Rücken der Opfer ihre klebrigen Fäden ziehen. Gerade traumatische Erfahrungen sind Dispositive, sie binden die Psyche auch später noch, wenn die schlimme Erfahrung eigentlich nicht mehr akut ist. Zu anderen Zeiten sind solche Erscheinungen noch als Dämon, als böse Geister betrachtet und ausgetrieben worden. In unseren Zeiten wird dagegen offenbar, wie tief sich ein böser Zauber festsetzen kann. Und so stellt sich die Frage, ob es sich die Märchen nicht viel zu leicht machen, wenn am Ende immer alles so rückstandslos gut aufgehen soll.

Dispositive verfügen über uns, nicht wir über sie. In diese Tiefen vorzudringen und ins Verstehen zu gelangen, ist ohne äußerstes Entsetzen gar nicht möglich. Therapie wäre in diesem Sinne, sehr weit vorzudringen ins gefährlich Unbekannte, um dabei möglichst viel zu sehen ohne gesehen zu werden, solange, bis man endlich etwas Entscheidendes gegen das Ungeheure in der Hand hat. Das kann dauern, daher üben sich die Helden zumeist eine geraume Zeit in der Entwicklung dieser besonderen Fähigkeiten.

Der Erfolg gelingt aber auch den Unholden auf dieselbe Weise: Schließlich wird der *Wolf* sich der *Geiß* rein äußerlich immer weiter täuschend echt anverwandelt haben, so daß die sieben Geißlein sich nunmehr sicher sind, es nicht mit dem Wolf, sondern vielmehr mit der heimkehrenden Mutter zu tun zu haben. Das Motiv ist eindringlich, es ist die Warnung, auf gar

keinen Fall das eigentlich Fremde als das vermeintlich Eigene zu sich herein zu lassen. — Darauf kommt es zur Freßorgie, alle werden einfach nur hinunter geschlungen, niemand bleibt verschont, bis auf das Jüngste, das versteckt im Uhrkasten auf eine symbolisch sehr feinsinnige Weise überlebt.

Zeit und Entwicklung

Das Siebte Geißlein setzt offenbar auf die *Zeit* als Schutzraum, auf eine innere Welt als letzte Bastion, als Rückzugsraum, der es erlaubt, sich *in* der *Zeit* zu verbergen. Entwicklung bedeutet, *Zeit* verstreichen zu lassen, auf eine Zukunft zu setzen, die noch nicht ist. Auch das ist *Mimesis*, es ist wie das Unsichtbarwerden von Tierkindern, die mit der Umgebung eins werden und kaum wahrnehmbar sind. Und auch *Dornröschen* läßt nach dem Spindelstich, der die Menarche verkörpert, geraume *Zeit* verstreichen, bis sie sich vom Mädchen zur Frau auch psychologisch entwickelt, um sich dann erst von einem Prinzen ihrer Wahl mit einem Kuß zu neuem Leben erwecken zu lassen.

In vielen Märchen geht es um die Kunst der Anverwandlung, also um *Mimesis*, aber das ist ein etwas langer Weg. Nichts klappt auf Anhieb, immer braucht es mehrfache Anläufe, zumindest derer drei. Auch der Wolf muß erst das Optimum herausfinden, bis er die drei Schlüsselreize mustergültig beherrscht, um als Geiß wahrgenommen zu werden.

Oft geht es um Veränderung, Überwindung oder auch um die Verleugnung der eigenen Natur. Das Geschick die eigentliche Natur zu verbergen, um endlich von den sieben Geißlein hereingelassen zu werden, ist eben eine Frage der Erfahrung. Als Märchencharakter ist der *Wolf* zwar gefräßig, das heißt, er kann sich nicht beherrschen. Aber zugleich ist er ein begnadeter Verwandlungskünstler, der es versteht, sich auf das wesentlichste zu beschränken. Der Krämer, der Bäcker und der Müller müssen Kreide, Teig und Mehl beisteuern und die Verwandlung auf der Ebene der Schlüsselreize gelingt.

Trügerische Sicherheit

Nicht von ungefähr ist also die Rede vom *Wolf im Schafspelz*. Eine Tarnung ist bereits dann hinreichend, wenn sie nur der Aufmerksamkeit potentieller Opfer entgeht. Immer wieder ist daher die Rede von offenbar stets sehr geschickt getarnten Wölfen, die eben also solche erst erkannt worden sind, als es bereits zu spät war. — Daher genügt es keineswegs, einfach nur aufmerksam zu sein. Jede Tarnung setzt gerade darauf, die Opfer in trügerischer Sicherheit zu wiegen, sie erst gar nicht spüren zu lassen, daß etwas nicht stimmt. Es gilt, in einer möglichst vertrauenswürdigen Gestalt zu erscheinen, eben in der, die erwartet wird, genau in jener Gestalt, die alle differenten Erkennungsmerkmale erfolgreich übertüncht.

Das haben wir noch immer mit den Tieren gemeinsam. Auch Menschen erkennen die Dinge nicht an und für sich. Wir erkennen nur, was mustergültig ist, das aber bedeutet, daß zuvor hineingelegt worden ist, was später dann wieder herauspräpariert werden soll. Das ist die Crux mit dem hermeneutischen Zirkel, erst gelingt es nicht, in ihn hineinzukommen und dann finden wir nicht wieder heraus. — Wir sind wie die Geißlein oft viel zu sehr darauf aus, daß Sehnsüchte endlich in Erfüllung gehen. So erwarten auch die Geißlein sehnlichst die Mutter wieder zurück, so daß sie damit beginnen, herbei zu phantasieren, daß sie es wäre. Aber es wird der Wolf sein, den sie hereinlassen werden. So schnell wird der Wunsch zum Vater des Erkennens.

Es sind alles nur Zeichen, die gegeben werden. Die Sachen selbst werden nicht als solche erkannt. Wer aber die Anzeichen manipuliert, kann Andere täuschen, so daß sie fürwahr halten, was doch nur vorgegaukelt wird. Also wird in der Absicht zu täuschen ein fataler Irrtum erzeugt: Das Rendezvous im Wald zwischen einem viel zu naiven *Rotkäppchen* und einem dafür umso verschlageneren *Wolf* kann eben auch als Plädoyer dafür verstanden werden, daß, wer sich schon in unbekannte Gefilde vorwagen möchte, dann auch die nötigen Vorkehrungen zu treffen in der Lage sein sollte. Genau das wird bei *Rotkäppchen*

nicht beherzigt, sie bleibt wie sie ist und erzählt dem Fremden frank und frei, was diesen aus ganz anderen Gründen brennend interessiert.

Auch beim *Rotkäppchen* gelingt es dem grotesken Anverwandlungskünstler auf ähnliche Weise, zunächst die notwendigen Informationen einzuholen. Er weiß nunmehr, auf welche Zeichen es ankommt, um alles dann so zu arrangieren und auch zu inszenieren, auf daß die Täuschung perfekt wird. Sogar beim Aufzählen aller Besonderheiten erkennt das Opfer den Täter im Großmutterkostüm offenbar erst ganz allmählich. Alle Täuschungen müssen einzeln abgearbeitet werden, minutiös wird daher die Liste herunter gezählt:

da lag die Großmutter, und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. »Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!« »Daß ich dich besser hören kann.« »Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!« »Daß ich dich besser sehen kann.« »Ei, Großmutter, was hast du für große Hände!« »Daß ich dich besser packen kann.« »Aber, Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!« »Daß ich dich besser fressen kann.« Kaum hatte der Wolf das gesagt, so tat er einen Satz aus dem Bette und verschlang das arme Rotkäppchen.¹

Erst diese Unwahrscheinlichkeit führt vor Augen, was es mit *Sehen* und *Erkennen* auf sich hat, wenn keine *Vernunft* dabei zur Kritik der eigenen Erkenntnis gemahnt: Wir sehen oft in vollkommener Naivität einfach nur, was wir zu sehen erwarten. Wir sehen nicht oder erst viel zu spät, was wir sehr wohl hätten schon viel früher sehen und eben auch erkennen können.

Aber schlußendlich wird auch der Wolf wiederum qua *Mimesis* getäuscht, wenn er sich wieder einmal viel zu voll gefressen hat, gleich am Tatort ein Nickerchen hält und wenn er nach dem Erwachen das seltsame Gefühl hat, er habe Wackersteine im

¹Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm, München 1977. S. 177.

Bauch. — Die Leser wissen, er täuscht sich nicht und es wird alsbald ein böses Ende mit ihm nehmen.

Derweil ist die Täuschungs-Technik in beiden Märchen so sehr dieselbe, so daß eines auf das andere Bezug nimmt:

Der Wolf schlief noch immer steinfest, und da nahmen sie Steine, gerade wie die alte Geiß im Märchen von den sieben Geißlein, füllten sie dem Wolf in den Bauch und nähten den Ranzen zu, und hernach versteckten sie sich, ...¹

Das Eigene und das Fremde

Die hintersinnige Botschaft dieser beiden Märchen ist eine, die zur Anpassung verpflichtet und eindringlich davor warnt, nur nicht vorwitzig zu sein. Es sind Warnungen vor Eigenmächtigkeiten, davor, von sich anzunehmen, man könne tatsächlich selbst zwischen Wahrheit und Täuschung unterscheiden, ja — man könne sich auf sich allein gestellt selbst orientieren. Genau das tun aber sowohl *Rotkäppchen* als auch die *Sieben Geißlein*.

Rotkäppchen weicht vom vorgegebenen Weg ab. Sie geht durch den Wald und insofern nimmt sie es selbst mit dem Ursprünglichen auf. Zugleich zeigt sich der Unterschied zwischen Gruppenorientierung und Individualität: Wer als Einzelner vom Weg abweicht, wird sich dann auch ganz auf sich gestellt orientieren müssen. Aber dazu ist *Rotkäppchen* viel zu leutselig, sie erzählt, wohin sie geht, worauf es ankommt, sie deckt auf, was ihr Geheimnis bleiben sollte. Sie spielt eben keine Rolle, so wie der *Wolf* von Anfang an berechnend auf sie reagiert.

Nicht anders die *Geißlein*. Sie demonstrieren als Gruppe, worin der eigentliche Fehler liegt. Auch sie unterscheiden nicht hinreichend zwischen dem Eigenen und dem Fremden, auch sie lassen sich mit den *Wolf* ein, so daß dieser seine Verführungstechnik perfektionieren kann. In beiden Fällen ist die tätige Mithilfe der zukünftigen Opfer das, was den Coup erst möglich macht. Das ist eben die Kernkompetenz des hinterhältigen

¹Ebd. S. 71.

Fremden, er versteht sich darauf, seine Opfer ins Vertrauen zu ziehen.

Diese Märchen erzeugen einen Anpassungsdruck, es ist der Zwang einer Verhaltenskontrolle, der von einem *Dispositiv* ausgehen kann. Als wäre es schicksalhaft vorherbestimmt, werden daraufhin die Opfer zu Opfern und Täter zu Tätern, nur wenn und weil gewisse Dispositionen vorhanden sind und kein hinreichendes eigenes Orientierungsvermögen. Alle diese Figuren leiden am Mangel von *Vernunft*, sie sind nicht in der Lage, sich selbst zu orientieren und dann wagen sie sich auch noch zu weit vor.

Die Moral dieser Märchen ist daher äußerst restriktiv: Sicher ist nur, wer in der Begegnung jegliche Kritik für sich behält. Schlimmer noch: Sicher ist eigentlich nur, wer sich mit Fremden erst gar nicht einläßt. Denn wer sich auf Fremde erst gar nicht einläßt, der braucht nicht viel Worte und kann daher auch auf Vernunft eher verzichten. — Gefährdet erscheinen dagegen alle, die sich eigenmächtig vorwagen, die sich dann auch noch auf Begegnungen einlassen und dabei viel zu naiv vorgehen:

Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rotkäppchen aber, wußte nicht, was das für ein böses Tier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. »Guten Tag, Rotkäppchen«, sprach er. »Schönen Dank, Wolf.« »Wo hinaus so früh, Rotkäppchen?« »Zur Großmutter.« »Was trägst du unter der Schürze?« »Kuchen und Wein: gestern haben wir gebacken, da soll sich die kranke und schwache Großmutter etwas zugut tun und sich damit stärken.« »Rotkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?« »Noch eine gute Viertelstunde weiter im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen,« sagte Rotkäppchen. Der Wolf dachte bei sich »das junge zarte Ding, das ist ein fetter Bissen, der wird noch besser schmecken als die Alte: du mußt es listig anfangen, damit du beide erschnappst.«¹

¹Ebd. S. 176.

Abgesehen von der Biedermeierlichkeit dieser zweifelsohne auch sexuell konnotierten Warnung vor dem Wolf, vor der Konfrontation mit der eigenen Wolfswildheit, geht es in der Tat um die Gefahr, sich mit dem Fremden allzu naiv einzulassen. Darüber hinaus ist es allerdings ganz besonders interessant, zu sehen, wie der Wolf an seinem Erscheinungsbild arbeitet. Er tritt stets in der ihm angetragenen Rolle auf, er verlegt sich ganz auf die Mimesis und er ist sich nicht zu stolz, sich von seinen Opfern helfen zu lassen. Diese Kooperation ist geradezu aberwitzig, denn die Lämmer wissen doch eigentlich, daß sie hinters Licht geführt werden sollen.

Propheten und Ideologen

Genau davor hatte die Mutter gewarnt, sich nichts vormachen zu lassen. — Im Märchen ist die Mutter allerdings eine vertrauenswürdige Person, sie treibt kein doppeltes Spiel. Wie aber verhält es sich, wenn Priester vor anderen Priestern oder auch vor Ideologen warnen?

*Hütet euch aber vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reiße Wölfe. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.*¹

Spätestens wenn Propheten vor anderen Propheten warnen, dann kann die Warnung selbst wieder Täuschung sein und spätestens dann wäre es an der Zeit, die *Vernunft* auf den Plan zu rufen. Nicht nur die, die sich in Schafsfelle hüllen, sondern auch jene, die vor den Wölfen warnen, könnten selbst wiederum Wölfe sein.

Es verhält sich dann wie mit einem Dieb auf der Flucht, der durch den Ruf ›Haltet den Dieb‹ sehr wirkungsvoll von sich ablenken kann: Sind nicht daher gerade die, die vor falsche Propheten warnen, selbst wieder nur falsche Propheten? — Sind

¹Matthäus 7,15-16a.

nicht gerade sie die reißendsten, die gefährlichsten, die täuschendsten aller Wölfe im Schafspelz, solche Propheten, die sich auch noch anmaßen, nach Art monotheistischer Alleingötter vor den Täuschungen durch andere Propheten warnen zu dürfen, verbunden mit dem selbstherrlichen Anspruch auf Exklusivität.

Nichts anderes besagt die Warnung, die von Rotkäppchen nicht beherzigt worden ist. Es wird generell davon abgeraten, sich auf eigenen Füße zu stellen, sich selbst orientieren zu wollen. Es ist allerdings in der Tat nicht ganz so einfach, die dann fälligen Orientierungsleistungen wirklich auch angemessen anzubieten.

Mit der Welt selbst können wir es ohnehin nicht aufnehmen. Daher wird Komplexität reduziert, bei den Geißlein auf sage und schreibe drei Kriterien. Wie in der *Ethologie* genügen rudimentäre Schlüsselreize und schon wird der Schnabel oder eben auch die Tür aufgesperrt. — Dagegen bieten menschliche Gemeinschaften, insbesondere aber Kulturen wiederum höchst komplexe Orientierungsmuster an, denn es ist wesentlich, verlässliche Instanzen zu haben, an und mit denen Maß genommen werden kann.

Es scheint, als wäre die Differenz zwischen dem Wahren und dem Falschen wesentlich abhängig davon, daß hinter dem Falschen das Gefälschte, hinter dem Wahren dagegen das Unverfälschte vermutet wird. Insbesondere bei der Frage nach dem Natürlichen geht es also um die Identifikation des Unverfänglichen: Als unverfänglich erscheint eben alles, was den Üblichkeiten, was der herrschenden Meinung, was den Dispositiven der Macht entspricht. — Aber gerade so können wir getäuscht werden, wir können uns selbst täuschen und wir können uns und anderen auch etwas vormachen. Der *Schlaf der Vernunft* gebiert erst die wirklichen *Ungeheuer*. Jede Normalität ist auf Abgründen errichtet und das Monströse ist selbst wieder nur ein Zeichen, daß etwas ganz Entscheidendes überhaupt nicht stimmt.

Genau darauf aber legen alle Propheten und Ideologen ein ganz besonderes Augenmerk, daß *sie* es sind, die bestimmen,

was als das einzig wahre alternativlos gelten soll, was dagegen als gefährlich oder auch als unberührbar zu gelten hat. *Sie* setzen die Zeichen der Unschuld, indem sie Vorgaben machen, etwa woran sich Unnatürlichkeit, Ungläubigkeit und Unsittlichkeit erkennen ließen. Daher werden die Dinge in der Regel bereits bei ihrer Darstellung ins rechte oder auch ins schlechte Licht gerückt.

Aus diesem Grund wird auch zumeist in manipulatorischer Absicht so eingegriffen, auf daß den Phänomenen jeweils gar keine Möglichkeit mehr bleibt, überhaupt noch andere Seiten zu zeigen. Im Sinne der binären Kodierung wird ein sauberer Schnitt erwartet, es soll nur entweder das *Eine* oder aber das *Andere* geben und keine Zwischentöne, weil halbe Echtheiten, halbe Wildheiten, halbe Unnatürlichkeiten das soeben eingeschläferte Denken wieder auf den Plan rufen und sich damit störend auf den Schlaf der Vernunft auswirken könnte.

So wird Politik betrieben auf der Ebene dieser Beweggründe. Schlüsselreize werden gesetzt, wenn dekretiert wird, was als *normal* zu betrachten ist, und was als künstlich, unnatürlich, ja widernatürlich wahrgenommen werden soll. Identität bildet sich nicht durch Inklusion sondern durch Exklusion, indem alles das ausgeschlossen wird, was dazu bestimmt worden ist, verurteilt zu werden, — was daher gar nicht erst in Betracht gezogen werden darf, so immunisiert sich die Borniertheit selbst.

Die ganze Szenerie wird immer hintergründiger und läßt allmählich ihre kaum übersehbare Komplexität erahnen, auf dem Spiel steht die Stabilität der eigenen *Psyche*. — Das macht den *Wolf* im Märchen als Verstellungskünstler so paradigmatisch. Er wird damit zum Motiv jedweder Warnung, daß vieles nicht ist, wonach es aussieht. Der *Wolf* ist eben ein Künstler, der sich nahezu perfekt auf Verstellung versteht.

In Märchen und Mythen kann die täuschend echt nachgeahmte Natur unwillkürlich wieder zur echten Natur werden. Sie kann teuflisch gut, technisch und künstlerisch perfekt nachgeahmt sein, so daß die Sachen tatsächlich zum Leben erwachen. Aber zumeist fehlt ihnen dann doch ein allerletztes Moment,

wirklich beseelt werden zu können. Restlos wird das Künstliche nicht als das Natürliche erscheinen können, irgend etwas wird immer daran erinnern, daß die Beseelung selbst nur künstlich war, eben nicht ›natürlich‹, nicht ›göttlich‹.

Heinz–Ulrich Nennen: Psychologie in Mythen und Märchen. 2. Vorlesung: 23. April 2013

Magie und Anverwandlungen

Es ist immer wieder erstaunlich, wie, warum und daß *Placebos* ›wirken‹. Die Wirkung geht ganz offenbar unbemerkt von der eigenen Psyche aus, während diese aber davon ausgeht, daß etwas ›geschieht‹, weil ja nun beispielsweise ein bestimmter Ritus, eine neue Therapie, eine unbekannte Droge oder eben ein Heiler seine Arbeit aufgenommen hat.

Der Hintersinn dieser Konstellation liegt darin, daß es diesen äußerlichen Anstoß allerdings geben muß. Darauf beginnt die eigene Psyche mit einer sehr einfühlsamen Selbstbegegnung, sie tritt in einen völlig neuen Dialog mit sich selbst ein. Zugleich geht von dieser neuen Aufmerksamkeit die erstaunliche Wirkung einher. Sie ist es, von der die Wirkungen und insofern auch die Ursachen ausgehen.

Neuerdings ganz anders auf sich selbst zurückzukommen, ist eine Frage der veränderten Aufmerksamkeit. Wo dieser neue Blick auf sich selbst intensiv und dauerhaft wird, dort kommen weitere Wirkungen in der komplexen Interaktion zwischen Körper und Geist, zwischen Psyche und Physis auf. Die vielen Heilungen vor dem drohenden Hintergrund höchst kritischer Diagnosen sprechen für die Annahme, daß es vor allem auf das veränderte Selbstverhältnis ankommt, wenn und wo solche Phänomene zu verzeichnen sind.

Es verhält sich, wie RILKE auf ehrerbietige Weise konstatiert, wenn der kopflose Torso des weissagenden APOLLON gleichwohl noch immer wirklich alles ›sieht‹, jedenfalls genug, um in diesen Imperativ überzugehen: »Du mußt Dein Leben ändern!«.

Archaischer Torso Apollos

*Wir kannten nicht sein unerhörtes Haupt,
 darin die Augenäpfel reiften. Aber
 sein Torso glüht noch wie ein Kandelaber,
 in dem sein Schauen, nur zurückgeschraubt,
 sich hält und glänzt. Sonst könnte nicht der Bug
 der Brust dich blenden, und im leisen Drehen
 der Lenden könnte nicht ein Lächeln gehen
 zu jener Mitte, die die Zeugung trug.
 Sonst stünde dieser Stein entstellt und kurz
 unter der Schultern durchsichtigem Sturz
 und flimmerte nicht so wie Raubtierfelle;
 und bräche nicht aus allen seinen Rändern
 aus wie ein Stern: denn da ist keine Stelle,
 die dich nicht sieht. Du mußt dein Leben ändern.¹*

Wenn etwas Unbeseeltes zum Leben erweckt wird, wenn Tiere in Menschen oder diese in Tiere verwandelt, also ›verzaubert‹ werden, wenn Götter sich mit Menschen persönlich einlassen, dann sind elementare Grenzen überschritten. Das kann eine Grenzverletzung, es kann aber auch ein Ritus sein, denn auch der Schamane ›verwandelt‹ sich schließlich in das, was er nachahmt.

Diese Art der Anverwandlung dient durchaus der Kommunikation, dem Dialog mit dem Geist der Sachen, mit den Totems der Tiere, mit Geistern, Göttern und nicht zuletzt mit dem Ganzen, in dem alles seinen Platz haben soll. — Auch Schauspieler ›verwandeln‹ sich schließlich, wenn sie eine Figur glaubhaft verkörpern und in ihrer Rolle zu etwas werden, das sie nicht sind. Genau dafür werden sie geschätzt, für die Kunst sich anverwandeln zu können, jemand Anderes zu werden und es dann auch zu sein.

Magie ist kein Hokusfokus. Es handelt sich dabei vor allem um eine Sozialtechnologie, die einem ganz erheblichen

¹Rainer Maria Rilke: Der neuen Gedichte anderer Teil. In: Sämtliche Werke. Hrsg. v. Rilke-Archiv in Verb. m. Ruth Sieber-Rilke, bes. von Ernst Zinn, Bd. 1–6, Wiesbaden und Frankfurt am Main 1955–1966. Bd. 1. S. 557.

Erfolgszwang unterliegt. Die belächelnde Hochnäsigkeit des naturwissenschaftsfixierten Westlers ist selbst nicht weniger hinterwäldlerisch als das, was da so abschätzig als primitiv betrachtet wird. Dabei gibt es in den tieferen Schichten der eigenen Kultur durchaus noch Hinweise darauf, daß wir den Glauben daran nie wirklich aufgegeben, sondern nur übertüncht haben. Alle diese Phänomene werden aber oft falsch klassifiziert. Es geht weit weniger um Fragen der Physik, sondern vielmehr um solche der Psychologie.

Seltsamerweise aktualisieren Märchen und Mythen immer wieder diese urtümlichen Vorstellungswelten einer Magie, die so alt sein dürfte wie die Menschheit selbst mit ihrer Spekulation, das *eine* könnte sich sehr wohl unter außerordentlichen Bedingungen in das *andere* verwandeln. Nicht ohne den Argwohn derer, denen an eindeutigen Unterschieden gelegen ist, wird daher gerade auch in magischen Vorstellungswelten experimentiert.

Dabei werden nicht selten elementare Grenzen überschritten, wie etwa die zwischen dem Beseelten und dem Unbeseelten, zwischen dem Lebenden und dem Toten, zwischen Göttern und Menschen aber auch die zwischen Mensch und Tier. Eigentlich ist das Überschreiten dieser Grenzen ein Sakrileg. Aber manche Riten eröffnen ganz bewußt die entscheidenden Erfahrungsmöglichkeiten. Erst beim angeleiteten Überschreiten dieser so bedeutenden Grenzen läßt sich in Erfahrung bringen, was diese Demarkationslinien kulturell und psychologisch so Bedeutsames eigentlich auseinander halten.

Vor diesem Hintergrund weiß die *Magie* sehr wohl um die Ordnung der Welt, um die Seinsstufen-Ordnung. Aber es ist ihr ja gerade darum zu tun, das alles erfahrbar zu machen. Daher grenzt sie auch nicht einfach nur aus, sie hält vielmehr Kontakt zu dem, was als das Andere identifiziert worden ist, sie möchte das Fremde zugänglich und erlebbar machen.

Die Psychologie solcher Grenzüberschreitungen ist durchaus bemerkenswert. Das ganze Unterfangen ist so alarmierend wie die Überschreitung der Grenze zwischen dem Eigenen und dem

Fremden. Das hat nicht mehr nur etwas mit Wahn-Sinn zu tun, es *ist* vielmehr, betrachtet aus der Perspektive derer, die auf eine ausgrenzende Ordnung setzen, der Wahnsinn schlechthin. Es sind Grenzerfahrungen, die ganz entscheidend sind in der Biographie, prägend wie Traumata aber sehr viel konstruktiver, weil es doch zumeist sehr förderliche Begegnungen und Selbsterfahrungen sind.

Hinter dem unbedarften Augenzwinkern scheinbar naiver Arrangements in Märchen und Mythen, wo Tiere sprechen, Götter auftreten und wo auch die Welt noch beseelt scheint, dort treibt dann auch die Tiefenpsychologie dieser Geschichte ihr vermeintliches Unwesen. Es ist eine Glanzleistung dieses Genres, gar nicht ernst genommen werden zu wollen, um dann das Phantastische noch sehr viel vorbehaltloser erfahrbar zu machen.

Die Angst vor dem Fremden

Während die Angst vor dem Fremden inzwischen längst verkürzt worden ist auf alltagspolitische Dauerdebatten, ist *das Fremde* als solches sehr viel elementarer von Bedeutung. Es ist reizvoll, es ist interessant und es ist gefährlich, weil es etwas Anderes ist, weil es dazu führen könnte, das Eigene zu verlieren, vielleicht sogar, weil ein gänzlich undurchschaubares Spiel gespielt wird. *Rotkäppchen* durchschaut den smarten *Wolf* ebenso wenig wie die spielerisch hoch motivierten Geißlein, denen nun wirklich sehr viel geboten wird und die sich dabei ganz offenbar auch für die Klügeren halten.

Eine Begegnung mit dem Fremden bringt nicht nur Kurzweil, es können auch Risiken damit einhergehen. Genau damit betreiben viele Figuren in Märchen und Mythen eine *Psychologie des Entsetzens*. Es gilt, den Fall der Fälle durchzuspielen: Was passiert eigentlich, wenn wir uns täuschen lassen, wenn wir den *Wolf* erst schlau machen, so daß er alles mögliche Intime über uns weiß, um ihn dann auch noch zu uns herein zu lassen?

Dabei geht es weniger ums Fressen und Gefressenwerden, das

ist nur vordergründig, das ist die Ebene auf der Kinder diese Märchen verstehen. Die Psychologie dieser Gestalten thematisiert vielmehr die *Psychose*, das Sichselbstfremdwerden, das Sichselbstverlieren und schließlich die Einverleibung und die Auflösung der eigenen *Psyche*. — Das Gefressenwerden spielt sich auf der psychologischen Ebene ab, es geht ums Einverleiben. Und einverleiben lassen sich Tiergeister, Dämonen, Götter, Geliebte, Feinde oder auch Erfahrungen. Es kommt nur darauf an, wer wen einverleibt ...

Daher bemühen märchenhafte Motive so oft das Chimärenhafte, das Monstergültige, das Groteske, Pittoreske und vor allem auch das Schreckliche vor allem auf der seelischen Ebene. Alle diese Figuren haben Hintergründe, Kontexte, in denen sie entstehen, Landschaften, in denen sie erscheinen. Es sind innere Landschaften, innere Staaten und Verfassungen, die da auf dem Spiele stehen, wenn *das Ungeheure* erscheint.

Lebensmüde Ungeheuer

Eigentlich sind alle *Ungeheuer* bemitleidenswerte Wesen. Sofern sie nicht einfach nur als Tier erscheinen, vielleicht mit einem einfachen Überlebenstrieb, dann erscheinen sie, als wäre ihnen das Menschliche gar nicht einmal so fremd. Zumeist sind Monster in Märchen zutiefst unglücklich, oft lebensmüde, melancholisch, schwer depressiv, weil sie für eine Tat stehen, die nicht hatte sein dürfen, ebenso wenig wie sie selbst jemals hätten wirklich werden sollen. Aber nun sind sie da, irgendetwas hat ihnen zu existieren aufgetragen, hat sie von einer rein phantastischen Möglichkeit zur schlimmsten aller Wirklichkeiten werden lassen.

Zum Helden, der sie töten wird, haben sie ein seltsam ambivalentes Verhältnis. Es scheint, als brächte er auch ihnen Erlösung, wenn er sie nur artgerecht vom Leben zum Tode befördert. — Betrachtet man diese Dialektik, dann läßt sich wenigstens erahnen, wie kompliziert die Verhältnisse sein dürften, wollte man die Kommunikation zwischen Tätern und Opfer wirklich verstehen. Ohnehin wäre die Frage, wer in solchen Konstellationen

eigentlich Täter, wer Opfer ist. — So machen nicht wenige aus Rotkäppchen einen frühreifen Vamp, um dann den Wolf als das eigentliche Opfer hinzustellen.

Nehmen wir die so beliebte Unterscheidung zwischen dem *Künstlichen* und dem *Natürlichen* als Beispiel. Diese Differenzierung ist dazu angetan, nur dem Natürlichen einen Wert, dem Künstlichen dagegen einen Unwert beizumessen. Stets wird im Sinne dieser binären Kodierung unterstellt, das Künstliche sei so unbeständig wie ein fauler Zauber, es sei ganz und gar nicht nachhaltig, es habe selbst keine Natur und sei daher auch eigentlich ohne eigene Wirklichkeit, ohne Existenzberechtigung, es sei im Prinzip sogar krank und gefährlich. Werden solche Aussagen dann auch noch verbunden mit ideologisch motivierten Forderungen, die das *wahre Wesen* glauben allgemein verbindlich fixieren zu können, dann erscheint alles vom Idealmaß Abweichende flugs in einem anderen Licht, als nicht mehr nur unnatürlich sondern bereits als widernatürlich, also schädlich und unheilvoll, vielleicht sogar ansteckend, wenn man sich auch nur damit abgibt.

Derweil wird mit Kategorien gearbeitet, bewertet und beurteilt, die nicht explizit gemacht werden. Darin dürfte der Fehler, das eigentliche Problem und die Gefahr liegen, die mit solchen Schlußfiguren und Schlußfolgerungen einher gehen, weil sie selbst die Sicherheit ihrer Bewertungsgrundlagen nur vortäuschen, weil die eigenen Projektionen als solche gar nicht durchschaut werden. Es wird nicht gesehen, nicht eingesehen und schon gar nicht eingestanden, daß alle diese unterstellten Bewertungs-Figuren zuvor selbst projiziert worden sind.

Es ist eine Frage der *Philosophie*, ein Problem der *Vernunft*, angemessen mit dem eigentlichen Problem umzugehen, denn die Unterscheidung zwischen dem *Natürlichen* und dem *Künstlichen* kann nur ein sehr grobes Werkzeug sein. Im Hintergrund steht aber etwas, das noch tiefer geht, es ist die Unterscheidung zwischen dem *Eigenen* und dem *Fremden*.

Das Eigene und das Fremde

Die Psychologie der Märchen, die den *Wolf* als Verstellungskünstler vorstellen, machen die Brisanz deutlich. Es könnte sich in verkleideter Form das Künstliche als etwas Natürliches, das Fremde als etwas Eigenes, das Gefährliche aus etwas Ungefährliches darstellen. Das ist dann auch der Horror an und für sich: Etwas absolut Wesens-Fremdes und wirklich Gefährliches könnte sich unter dem Deckmantel des Eigenen, des Gewohnten, des Unspektakulären mit ein wenig Anpassungsvermögen und Verstellungskunst bei uns einschleichen, auf daß wir es arglos zu uns hereinlassen, weil wir perfekt abgelenkt und getäuscht worden sind. — Bei Fragen nach der Natur und der Natürlichkeit geht es daher stets um die konkrete Rückversicherung, ob etwas *wirklich* das ist, als was es erscheint, ob es zuverlässig, dauerhaft und erwartbar *das* bleibt.

Der Horror dieser Vorsicht liegt eben darin, daß sich vieles viel zu spät als etwas ganz anderes entpuppt. Daher zielt die kritische Frage nach dem Grad der Künstlichkeit auf die Dauerhaftigkeit, also auf die Verlässlichkeit und gemeinhin wird dabei dem Natürlichen mehr Dauerhaftigkeit zugetraut als dem Künstlichen. Es geht aber zuletzt um eine tiefer liegende, noch sehr viel entscheidendere Differenz, nämlich der zwischen dem Eigenen und dem Fremden.

Das Eigene erscheint als das Verlässliche, das Fremde verkörpert dagegen zumeist auch eine Welt, in der dieses Eigene gar keinen Platz haben würde. Das jedenfalls ist dann auch der Kern aller Ressentiments. Aber hier soll es nicht um Naturwissenschaft und auch nicht um Politik, sondern um Psychologie gehen. Schließlich steht die eigene *Psyche* nicht selten mit auf dem Spiel, sollte sich etwas als etwas ganz anderes herausstellen. Es sind Urängste, an die da gerührt wird, sollte das Eigene fremd und das Fremde als etwas Eigenes erscheinen, sollte vor allem das geschehen, was immer wieder beschrieben wird, wenn eine *Psychose* aufkommt.

Hier zeigt sich im Prinzip, was der *Wolf* im Märchen ver-

körpert, wenn etwas Fremdes ins Eigene eindringt und dort das große Fressen beginnt. Von Betroffenen wird dieser Prozeß als unaufhaltbare Selbstentfremdung erfahren. Die Dissoziation der eigenen Identität beginnt, das Selbst wird schemenhaft, das Ich löst sich auf. Wenn eine *Psychose* aufkommt, dann beschreiben Betroffenen, es sei, als würde etwas Fremdes von einem Besitz ergreifen. Es hilft nichts, sich dagegen verzweifelt zu wehren, es wird immer stärker. Schlußendlich wirken sogar an sich vertrauenswürdige Instanzen wie die eigenen Vernunft nicht mehr verlässlich genug. Längst hat dieses Andere, was immer es sei, die Macht übernommen.

So würden wir uns selbst immer fremder ohne daß sich etwas gegen diese Überfremdung unternehmen ließe. Es gelingt dann zunächst noch eine gewisse Zeit, mit zunehmender Anstrengung und immer weniger Erfolg dieses Fremde noch aus dem eigenen Bewußtsein, bis es schließlich auch davon Besitz ergreift.

Das muß nicht unbedingt in jedem Fall problematisch sein. Es könnte sich schließlich auch um eine *Epiphanie* handeln, um die Stimme, das Gefühl oder auch das Zeichen eines hilfreichen Geistes, wie es im Schamanentum üblich ist, um einen Gott, wie er im Polytheismus verehrt wird, um einen Teil der eigenen Persönlichkeit, der bislang unerkannt geblieben ist, so wie das *Daimonion* des SOKRATES. — Nur ein Problem ist es schon, sich eingestehen zu müssen, daß wir uns nicht zur Wehr setzen, nicht abgrenzen können gegen solche Einflüsse, die scheinbar von außen kommen. Psychologisch gesehen kommen sie aber von innen, das macht sie unbemerkbar und so überaus mächtig. Das erst gibt ihnen Gelegenheit, sich zu verkleiden, sich anzuverwandeln, um an unser Innerstes herankommen zu können, um uns dann vollkommen zu überwältigen und in Besitz zu nehmen, obwohl wir uns doch eigentlich dagegen zur Wehr setzen.

Daher geht es bei aller Angst vor dem Fremden, Anderen oder auch Künstlichen um die nicht sichere eigene Identität. Abgewehrt werden soll die potentielle Möglichkeit, Teile von sich selbst, gefährdete vielleicht auch gefährliche Anteile in

diesem Anderen womöglich wiedererkennen zu können, wenn man nur genauer und unbedarfter hinschauen würde. Somit steht die Integrität der eigenen *Psyche* auf dem Spiel, — das ist das wahrhaft Bedrohliche, alles andere ist eher äußerlich.

Die demagogische Rede von der sogenannten ›*Überfremdung*‹ durch Einwanderer setze auf dieses Kalkül, psychologische Angstmotive politisch nutzbar zu machen. Das eine hat aber mit dem anderen gar nichts zu tun. Nur die Bilder sind dieselben. Das eine ist ein reales Land, das andere ist eine innere, eine Seelenlandschaft. — Es ist immer ein Wagnis, mit Metaphern zu spielen. Hier wird Psychologie betrieben, wenn auf Ängste gesetzt wird. Dabei wird etwas auf ein Land übertragen, was *so* gar nicht übertragen werden kann. Aber dazu bedürfte es der *Vernunft*, Psyche und Politik ein wenig besser auseinander zu halten.

Es ist gerade nicht die Fremdartigkeit, sondern die Fähigkeit, sich anverwandeln zu können, was den *Wolf* im Märchen so gefährlich macht. Der Seelenhaushalt ist in akuter Gefahr, wo die Berufung auf letzte Instanzen zur Unterscheidung zwischen dem Eigenen und dem Fremden dringlich geboten erscheint. Das Fremde blitzt dann längst bereits durch, macht sich urplötzlich bemerkbar, in Sätzen, die gar nicht in den Kontext passen. Es scheint durch, zeigt sich gar nicht mehr in Verkleidung, weil es längst die Macht übernommen hat, was sich auch bald schon ultimativ zeigen dürfte.

Die Integrität der Psyche

Alle diese Motive in Mythen und Märchen, in denen ein Zauber längst zu wirken begonnen hat, charakterisieren eine psychologische Krise von eminenter Bedeutung. Dabei ist es allerdings ein wenig kompliziert, dem nachzugehen, was eigentlich wirklich dabei auf dem Spiel steht. Um es auf eine Formel zu bringen: Es geht um die eigene *Authentizität* und das in Zeiten, in denen kaum mehr Rituale den Umgang mit sich, mit fremden Geistern, mit Dämonen und Göttern überhaupt noch erfahrbar machen

lassen.

Stattdessen verlegen sich diese Ängste auf Randphänomene, um auf diese Weise ein wenig Sicherheit zu gewinnen. Dem, was *nur* künstlich ist, wird unterstellt, daß es nicht es selbst sei und daher auch nicht dauerhaft sein könne. Es sei trügerisch und nicht von Dauer, weil sich die eigentliche, ursprüngliche innere Natur bald schon wieder Geltung verschaffen werden. — Märchen und Mythen thematisieren immer wieder diese Dialektik, den ultimativen Rückschlag, den unausweichlichen Umschlag in die ursprüngliche Natur. Das ist genau der Augenblick, in dem der Wolf den Schafspelz ablegt, um zu tun, was von Anfang an seine Absicht war.

Wir orientieren uns aber nur am Ungefähren, wenn wir glauben, das Fremde, das Künstliche oder auch das Widernatürliche sei etwas, an dem sich das Riskante einer Begegnung ablesen ließe. Das sind nur Anhaltspunkte, nichts weiter. Gleichwohl werden die meisten aller entscheidenden Diskurse auf diese Weise geführt: Je künstlicher der Eingriff, umso heftiger die Gegenbewegung, je größer die Täuschung, umso schlimmer die Enttäuschung, weil doch die Hoffnungen ebenso groß wie trügerisch waren.

Es steckt ein urmagisches Prinzip hinter allen diesen Befürchtungen, — der Aufstand der Sachen, Tiere, Menschen, Götter und Geister. Sie könnten sich eines Tages dagegen wehren, wie sie immerzu reglementiert werden von, in und mit unserer Wahrnehmung. Sie könnten sich dereinst für das ihnen von uns dauernd Angetane rächen. Die *Rache der Natur* könnte sich eines Tages für alle unsere Siege im Kampf um ihre Beherrschung und Zählung noch einmal bitter revanchieren.

Mit dieser Nemesis rechnen übrigens sogar die allermeisten Zivilisationsbewohner, weil sie instinktiv spüren, daß mit der ganzen Lebensweise etwas nicht stimmen kann, daß sie vor allem nicht selbst für die Grundlagen der eigenen Existenz, der eigenen Psyche, des eigenen Wohlergehens verantwortlich zeichnen.

Insofern trägt das *Künstliche* als das Abwegige, als das vom

richtigen Weg Abweichende angeblich bereits den Keim des Verderbens in sich, eben weil es etwas Individuelles zum Ausdruck bringt. Daher wird nicht nur das Fremdartige, sondern auch das Individualistische, das Anderssein–Wollen, gern auch selbst als etwas Unnatürliches hingestellt, weil es eben vor aller Augen aus der Reihe zu tanzen beginnt.

Subjektivität, Individualität und der Anspruch, vielleicht sogar der erklärte Wille, etwas Besonderes sein zu wollen, eigene Wege zu gehen, selbstbewußt auch auf Risiko zu setzen, das alles erfordert weit mehr als notwendig wäre für die, die sich immer nur an der Gruppe und am Mainstream orientieren. Auch und gerade Individualisten erscheinen in diesem Sinne wie Fremde. Sofern und solange ihnen Künstlertum nachgesagt werden kann, gilt ein großer Teil der Exzentrík als gerechtfertigt, es geht schließlich um Kunst.

Das alles betrachtet aus dem Blickwinkel derer, die sich halten an dem, was die Sitten, die Tradition, die Gepflogenheiten oder eben auch die herrschende Meinung für geboten hält. Wer sich darüber hinaus individuieren will, muß mit dementsprechenden Einbrüchen an Kontingenz rechnen, worauf man sich dann auch wird individuell einen Reim machen müssen.

Authentizität

Genau darauf haben es daher auch alle Spekulationen über *Authentizität* abgesehen. Es gilt den Grad der Künstlichkeit zu ermessen, um herauszubringen, was es mit der Natur eines Wesens, mit seiner Erscheinung wirklich auf sich hat. Aber noch hinter dieser Frage nach dem Grad der Künstlichkeit steht das, worauf es wirklich ankommt: Die Frage danach, ob etwas *echt* sei, zielt stets darauf ab, herauszubringen, wie ernst wir es nehmen sollen, wie relevant es ist oder auch sein könnte, wie wichtig und ›wesentlich‹ etwas sein könnte. — Eine jede Frage nach der *Authentizität*, wenn sie dieses Reflexionsniveau erreicht hat, muß allerdings die *Vernunft* auf den Plan rufen, denn Teilrationalitäten können nicht mehr abschließend klären,

wie wichtig und wesentlich irgendetwas ist, außerdem hängt viel zu viel davon ab.

Nicht die *Künstlichkeit* als solche ist also das Problem, denn was künstlich ist oder auch künstlerisch verändert wurde, muß nicht allein aus diesem Grund per se bereits problematisch sein. Entscheidend ist auch nicht der Grad von Natürlichkeit, entscheidend ist vielmehr der Grad an *Authentizität*. Der Anspruch, die Natur der Natürlichkeit zu wahren, beruht auf einem Selbst-Mißverständnis, denn um Natur als solche geht es nicht, vielmehr darum, ob etwas Bestand haben kann, ob es zuverlässig ist, ob es nicht umschlägt und sich als etwas vollkommen anderes entpuppt, um dann gefährlich zu werden wie der Wolf, wenn er seine Freßorgie beginnt.

Insofern verweisen alle diese Bilder bereits auf das, worauf es wirklich ankommt, es gilt, die Integrität der eigenen *Psyche* stabil zu halten. Um aber etwas mit der notwendigen Sicherheit als authentisch zu qualifizieren, dazu bedarf es einer Vernunft, die erörtern und beurteilen muß, welche *Verantwortung* damit verbunden ist. Diese Frage nach der Verantwortungsverantwortbarkeit ist keine, die hochspezialisierte Teilrationalitäten allein auf sich gestellt noch würden beantworten können. Zumeist sind mehrere dieser Teilrationalitäten zuständig, die nicht selten miteinander im Hader liegen, außerdem hängt viel zu viel davon ab. Ein Fehlurteil in solchen Sachen kann verheerende Folgen nach sich ziehen.

Es genügt, sich vorzustellen, was der Fall wäre, würde etwas zu Unrecht als authentisch klassifiziert, wie folgenschwer ein solcher Irrtum sein kann: Nicht von ungefähr ist genau *das* der Anfang von allem Horror. Etwas ist dann nicht das, als was es erscheint, es viel zu lang ist verkannt worden und nur ist es schon so nahe gekommen, so daß sich kaum noch etwas dagegen unternehmen läßt.

Die Frage nach der *Authentizität* zielt auf die Verdoppelung von Sicherheit. Angefragt ist verbürgte Sicherheit, auch noch die Antwort auf diese Frage soll daher selbst nochmals abgesichert sein. *Authentizität* ist mehr als die nur einfache Sicherheit, es

ist eine Sicherheit, die als solche noch einmal eigens geprüft und dann zusätzlich und explizit ein weiteres Mal bestätigt worden sein muß. — Ob etwas echt ist oder falsch, also nur nachgemacht und eben kein Original, vielleicht sogar gefälscht mit der Absicht, zu täuschen, genau das ist es, was herausbringen muß, wer sich selbst orientieren möchte und orientieren muß.

Heinz–Ulrich Nennen: Psychologie in Mythen und Märchen. 3. Vorlesung: 30. April 2013

Die Natur der Ungeheuer

Die Monster in Mythen und Märchen lassen sich psychologisch deuten und dann geben sie einiges zu verstehen. Sie sind keine Randfiguren, wo sie auftauchen, dort beherrschen sie bald schon die gesamte Szene. Im Nu werden sie die entscheidenden Schlüsselstellen besetzt haben. Darauf blockieren sie die strategischen Passagen auf uneinnehmbaren Positionen stets genau dort, wo der Held vorbeikommen muß. Drastisch sind die Wirkungen, denn von Stund an wird das Leben immer schwerer gemacht, die Situation wird immer dramatischer, bald schon wird nichts mehr gehen.

Zeitgleich ahnen die Helden zumeist noch nicht einmal, daß *sie* es sind, die der ausweglosen Lage die unglaublich glückliche Wende geben. Während das Ungeheure geradezu plötzlich auftritt, nehmen Helden sich ihre Zeit, denn sie müssen langsam zu sich kommen. Derweil wird der Unheilszusammenhang immer grotesker: Die Lage spitzt sich dramatisch zu und wird zusehens immer aussichtsloser. Erste Gegenmaßnahmen scheitern kläglich, auch stärkere Mittel haben bereits jämmerlich versagt und auch stärkste Mittel bleiben ohne jede Wirkung.

Das Ungeheuer kam aus dem Nicht, plötzlich war es da. Die Wirkungen sind immens, längst ist alles außer Kontrolle. Die ultimative Eskalation ist nur noch eine Frage der Zeit. Widerstand scheint zwecklos, zumal das Monster seine Wirkung noch nicht ganz entfaltet hat. Und schon jetzt ist absehbar, daß es bald nicht mehr voran und auch nicht mehr zurück gehen wird. Dabei ist es nicht einmal eine Option, sich ins schlimme

Schicksal zu fügen ...

Und in der Tat ist die ganze Konstellation ›unnatürlich‹, ja geradezu ›widernatürlich‹. Jede Normalität wird unmöglich, alles weitere wird nicht mehr nur behindert, sondern vollkommen ad absurdum geführt. — Wenn *Ungeheuer* erscheinen, dann handelt es sich eigentlich um eine Epiphanie, wie sie für Geister, Götter und Dämonen so typisch ist. Auch Monster sind wie eine übernatürliche Erscheinung, aber im Unterschied zu den Göttern greifen sie nicht gestalterisch ein. Sie blockieren was lebenswichtig ist, sie rauben die Lebensenergie, vergiften das Leben, verwirren den Geist, die Psyche oder sie rauben die Sinne. Insofern sind sie fast so mächtig wie Götter, weil sie unmittelbar das Ganze gefährden und wirklich alles sehr schnell an den Rand des Ruins bringen können. Aus unerfindlichen Gründen sind sie da, beginnen sie zu wirken, sich zu steigern. Schnell werden sie immer mächtiger, bald sind sie schon unangreifbar und unaufhaltsam. Dann bedrohen und blockieren sie alles was zählt, bis die Lage eskaliert und wirklich gar nichts mehr geht.

Dramatischer könnten Konstellationen nicht sein, das Erscheinen von Ungeheuern spricht für sich. Wenn sie sich dem Leben so manifest in den Weg stellen, dann geben sie allerdings auch immer das eine oder das andere Zeichen. Sie fungieren dabei wie Indikatoren. Mit ihrem Auftreten demonstrieren sie eindeutig, ultimativ und unwiderruflich, daß etwas *Ungeheuerliches* vorgefallen sein muß. Dieses Etwas liegt aber im Dunklen, nicht anders als das, was SIGMUND FREUD als *Verdrängung* dargestellt hat. Mit dem Auftreten von Monstern setzt nun aber die Krise ein, es ist die Wiederkehr des Verdrängten.

Wer nun die Symptome bekämpft, wird nicht verstehen, daß die Monster wie alle märchenhaften oder auch mythischen Figuren immer etwas allegorisch verkörpern. Sie machen etwas Anstößiges sichtbar und zugleich machen sie daraus ein Rätsel. So plötzlich wie sie erscheinen, so schwierig läßt sich die Bedeutung dessen, was daran das Zeichen sein soll, ermessen. Es ist zunächst überhaupt nicht nachvollziehbar, was das Ganze

eigentlich soll. Um die Situation zu verstehen und sie vielleicht sogar deuten zu können, würde man sich allerdings schon darauf einlassen müssen, darüber zu spekulieren, was diese seltsame und bedrohliche Erscheinung ganz konkret ausgelöst haben könnte.

Monster und Melancholie

Alle Monster sind unglücklich, weil sie nicht freiwillig erschienen sind. Sie stehen vielmehr für etwas, das sie erst auf den Plan gerufen hat. Die Bösartigkeit, die sie repräsentieren, trägt selbst einen Verweisungscharakter, die Energie kommt von dem, was es kostet, das Verdrängte verdrängt sein zu lassen. Aber aus irgendwelchen zumeist sehr konkreten Gründen sind genau diese Kosten urplötzlich sprunghaft angestiegen. Also kommt es zu dieser Wiederkehr des Verdrängen und das Monster muß unfreiwilligerweise dafür herhalten, so zu tun, als käme die unsägliche Bedrohung aus dem Nichts. Insofern sind alle diese Ungeheuer wie ein letzter Versuch des Ich, die Verantwortung für etwas Unsägliches doch noch abzuwälzen. Das dürfte dann auch der eigentlich Grund sein dafür, warum die Monster selbst zumeist so melancholisch und des Lebens überdrüssig sind. Es geht nicht wirklich um sie, an ihnen soll nur ein längst überfälliges Exempel statuiert werden. Sie selbst sind aber nie gefragt worden. Vielmehr sind sie so, wie sie sein müssen, nicht so, wie sie selbst würden sein wollen. Eigentlich sind sie sogar unschuldig, so verhaßt und gefürchtet zu sein. Aber sie sind nun einmal auserkoren, den Sündenbock spielen.

Das ist aber nur die Sicht des Phänomenologen, alle diese Hintergründe sind den Beteiligten gar nicht bewußt. Stattdessen liegen manifeste Tabus über der ganzen Angelegenheit. Es ist so typisch, daß nicht einmal angesprochen werden kann, worauf es ankommen würde. Auch nur daran zu denken ist schier unmöglich. Daher findet die Auseinandersetzung dann auch eher auf der emotionalen, nicht auf der rationalen Ebene statt, ganz zu schweigen von der Übersicht über das Ganze, was eine Frage

der Vernunft wäre. Im Eifer des Gefechts und der Emotionen ahnen die Beteiligten nicht einmal, was da eigentlich vor sich geht. Stets dann, wenn es wirklich darauf ankäme, versagt in der Regel unser höheres Reflexionsvermögen.

Eigentlich müßte wenigstens so viel klar sein, daß es Regelmäßigkeiten gibt, typische Konstellationen, in denen Monster auf den Plan treten: Irgend etwas, das in der Vergangenheit liegt, hat nicht nur die psychosoziale sondern auch die transzendente, vielleicht sogar die kosmische Ordnung erschüttert und aus dem Gleichgewicht gebracht. Es ist etwas, das nicht abgegolten ist, das aber Sühne verlangt. Um es mit einem modernen Terminus zu belegen: Es geht um die Frage nach der Verantwortung und darum, daß sich gerade in solchen Konstellationen viele Täter als Opfer und viele Opfer als Täter begreifen. Diese Verschränkung, diese Vermischung, diese illegitime Verbindung zwischen dem was des Täters und dem was des Opfers ist, dürfte dann auch das Substrat dessen sein, wofür das Monster mit seiner ganzen Erscheinung einsteht.

Ungeheuer und Krise

Märchenhafte Monster sind wie Manifestationen von hoch brisanten Entwicklungsstörungen, die so hartnäckig sind wie der Zauber eines bösen Fluchs, der über allem lastet. So steht dann das Ungeheuer nicht nur jeder weiteren Entwicklung im Weg, vielmehr steht es in seiner Erscheinung wie eine Metapher für die Ungeheuerlichkeit einer immer kritischer gewordenen Konstellation, in der bald schon gar nichts mehr geht.

Das ist eben das Besondere an einer *Krise*, die dem Wort nach nicht etwa das ›Ende‹ bedeutet, obwohl wirklich alles danach aussieht, sondern vielmehr einen *schnellen Wandlungsprozeß*. Und dieser Wandel wird vom Monster erzwungen, in dem es die üblichen Auswege blockiert. Die Natur der Ungeheuer ist das *Trauma*, das sie verkörpern müssen. Sie dienen dem Leben, indem sie ausgrenzen, was nicht weiterhin dazu gehören sollte. Sie stehen an einer markanten Wendestelle und erzwingen eine

Entscheidung, sich endlich von etwas zu lösen, das nicht mehr zu halten ist, um dann einen neuen Weg zu gehen, der bisher aber noch nicht offen stand.

Für die psychologische Deutung gehören Drache und Drachentöter unbedingt zusammen. Beide sind gleichsam aus demselben Holz, ganz so, wie HÖLDERLIN so sicher konstatiert:

*Voll Güt' ist. Keiner aber fasset
Allein Gott.
Wo aber Gefahr ist, wächst
Das Rettende auch.*¹

In der Tat ließe es sich als *göttlich gütig* betrachten, wenn gilt, was hier konstatiert wird, daß mit der Gefahr zugleich auch das Rettende wächst und immer mächtiger wird. Insofern ließe sich noch immer so etwas wie das Eingreifen von Göttern darin erblicken. Es ist eine Dramaturgie, die sich sehr schnell auf einen Wendepunkt hinbewegt. Mit dem urplötzliche Erscheinen eines grauenhaften Monsters wird der weitere Weg versperrt. Ein Weitermachen wie bisher wird so unmöglich gemacht. Zugleich werden damit die längst ›unmöglich‹ gewordenen Verhältnisse vor aller Augen endlich sichtbar. Andererseits wird zeitgleich immer auch der Held und damit das Rettende mit auf den Plan gerufen. Während das Monster die üble Vergangenheit repräsentiert, manifestiert sich im Helden das Zukünftige, also etwas, das zu diesem Zeitpunkt noch nicht ist. Genau das macht dann auch die Krise aus, es ist eine Zeit der sehr schnellen Entwicklung, in der sich die Ereignisse überstürzen, eben eine Wendezeit.

HÖLDERLIN hat mit seiner Patmos-Formel also tatsächlich zusammen gesehen und daher auch zusammen gebracht, was zusammen gehört. Die Gefahr und das Rettende, das Ungeheuer und der Held, Drache und Drachentöter sind wie die zwei Seiten einer Medaille. Sie verkörpern die Krise wie JANUS, der

¹Friedrich Hölderlin: Patmos. Dem Landgrafen von Homburg (Ansätze zur letzten Fassung). In: Sämtliche Werke. Bd. 2: Gedichte nach 1800; hrsg. v. F. Beissner; Stuttgart 1951. S. 173.

römische Gott mit den zwei Gesichtern. Mit seinem umfassenden Blickwinkel verkörpert dieser Gott, was Phänomenologie ausmacht. Als Gott des Anfangs und des Endes, der Ein- und Ausgänge verkörpert er das Alte und das Neue zugleich, eben die beiden Seiten einer Krise. Er schaut nach vorn und er schaut zurück. Mit seinen beiden Gesichtern sieht er zugleich in die Vergangenheit und auch in die Zukunft.

Dagegen ist das obligatorisch gegen Ende aller Märchen und viel zu vieler Hollywoodstreifen so geflissentlich abgefeierte Oberflächen-Glück nichts weiter als eine Plattitüde. Im Prinzip ist es ein Neuanfang mit denselben Lebenslügen und kaum mehr als ein Etikettenschwindel. Es kommt nicht darauf an, das Ungeheuer waidgerecht vom Leben zum Tode befördert zu haben. Es käme vielmehr darauf an, genügend *Vernunft* anzubieten, um zu verstehen, was dieses Unheil eigentlich heraufbeschworen hat.



Nicolas Poussin: *Tanz des Lebens*,
1638–1640, London, Wallace Collection,
[Public domain], via Wikimedia Commons.

Erforderlich wäre eine philosophisch-therapeutische Vernunft, die diese Zusammenhänge durchschaut, die es versteht, mit dem Monster zu reden, die es fertig bringt, den ungestümen Helden sehr viel weniger Sportsgeist und dumpfe Männlichkeit und dafür sehr viel mehr an Gelassenheit und Empathie zu verabreichen. Vor allem sollte man sich nicht berauschen am Tod von Ungeheuern, selbst wenn die Lage danach noch so befreit zu sein scheint. Die Freude über den Tod von Ungeheuern hat immer etwas Hintergründiges, das ist der Sumpf, aus dem längst schon wieder neue Verdrängungen hervorquellen.

Ungeheuer haben etwas zu sagen

Der Held kommt gleichsam aus der Zukunft und das Monster vertritt dagegen eine Vergangenheit, die erst noch überwunden werden muß. Aber diese Überwindung erfordert weit mehr als ein Totschlagen des an sich selbst unglücklichen Unwesens. — Es käme auf den Dialog an, auf die bewußte Auseinandersetzung mit einer Vergangenheit, die unabgegolten ist. Da ist eine unbekannte, ungeheuerliche Rechnung offen, von der niemand weiß, weil es tatkräftig und mit erheblichem Aufwand vertuscht wird. Bislang war es noch möglich, alles abzustreiten und einfach darüber hinwegzugehen. Nur inzwischen mehren sich übelste Anzeichen. Allmählich läßt sich auch nicht mehr bestreiten, daß sich da etwas sehr Mächtiges aufbaut, so daß in absehbarer Zeit eine Blockade beginnt, die zusehens bedrohlicher wird.

Helden und Monster gehören zusammen. Die Helden erscheinen wie das Gegenmittel, wie ein Therapeutikum. Es entspricht ihrem jugendlichen Geist voller Tatendrang und überschüssiger Energie, daß sie fast schon wie die Kammerjäger in der Welt ständig nach Abenteuern suchen, um sich zu beweisen, bis auch das letzte Untier, der letzte Bär oder Wolf waidgerecht erlegt worden ist.

Die Jagd-Metaphorik greift aber zu kurz, um zu verstehen, was es mit dieser seltsamen Einheit zwischen den beiden, zwischen Täter und Opfer eigentlich auf sich hat. Auf *eines* kommt es daher an, nicht so sehr auf den Kampf, sondern vor allem auf den Dialog zwischen den beiden, falls dieser denn überhaupt vorgesehen ist. Das war dann auch der Kardinalfehler im *Matrix*-Monumental-Versuch, die Höhlen PLATONS tatsächlich wahr werden zu lassen in einem Film, der die Wirklichkeit hätte spiegeln können. Gerade für den radikalen Konstruktivismus ist es schließlich nicht von der Hand zu weisen, daß wir uns tatsächlich in einer Höhle befinden könnten, daß der Höhlenausgang immer nur eine weiter Höhle führt und daß man in einer Höhle nicht erklären kann, was eine Höhle ist.

Stattdessen verlegt sich der Film auf eine Rhetorik der Slow--

Motion–Stunts. Wie üblich wurde erst geschossen, um nicht erst reden zu müssen. Es ging ums Töten, um die Ästhetik aberwitziger Kampfszenen mit zersplitternden Kacheln und Slow–Motion–Kugel–Gefechten. Ästhetisch vielleicht spektakulär, als Gimmick nicht schlecht, als Aussage zum philosophischen Problem aber von unterirdischem Niveau.¹

Nur wenn er auch Philosoph sein würde, nur dann wäre der Held das, was er verkörpert, ein psychologisch hochmotiviertes Therapeutikum. Der Mut und die eigentliche Heldenhaftigkeit bestünde dann genau darin, dem Ungeheuerlichen ins Auge zu blicken. Erforderlich wäre die unbedingte Möglichkeit, darüber reden zu können, was eigentlich Sache ist. Es geht schließlich um eine existentielle Krise, um eine wirklich wichtige Entscheidung und dazu ist Überlegen erforderlich und vor allem Verstehen. Es wäre von ganz großer Bedeutung, nachvollziehen zu können, was da eigentlich ursächlich vor sich gegangen ist, warum das Ungeheuerliche seinen Lauf nehmen mußte.

Aber greifen wir nicht vor. Zunächst muß sie die Krise in ihrer gesamten Tragweite als Situation der Entscheidung erst aufbauen. Zwischen Monstern und Helden gibt es dabei unterschiedliche Geschwindigkeiten. Sobald das Monster auftritt, eskalieren die Verhältnisse sehr schnell. Alles schaukelt sich auf, so daß die Krise sehr schnell kulminiert, derweil braucht es auf Seiten des Helden stets ein wenig mehr Zeit.

Die Selbstfindung der Helden

Erst muß es überhaupt zur Krise kommen. Erst dann, wenn die Bedingung für die Möglichkeit erfüllt ist, sich dem Verdrängten nunmehr stellen zu müssen, erst dann kommt die Story überhaupt in Gang. Beide gehören insofern zusammen, das Monster um die Krise endlich auszulösen und der Held, um wiederum dagegen aufzutreten.

¹Matrix. Science–Fiction–Film aus dem Jahr 1999. Regie führten die Wachowski–Geschwister, die auch das Drehbuch schrieben.

Während sich also die ganze Situation immer mehr zuspitzt, sind die Helden derweil ganz bei sich. Sie sind noch gar nicht zu sich gekommen, ahnen oft nicht einmal, was aus ihnen wird, was mit ihnen geschieht. Sie werden sich ihrer selbst soeben erst bewußt. Außerdem haben sie zuvor noch einen Prozeß der Selbstfindung zu durchlaufen, bevor das eigentliche Abenteuer beginnt.

Während also der Held ganz bei sich ist, anfangs sogar noch vollkommen in sich gekehrt, ist das Ungeheuer bereits ganz außer sich. Ohne jede Gegenwehr kann es sich ungehindert vergehen an jener Wirklichkeit, die allerdings ohnehin nicht mehr lange zu halten ist. Aber in dieser Situation ist ein Ausweg noch ganz und gar unvorstellbar, die Krise nähert sich daraufhin unaufhaltbar einer Katastrophe, die bereits absehbar ist. — Mythen und Märchen aber auch Hollywoodstreifen spielen gern mit diesem Motiv, daß ein Monster vollkommen außer sich gerät, wie etwa die *Medusa*, die einfach nur noch durch Blicke töten will und töten muß.

Zumeist haben Helden einen ausgezeichneten, durchaus untrüglichen Blick für das, was authentisch ist. Sie bringen besondere Fähigkeiten mit, sind sie doch dazu da, das Blendwerk, die Verblendung und das damit Verdrängte zu durchschauen. Alle diese Helden verfügen entweder selbst über außerordentliche Fähigkeiten oder zumindest ganz exklusiv vermittelt durch den Beistand hilfreicher Geister, die ihnen das Unmögliche möglich machen. Oft wird dann das Entscheidende von freundschaftlich verbundenen Göttern souffliert: Sie wissen, daß etwas falsch ist, sie sagen, was falsch am Falschen ist, woran es sich erkennen läßt und wie damit umzugehen sei.

Immer geht es ums Original, darum, daß etwas illegitimerweise beansprucht und dabei um seine Natur gebracht worden ist. Anfangs ist die Bedeutung von alledem überhaupt nicht klar. Irgend wer hat jedenfalls etwas getan und irgend jemand anderes hat erlitten, was nicht getan und nicht hätte erlitten worden sein sollen. Stets geht es dabei um das Wahre und Falsche, das Echte und das Unechte, das Bewußte und das Verdrängte und

schlußendlich geht es um die Probe der *Authentizität*. — Das märchenhaft glückliche Ende ist dann die Wiederherstellung einer Ordnung, die nachhaltig gestört worden ist. Eigentlich ist es aber weit mehr als nur die Wiederherstellung, denn wenn es nachhaltig sein soll, dann müßte es vielmehr ein vollkommen unüblicher Neubeginn sein.

Die Motive sind zumeist denkbar einfach, so will sich etwa die ewig Zweite unter den Schönen mit ihrer Zweitrangigkeit einfach nicht mehr abfinden. Also verfällt sie auf die Idee, der Konkurrentin diesen Rang durch einen Mordanschlag streitig zu machen. Das ist in der Regel der Auslöser, daß sich Widersacher einen Rang anmaßen, der ihnen nicht zusteht. Die angeeignete Qualität bleibt dann auch nur rein äußerlich, sie bleibt Anmaßung, die ganze Figur ist nicht authentisch und sie kann es auch nicht werden.

Es wäre kein Märchen, wenn das Vorhaben gelänge, denn dann wäre die Zweitschönste, was sie nicht ist und niemals sein kann, — die Schönste im ganzen Land. Aber ein Original ist keine Fälschung, die Zweite würde auch nach dem Tod der Schönsten immer nur Zweite bleiben. Das Moralempfinden dahinter ist denkbar einfach aber bei näheren Hinsehen ganz und gar nicht so überzeugend.

Märchen setzen auf statische Welten, in denen die Veränderung immer nur Probleme bereitet, bis am Ende der ursprüngliche Zustand dann doch noch wieder hergestellt wird. Warum ist sie nicht glücklich geblieben mit dem, was sie ohnehin hatte, die Zweitschönste zu sein. Das ist die Moral einer Märchenwelt, die auf vormoderne Welten setzt. Aber die Ambitionen böser Schwiegermütter, die zumeist allegorisch für komplexe gesellschaftliche Zwänge stehen, sind stets viel zu groß.

Systematisch werden unlautere Mittel eingesetzt. Alle diese Figuren mit ihren illegitimen Ambitionen brennen vor Ehrgeiz, zumeist nicht für sich, sondern eher für die eigenen, gleichwohl aber mißratenen Töchter. Wo dagegen die Schwiegermutter für sich selbst agiert und dabei nicht vor Lug und Trug, vor Gewalt und Heimtücke und zuletzt nicht einmal vor Mord zurück-

schreckt, dort wird sie schlußendlich auch noch den vormaligen Rang verlieren, wenigstens die Zweitschönste zu sein. — Das ist Märchen–Moral.

Störfälle in der Märchenwelt

Die Plots von Märchen und Mythen kreisen in der Regel um diese Grundeinstellung, daß die Welt eigentlich als wohl geordnet betrachtet werden darf. Es sind immer nur begrenzte und daher beherrschbare Störfälle in dieser Märchenwelt, die durchgespielt werden um zu dokumentieren, daß zu guter Letzt die verlorene oder auch verzauberte Natur schlußendlich doch wieder hergestellt wird. Mag die Lage zwischenzeitlich noch so hoffnungslos erscheinen, schlußendlich gelingt es doch, der ganzen Angelegenheit die entscheidende Wende zu gebe. Die illegitime Seite wird vernichtend geschwächt und schließlich geschlagen.

Unmittelbar darauf tritt die unterdrückte Seite wieder in Erscheinung, das gelingt sogar dann noch, wenn die Opfer bereits mit Haut und Haaren verschlungen worden sind. Regelmäßig wird die vormals heile Welt wieder hergestellt, der böse Zauber, der das Authentische verhüllt, wird entzaubert und das Leben geht endlich wieder seinen geordneten Gang. Alle Übellichkeiten sind dann urplötzlich nicht mehr blockiert, alles wird wieder so, wie es sein muß. Sogar die Ohrfeige vom Koch an den Küchenjungen wird nach dem einhundertjährigen Schlaf im Dornröschenschloß verlässlich verabreicht. — Aber alles wird zumeist auch nur so, wie es vorher schon war.

Es ist seltsam, was da im Vorfeld geschehen sein muß, wenn doch anzunehmen ist, daß eine illegitime Seite zumeist unter Einsatz krimineller Mittel über etwas verfügt, worüber zu verfügen niemandem zustehen kann. Zu guter Letzt muß aber die illegitime Seite des Täters untergehen, sei scheitert an sich selbst, an der eigenen Un–Tat. Sie wird ihrer Macht beraubt und muß freigeben, was zuvor blockiert, gefangen gehalten, verzaubert, geschwächt oder vergiftet worden ist. Zugleich er-

halten dann auch die Urheber und Nutznießer des vormaligen Verschwörungszusammenhangs ihre nicht selten kindgerechte drakonische Strafe wie einen gerechten Lohn.

Näher betrachtet wird offenbar, wie viel eigentlich auf dem Spiel steht, bei den entscheidenden Anfragen nach der *Authentizität*, nach der Rechtmäßigkeit, nach der Glaub- und Vertrauenswürdigkeit handlungsleitender Figuren. Nur sind sie im Märchen zumeist einfältig genug, keine Brechungen zu haben. Märchenfiguren sind entweder einfach nur ganz gut oder ebenso generell einfach nur durch und durch böse. Genau darin liegt dann auch oft bereits der Anlaß für das eigentliche Vergehen, daß sie nicht haben bleiben wollen, was und wie sie nun einmal sind, daß sie begehrt haben, was ihnen aus nicht immer ganz so eindeutigen Gründen angeblich nun einmal nicht zusteht.

Die Weltordnung der Privilegierten, das Anspruchsdenken auf der einen und eine nicht minder extrem dargestellte Anspruchslosigkeit auf der anderen Seite ist durchaus nicht ganz so selbstverständlich, wie es in den Märchen immerzu dargestellt wird. Die geltende, allgemein verbindliche, dann aber durch die einschlägigen Übeltäter verletzte Weltordnung der Privilegierten und der Minderbemittelten ist ein seltsamer Hintergrund, den legitimen vom illegitimen Anspruch unterscheiden zu wollen. Märchen machen sich die Klassifizierung der Welt in solche, die das Recht auf Ansprüche haben und solche, die die Pflicht haben, den Ansprüchen anderer klaglos zu dienen, ein wenig leicht. Alle diese, denen ›falsche‹ Ansprüche unterstellt werden, erscheinen nicht nur böseartig, sondern immer auch häßlich und unbedarfte Kinokonsumenten fallen prompt darauf herein.

Eigentlich steht der Ausgang aller dieser Storys immer schon fest: Die ›Häßlichen‹ werden sich gegen die ›Guten‹ nicht durchsetzen. Alle Verwandlungen, alle Dirty tricks werden ihnen nicht helfen, wirklich anders zu werden oder wenigstens anders zu scheinen. Die Welt erscheint wohl geordnet wie eine Zweiklassen-Gesellschaft derer, die im Licht sind und derer, denen dieses Glück nicht zusteht. Durch die systematische Verhäßlichung der Ausgestoßenen gelingt es darüber hinaus, sie sogar noch

ihrer Rechte zu berauben. Sie sollten sich endlich bescheiden, was sie aber nicht tun werden.

Daher müssen immer wieder neue Monster entstehen, weil niemand bereit ist, sich wirklich darauf einzulassen, ob sie uns nicht über die Gründe ihres Entstehens etwas auch für uns selbst wichtiges zu sagen haben. Stattdessen werden tatkräftige, hoch aktivistische, zumeist narzisstische und selten nachdenkliche Helden ausgesandt, die erst schießen und dann vielleicht noch eine trockene Bemerkung machen. Alles konzentriert sich dann auf die magischen Hände dieser Gegen-Täter, die zuletzt nur getötet aber nicht verstanden haben, was da umgebracht wurde. Ihre Gewissenlosigkeit steht derjenigen von Attentäter in nichts nach, nur stehen sie eben auf der angeblich ›guten‹ Seite, was sie sympathisch und vor allem ›schön‹ macht.

Nur Helden haben das Zeug dazu, sich tatsächlich zu verwandeln. Sie kommen aus der Zukunft um die Gegenwart zu retten, indem sie in der oft so obligatorischen Abgeschiedenheiten zuvor die erforderlichen Selbsterfahrungen machen, als wären sie doch, was sie nur vorgeben zu sein, wehrhafte Wandermönche ohne Fehl und Tadel.

Die den Märchenhelden angedichtete höhere Dignität macht sie erst zu Auserwählten, die zunächst ganz allein auf sich gestellt die entscheidenden Erfahrungen machen und den Weg zu sich selbst und der eigenen höheren Natur tatsächlich finden. Das Monströse am Monster fungiert dagegen als Kontrastmittel, als das gerade Gegenteil dessen, worauf es beim Helden als dem Repräsentanten einer kommenden ganz neuen Zeit wirklich ankommt. Das Monster ist daher mit sich selbst nicht nur untröstlich unglücklich, weil es gar keine Chance hat, aus sich etwas Glücklicheres zu machen. Ungeheuer werden nur als Symptome gebraucht, alles konzentriert sich auf sie, dabei stehen sie nur für etwas, das sie nicht sind.

Hollywood hat aus diesem Muster eine hochgefährliche Weltanschauung gemacht. Seit Jahrzehnten delectiert man sich an der Lust, selbst herbeiphantasierter, immer totaler werdender Weltuntergänge. Aber immer geht schlußendlich doch noch

einmal alles gut. Die zumeist selten schräg motivierten Finsterlinge werden aufgespürt und ›ausgeschaltet‹, als wären es nur schadhaft gewordene technische Module.

Monster und Wahn

Auf die Idee, daß der Geist dieser Gesellschaften selbst es ist, der diese Ungeheuer auf den Plan ruft, mag niemand wirklich kommen. Je mehr Einzelne sich abmühen, durch ein neuerliches Fanal das ganz große Zeichen zu setzen, umso mehr schweißen sich die Gegenverschwörer einer Normalität dagegen zusammen. So entsteht eine verkehrte Welt, in der nichts mehr so ist, wie es erscheint. Toleranz wird repressiv und fundamentalistische Glaubenswelten erscheinen, als versprächen sie jene Freiheit, die in den Konsum- und Statuswelten der Eventkultur ohnehin nicht wirklich zu haben ist.

Massenmörder wie BREIVIK fallen keineswegs vom Himmel, sie sind das Produkt einer Gesellschaft, die auf Toleranz setzt aber Repression erzeugt, eine Form der Political Correctness, die mit Tabus regiert und glaubt vorschreiben zu dürfen, was überhaupt noch wie zu sagen, was nicht einmal mehr zu denken und auch nicht zu fühlen sei. Die so an den Rand gedrängten seltsamen Irren sehen sich darauf fundamental in ihrer Existenz gefährdet. In ihnen macht sich eine Angst vor ›Überfremdung‹ breit, die aber selbst nur ein Symptom ist dafür, daß sie nicht wirklich wissen, was mit ihnen ist. — Sie glauben fest daran, daß so etwas wie eine heilige Ordnung verletzt worden sei, dabei fehlt ihnen einfach der Kopf, sich tatsächlich einen solchen zu machen. Aber da sie ohnehin der Auffassung sind, die Zeit, sich Gedanken zu machen, sei längst vorbei, tun sie, was die Moderne von Anfang an begleitet hat, sie verabreichen den von ihnen so abgrundtief verhassten Gesellschaften durch die Propaganda der Tat einen Eindruck davon, was es bedeutet, gefährdet zu sein, ständig Angst haben zu müssen.

Monster sind nicht nur existenzgefährdend, sie haben eigentlich selbst nur eine äußerst prekäre Existenz. Sie sind daher

durchaus angreifbar, aber nur dann, wenn man sich von ihnen nicht blenden, nicht abschrecken und vor allem nicht überwältigen läßt. So traumwandlerisch sicher wie die Helden ihren Weg gehen, wie sie sich mit dem Ungeheuren konfrontieren, so sicher werden sie auch mit dem Monströsen fertig. Schlußendlich fehlt nur noch der letzte Anstoß, die üble Verschwörung wie ein Kartenhaus in sich einstürzen zu lassen.

Während sich andere wieder und wieder vom äußeren Schein blenden lassen, verfügen Helden allerdings über das zweite Gesicht. Sie wissen, worauf es ankommt und wenn nicht, dann fällt es ihnen zu, daß sich vor ihren Augen die Trugbilder auflösen, daß die Gespenster verschwinden, daß sich alle Schleier lichten.

Helden in Märchen und Mythen genießen eine exemplarische Sicherheit, entscheidende Differenzen nicht nur zu bemerken, sondern auch damit umzugehen. Monster werden zur Strecke gebracht und die Verschwörer werden noch hinter ihren Masken enttarnt. Sie wissen, worauf es ankommt, sie müssen nicht einmal mehr danach fragen, was authentisch ist, es scheint, als könnten sie es bereits spüren. Gern wird dabei immer etwas übertreiben, läßt sich doch auf diese Weise so leicht unter Beweis stellen, daß der Held wirklich tatsächlich ein solcher ist.

Während sich Märchenhelden darauf verstehen, mit Ungeheuern ebenso wie mit Ungeheuerlichkeiten umzugehen, um sodann alles zum besseren zu wenden, bleibt uns dagegen nichts anderes, als die *Vernunft* zur Hilfe zu rufen. Die Frage nach der *Authentizität*, ob etwas Bestand haben kann und wie vertrauenswürdig es ist, muß daher die Vernunft auf den Plan rufen. — Das Gegenteil kommt zum Ausdruck in Bewertungsfiguren, ganz im Sinne der Spruchweisheit: *Unrecht Gut gedeiht nicht gut.*

Im Hintergrund steht althergebrachtes magisches Kausaldenken, wenn erwartet wird, die Freude über ein unrecht erworbenes Gutes sei nur begrenzter Dauer. Es scheint, als läge ein Fluch in der Sache selbst:

»*Übel Erworbenes geht übel zu Ende*«. ¹

Unschwer ist hier die *Nemesis* zu erkennen, sie waltet als strafende, unmittelbar ausgleichende Gerechtigkeit und gibt sich zu erkennen am ausbleibenden Glück, am aufkommenden Unglück, als ginge es um eine im unrechten Gut ausgelöste Selbstzerstörungssequenz, die mit dem Akt des Unrechts zugleich aktiviert worden sein muß. Im Hintergrund steht eine urtümliche magische Vorstellung dafür ein, daß die *Nemesis* früher oder später, auf die eine oder andere Weise eingreifen wird, ja eingreifen muß, worauf das Unglück unaufhaltbar seinen Lauf nehmen wird.

¹›Male parta male dilabuntur‹. In: Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzl. neubearb. u. verm. Aufl.. Dreizehnter Band: Lyrik bis Mitterwurzer. Neuer Abdruck. Leipzig und Wien: 1907. S. 166.

Heinz–Ulrich Nennen: Psychologie in Mythen und Märchen. 4. Vorlesung: 7. Mai 2013

Mit Geistern im Bunde

In den Vorstellungswelten von Märchen und Mythen geschieht einiges hinter dem Rücken der Akteure. Es sind magische Welten am Werke, in denen Geister, Tiere und oft auch die Sachen selbst ein Eigenleben führen. Kinder schätzen diesen Animismus, es kommt der Phantasie entgegen, wenn in der Welt bunt zugeht und keine relevanten Unterschiede zwischen Menschen, Tieren und Sachen gemacht werden. Aber auch Erwachsene sind hintergründig noch immer davon eingenommen, daß die Welt in Strukturen eingebunden sein könnte, die dem Magischen gewisse Möglichkeiten bietet, sich auszuagieren. Viele unserer Modellvorstellungen haben ihre eigentliche Basis in diesen Erwartungen, weil wir uns in einer geistig durchseelten Welt noch immer ein wenig heimischer fühlen.

Es scheint daher, als ginge das Gelingen auch von der Sache selbst aus, als wären Glück oder Unglück magisch mit dem Objekt der Begierde verbunden. Es sieht so aus, als hätten die Dinge selbst ein Gedächtnis, einen eigenen Impuls, sich denen alsbald wieder zu entziehen, die nicht befugt sind, sie zu besitzen. Häufig lassen sie sich von Unbefugten gar nicht erst in Besitz nehmen, so geben sich Helden dann auch zu erkennen. Sie sind die Auserwählten, auf die es ankommen wird. Sie werden als solche erkannt, etwa wenn sie ein ganz besonderes Schwert ziehen können, das ansonsten niemand zu ziehen in der Lage ist, auch nicht die ansonsten stets so bevorzugten Mächtigen jedweder Provenienz, denen alles zufällt, die alles bereits haben.

Diese haben sich zumeist bereits redlich abgemüht und dann

auch brachiale Gewalt eingesetzt, waren aber erfolglos. Nun mögen sie es einfach nicht glauben, daß ausgerechnet ihnen die Krönung durch die Inbesitznahme der entscheidenden Insignien ihrer Macht vorenthalten bleiben soll. Sie treten dann seltsam kleinmütig zurück, wohl auch, weil sie erwarten, daß auch der Märchenheld keineswegs fertig bringen wird, was sie nicht fertig gebracht haben, wenn die Schlüsselszene beginnt und das magische Werkzeug sich urplötzlich gar nicht mehr als spröde sondern als zugetan erweist.

Überhaupt verfügen Helden über die Fähigkeit, Aufgaben zu bewältigen, die kaum zu bewältigen sind, jedenfalls nicht von Normalsterblichen, von Aufschneidern, Maulhelden, von Neidern oder Strebern. Sie alle sind nicht, was den echten Helden ausmacht, auf eine spezifische Weise auserwählt und ganz gewiß mit Geistern und Göttern im Bunde. — Eigentlich müßten es die Unberufenen selbst wissen, daß sie nicht gemeint sein können, aber sie täuschen sich und andere, auf daß insbesondere die Märchen viel Gelegenheit haben, über das banale Schicksal derer zu befinden, die nicht auserwählt sind.

Nicht nur Menschen, sondern auch Geister und schließlich sogar die magisch aufgeladenen Dinge spüren offenbar sehr genau, mit wem sie es zu tun haben. So sehr wie die Geister, Menschen und Dinge den Auserwählten entgegenkommen, so sehr verweigern sie sich den Unwürdigen, weil sie es nicht verdient haben, daß ihnen die Welt offen steht und die Dinge ihnen zugeneigt sind. Also greifen die nicht Berufenen zu unlauteren Mitteln, um sich gewaltsam in der Besitz der ihnen vorenthaltenen Objekte des Begehrens zu bringen. Spätestens von diesem Augenblick an wird sich die Welt gegen sie verschwören, was aber anfangs immer nur ganz langsam vor sich geht. Ganz unmerklich braut sich etwas gegen sie zusammen, aber nichts geht, ohne das Erscheinen des Helden.

Noch verfügen diese Despoten über alle Macht. Sie stehen nicht selten kurz davor, wirklich unbesiegbar, sogar unanfechtbar zu werden. Ihre illegitime Macht wird alsbald schon uneingeschränkt sein. Zumeist fehlt nur noch sehr wenig, der Welt

eine ungeheure Paradoxie aufzubürden, daß etwas ist, was gar nicht sein kann, weil es nicht sein darf.

Im Märchen steigt darauf die Spannung zwischen den Protagonisten und den Antagonisten zusehens, es fehlt nicht mehr viel, dann läßt sich gar nichts mehr dagegen machen. Während also die Finsterlinge zum Gipfel der Macht immer weiter voranschreiten und sich zumeist ihrer Sache ein wenig zu sicher sind, beginnen die Helden im Verborgenen zeitgleich soeben erst mit dem entscheidenden Prozeß ihrer Entwicklung. Auch auf der Objektebene bereitet sich zunächst noch unmerklich eine Revolte gegen illegitime Gewalthaber vor, die sich allerdings noch auf ihre Macht, auf Zauberkräfte, auf Ranküne und dunkle Machenschaften stützen können.

Der tiefe Fall nach dem Höhenflug kommt spät aber er wird kommen, mit absoluter Sicherheit. Während der Held von außen erst ganz langsam ins Geschehen eintritt, um die Machtgrundlage zu zerstören, kommen ihm als begnadete Saboteure im Innern manche der mißbrauchten Opfer heimlich hilfreich entgegen. Ihr akutes Leiden unter dem Despotischen, Egomanischen, unter der Perfidie unbestrittener aber umstrittener Macht motiviert sie, dem Helden mit Sympathie zu begegnen, sie werden ihm daher, nicht anders als es die Geißlein im Märchen tun, wertvolle Hinweise liefern, wie es möglich ist, unerkant und unbemerkt ins System einzudringen, um es von innen zu zerstören.

Das despotische Ich

Es ist Magie im Spiele, gerade mißbrauchte Wesen und mitunter sogar Dinge können offenbar sehr nachtragend sein. Es scheint, als würden sie das an ihnen oder auch das mit ihnen begangene Unrecht insgeheim im Gedächtnis bewahren, als wären sie wie im Märchen nur verzaubert und von ihrer wahren Natur entfremdet, als wären sie verflucht wie im Epos oder unausweichlich schicksalsergeben wie in der Tragödie. Ganz offenbar sehen sie nun aber ihre Chance, die Bande zu lösen. Zu diesem Zeitpunkt wird dann der Rezipient oft ganz ausdrück-

lich nochmals mit exzessiver Gewalt konfrontiert, etwa wenn dokumentiert wird, wie sich das Haupt der äußerst unheilvollen Macht–Konstellation eines unleidig gewordenen Vasallen ohne Federlesens brutalst–möglich entledigt. Gerade Filme operieren gern mit diesem Motiv, um die Verachtungswürdigkeit dieser Figur, die Unerträglichkeit dieser Machenschaften, die Unhaltbarkeit solcher Zustände noch einmal explizit zu dokumentieren.

Der Despot ist also nicht nur durch den aufkommenden Helden im Äußeren, sondern vor allem auch durch die aufkommende Unbotmäßigkeit im Inneren seines eigenen Herrschaftsbereichs bereits akut gefährdet, ohne daß er es ahnen würde, zumal er doch soeben zum ultimativen Schlag ausholt. Aber der Bogen ist längst überspannt, auf der letzten Etappe beginnt das eigene Versagen. Despoten haben dann immer etwas exorbitant Kleinkariertes, als ahnten sie, daß es schlußendlich nicht gut ausgehen werde. Während der Held immer näher kommt, fügt das magische Denken diesem Motiv dann noch einen ultimativen Aspekt hinzu, wenn nicht mehr nur einige der bisherigen Vasallen sondern auch noch die Dinge beginnen, sich zu verweigern, als wäre es eine Verschwörung der Sachen selbst. Die Konstellation wird also immer dichter, es muß einfach zum Showdown kommen.

Was hier nach magischem Welt–Verständnis in die Sachen selbst hineingelegt wird, läßt sich auch psychologisch deuten. Der Despot wäre dann das *Ich* einer neurotischen *Psyche*, die bereits ihre besten Tage hinter sich hat. Die Verdrängungsarbeit wird immer aufwendiger, daher ist das despotische Ich bereits im Begriff, die ganze Macht zu übernehmen, aber genau daran wird es bald schon scheitern. Demnach wäre der verborgene Held das neue *Ich*, eine psychologisch revolutionäre Gestalt, die zunächst noch erfolgreich davon abgehalten wird, ins Geschehen einzugreifen. Aber auch diese Figur wird immer mächtiger. Sie kommt von außerhalb und tritt sehr oft sogar völlig unbemerkt ins Geschehen ein, so wie ODYSSEUS zunächst völlig unerkannt wieder in seinem Haus auftaucht.

Zeitgleich ist das System selbst längst instabil geworden.

Nichts läuft mehr rund. Da ist eine aufkommende Unzuverlässigkeit vormals treu ergebener Vasallen zu verzeichnen, eine zunehmende Aufsässigkeit von Abhängigen macht sich breit, erste Anzeichen für Revolten sind zu verspüren, ja sogar die Dinge selbst beginnen sich zu verschwören, gegen einen nur noch egomanischen, längst irrsinnig gewordenen Gewalthaber, der zusehens auch noch die Selbstkontrolle verliert. Ein Unglück kommt eben selten allein.

Solche Gewalthabern verkörpern allegorisch immer auch ein despotisches *Ich*. Bei den notleidenden Ländern handelt es sich um Innenwelten, die als Staaten sehr wohl genau so verwunschen sein können, wie es die Märchen beschreiben. So wird dann die ganze Szenerie allegorisch. Alle diese Konstellation stehen programmatisch für die aufkommende Krise einer *Psyche*, die sich *so* nicht mehr lange wird halten können.

Eine manifeste Krise ist längst unabwendbar geworden, aber noch stehen alle Aspekte augenscheinlich gut, alles fügt sich — scheinbar. Es sieht sogar gut aus, zumal nur noch ein letzter Coup gelingen muß, um endlich unangreifbar zu werden. Und es scheint, als würde auch das bald schon gelingen, die verkehrte Welt als die richtige zu etablieren. Dann wäre die Umwertung der Werte konsequent und unanfechtbar gemacht worden, mit diesem letzten Akt. Das Illegitime wäre dann legitimiert und damit in seiner Rechtmäßigkeit unbestreitbar. Aber genau dieses ultimative Manöver ist regelmäßig der Anfang vom Ende.

Die Wiederkehr des Verdrängten

Viele dieser Plots zeigen ein außerordentliches Gespür für Psychologie, für das immer dichter werdende Geflecht aus Ängsten, Kontrollwahn und Zwangshandlungen in solche Konstellationen. Die Handlung setzt ein, kurz nachdem die Verhältnisse definitiv unerträglich geworden sind. Dabei wird demonstriert, was an einer solchen immer schlechter werdenden Wirklichkeit alles nicht von Dauer sein kann, zumal der betriebene Aufwand immer größer wird. Hinter einem Dickicht von Lebenslügen,

Zwangshandlungen, Wahnvorstellungen und Ängsten, verbunden mit einer rigiden Kontrolle und nicht selten aberwitzigen Reglements, die sehr häufig gerade Alltägliches mit strengen Tabus belegen, soll verborgen werden und verdrängt bleiben, was nicht ›hoch‹ kommen und damit bewußt werden soll. — Die Traumzensur setzt bereits beim Wachbewußtsein an, wenn die Sprache durch Tabus möglichst lückenlos kontrolliert wird und vorherbestimmt wird, was überhaupt wie gesagt und was gar nicht erst angesprochen, was nicht einmal angedacht werden darf.

Der zu betreibende Aufwand, die komplexe Arbeit der Verdrängung auf allen Ebenen dauerhaft zu garantieren, wächst mit der Zeit ins Unermeßliche. Daher lassen sich solche Verdrängungskomplexe nicht auf Dauer halten. Nicht von ungefähr geht es daher in den Plots sehr oft um dieses ganz entscheidende letzte Manöver, das Unrecht zu legitimieren, das Paranormale endlich zur Normalität werden zu lassen. Es gilt, die Ängste hinter alledem endgültig ruhig zu stellen, was aber gar nicht gelingen kann. Es gelingt nicht, die eigene Anfechtbarkeit umzudrehen, etwa indem andere bedroht werden, die sich nicht daran halten, daß an manches nicht gerührt werden darf.

Vor allem dieses ultimative Manöver gelingt nicht, weil der zu betreibende Aufwand mit der Zeit ganz beträchtlich wird. Das Motiv ist nicht mehr die Angst, sondern die Angst vor der Angst. Es ist nicht mehr nur Kontrolle, sondern die Angst vor dem Verlust einer Kontrolle, die selbst bereits korrumpiert sein könnte. Tatsächlich muß immer mehr Zwang ausgeübt werden und das wiederum verhindert, was so sehnlichst gewünscht wird, eine Normalität, auf die Verlaß sein würde. Stattdessen wird es immer schwieriger, unter solchen Umständen die eigene Psyche überhaupt noch zu stabilisieren. Sehr schnell kann Panik aufkommen, wenn der Eindruck entsteht, die Kontrolle sei irgendwo lückenhaft, vielleicht auch viel zu arglos, sie werde vielleicht sogar bewußt hinters Licht geführt. Und tatsächlich zeigen sich dem unbeteiligten Beobachter in den Konstrukten solcher Wirklichkeiten unverkennbar bereits die ersten Struk-

turbrüche.

Man sollte sich vor Augen führen, welcher Aufwand betrieben werden muß, sich und anderen die angebliche Richtigkeit einer tatsächlich aber vollkommen falschen Welt tagtäglich glaubhaft zu versichern. Spätestens mit dem Auftauchen der Ungeheuer sind dann aber die ultimativen Grenzen der Belastung endgültig überschritten, so unwirklich sie sind — diese Monster, so stur real geben sie sich. Sie demonstrieren, daß etwas, daß vieles, daß gar nichts mehr in Ordnung ist. Durch ihre monströse Existenz verweisen sie darauf, was alles wie weit weg ist vom Idealzustand einer Normalität, die unerreichbar zu sein schein.

Wenn mythische Ungeheuer auftreten, dann markieren sie den Anfang vom Ende einer inzwischen längst heillos gewordenen Konstellation. Bald schon wird nichts mehr gehen, mit der Krise kommt es zur Entscheidung. Es ist genau diejenige Situation, die über Jahre hatte vermieden werden sollen. Die Arbeit an der Verdrängung, die dauernde Abwehr der Erinnerung an die Untat, an Schuldgefühle, Peinlichkeiten und schwerste seelische Verletzungen, das Wissen um die Unnatürlichkeit und der dauernde Kampf gegen alle Zweifel kostet auf Dauer eine ungeheure Kraft, es zerrt an den Nerven und zehrt alles auf. Solche Arrangements kosten früher oder später nicht mehr nur das Seelenheil, sondern sie rauben auch den letzten Verstand, weil sie einfach keine Ruhe mehr lassen.

In diesem Augenblick tritt dann auch das Monster in Erscheinung und beginnt, sein Unwesen zu treiben. Damit wird nunmehr *öffentlich* gemacht, was sich zuvor im Verborgenen abgespielt hat. Das Ungeheuer bedroht auch nicht mehr nur unmittelbar das neurotische Ich sondern den gesamten Komplex aller Beziehungen, die verursacht, ermöglicht, geduldet oder zumindest nicht verhindert haben, daß so etwas möglich gewesen ist.

Wenn das Ungeheuer die Bühne betritt, dann wird nicht nur der isolierte Täter bedroht. Vielmehr zielt diese Erscheinung auf den gesamten Zusammenhang einer Welt aus Angst, Zwang und Verdrängung. — Daher ist es so wichtig, mit den Monstern zu

reden. Daher wäre es so entscheidend, in Erfahrung zu bringen, was denn eine Gesellschaft derart krank machen kann, daß sich in ihr solche Täter entwickeln.

Daher sind auch die Diskurse über Täter, Tatopfer und über die Hintergründe zumeist so belastet. Dahinter steckt eben zumeist sehr viel mehr als ein Einzeltäter, sondern ein Zusammenhang, in dem dieser Täter seinerseits wiederum ein Opfer gewesen sein könnte. — Aber das würde wiederum in irgendeiner Weise so etwas wie Mitgefühl mit dem Täter erforderlich machen. Genau an diesem Punkt beginnt daher eine gesellschaftsübergreifende Verdrängungsarbeit, die von so etwas nichts hören will, weil es ängstigen muß, auch nur daran zu denken, daß die Gesellschaften selbst nicht ganz unbeteiligt daran sein dürften, die solche Täter hervorbringen.

Aber man wird sich hüten, einen Blick in diesen Spiegel zu tun. Genau das aber wäre die Botschaft, wie sie den Monstern entspräche, wollte man wirklich wissen, warum das Ungeheuer tatsächlich die gesamte Gemeinschaft und nicht einfach nur den Täter bedroht. Es hat also einen höheren Sinn, wenn mit der Erscheinung der Unwesen nicht nur die Unholde selbst, nicht nur das neurotische Ich, sondern vielmehr eine ganze Stadt, ein ganzes Land, sogar der ganze Kosmos davon betroffen sind. Das Ganze wird in Mithaftung genommen, es verhält sich eben anders, als es die Medien gern in Szene setzen, wenn sie Schuld individualisieren, um auf diese Weise von der Mitverantwortung abzulenken.

Außer Kontrolle

Das Erscheinen der Ungeheuer ist insofern symptomatisch für die Krisis, denn sie werden nunmehr allein mit ihrer Existenz dafür sorgen, daß die Verhältnisse von Stunde zu Stunde beschwerlicher, ja unerträglich werden, weil immer mehr geopfert werden muß. Der Preis der Neurose beginnt sich darauf inflationär bis ins Unermeßliche zu steigen, es wird immer mehr Aufwand betrieben aber immer weniger Stabilität wird noch

dafür geboten. Schlußendlich werden öffentlich Opfer gebracht und zwar von der ganzen Gemeinschaft. Man opfert zumeist, ohne zu wissen warum und wozu. Man opfert und ahnt zugleich, daß es nicht helfen wird. Aber es wird geopfert, weil sich kein Ausweg mehr bietet, weil alle Gegenmittel versagen und man opfert täglich mehr. Die Lage ist längst außer Kontrolle, es gilt nur noch, das Ungeheuer bei Laune zu halten und genau das kann auf Dauer nicht gut gehen.

Märchenhafte Monster sind zumeist durch eine ganz konkrete Untat auf den Plan gerufen worden. Wo sie zu existieren beginnen, muß demnach ein ungeheuerliches Vergehen vorgekommen sein, das allerdings seit Jahren im Verborgenen liegt. Daß etwas vorgefallen ist, machen die Monster nun zwar publik, aber sie reagieren nur, sie sagen nicht von sich aus, was es ist, das da vorgekommen ist. Sie sind nur das Symptom für einen Unheilzusammenhang, sie demonstrieren nur das längst etablierte Ungleichgewicht, eine Unverhältnismäßigkeit, ein Unrecht oder vielleicht auch ein Verbrechen von kosmischem Ausmaß. Sie stehen dafür, daß die Verhältnisse so wie sie sind, niemals hatten sein dürfen, aber so, wie sie sein sollten, nicht hatten werden können. Vorläufig aber wird weiterhin auf Verdrängung gesetzt, es gilt, das Ungeheuer bei Laune zu halten. Man wäre sogar bereit, sich auch noch in dieses üble Schicksal zu fügen, wenn das Monster nicht mit der Zeit immer launischer und vor allem gefräßiger werden würde.

Märchenhafte und mythische Monster haben nicht nur die eine Seite, eben das Monströse, vielmehr haben sie zumeist immer auch noch Reste ihrer vormaligen Identität, was sie auf schauerhafte Weise zugleich wieder sehr menschlich macht. Da ist eine Seite ihrer Person, ihres Charakters, der sogar Mitgefühl verdient, wenn die ganze Konstellation selbst nicht so heikel wäre. So erscheint das Monströse oft als etwas später erst hinzugekommenes Schicksal, das nicht selten durch Götter, Zauberer oder auch Hexen verursacht worden ist. Sie sind ihrer Natur entfremdet worden, die vormalige, ihre eigentliche Gestalt ist ihnen ebenso genommen wie eine eigene Identität. Es scheint,

als müßten sie vor allem eines, den Zwang als solchen in Szene setzen, also wären sie nur dazu da, um zu zeigen, was es bedeutet, im eigenen Charakter sich selbst fremd geworden zu sein, nicht zurück zu können zur eigentlichen Identität. Die Monster sind allesamt insofern selbst Opfer, denn sie hätten einen anderen Charakter, wenn ihnen selbst nicht dieses Ungeheure zugestoßen wäre, daß sie doch eigentlich nur anzeigen, bewußt und endlich öffentlich machen sollen.

Monster sind verhinderte Ideale, ihre Monstrosität liegt darin, daß sie nicht haben werden können, was sie hätten werden wollen und auch werden sollen. Stattdessen wurden sie vertauscht, verwunschen, verhext oder auch einfach nur verunstaltet, was auch bereits genügt, zu einem Monster werden zu müssen.

Alles, was einseitig und unausgewogen ist, trägt den Keim des Monströsen in sich, daher muß es als Ungeheuerlichkeit gar nicht unbedingt auffallen. Vielmehr erscheint allzu normal, was eben doch ganz und gar nicht ausgewogen ist, wie etwa die Figur des HOMO FABER.

Homo Faber

MAX FRISCH führt in seinem Schlüsselroman den viel zu selbstbewußten Vertreter einer Rationalität vor, die zum alles beherrschenden Prinzip geworden ist. Solche Selbstbeschränkung kann selbst sehr bald monströse Züge annehmen, weil anderes darunter, dahinter und dadurch gar nicht mehr zum Ausdruck kommen kann und vielleicht eben auch gar nicht zum Ausdruck kommen soll. — Der Roman ist die Charakterstudie über einen sehr beschränkten Geist, der diese seine Beschränktheit aber gar nicht als solche empfindet. Wie sollte er auch.

Es steht nur der *Vernunft* zu Gebote, sich selbst in den Blick zu nehmen, ihre eigenen Defizite mit eigenen Augen zu erfassen, daher stützt sie sich auf so viele unterschiedliche Teilrationalitäten, die sie, wenn es sein muß, auch mutwillige gegeneinander ins Feld führen kann, einfach nur, um zu sehen, was dann wohl passiert. — Ein solcher Intellektualismus aber, eben diese Lust

an der Vernunft, an derart vielfältigen Möglichkeiten, am Hintersinn von Geist, Kultur und Kunst, eben an Konstellationen, die etwas Neues in die Welt bringen könnten, steht dem Vertreter einer isolierten Teilrationalität gar nicht zu Gebote, er sieht nur sich und schmort von morgens bis abends immer nur im eigenen Saft.

So ist dann der *Homo Faber* ein Prototyp, einer dieser seltenen Gesellen, mit denen sich *Hephaistos* in seiner unterirdischen Werkstatt so gern über Projekte hermacht, bei denen es nicht darum geht, viel Worte zu machen, sondern Dinge in den Griff zu kriegen. Das ist dann auch der implizite Vorwurf allem Menschlichen gegenüber, daß *Emotionen* einfach nur als störend empfunden werden, daß überhaupt alles, was sich dem rein rationalen, berechnenden Zugriff entzieht, als Störfaktor betrachtet und ausgegrenzt wird. Ganz in diesem Sinne ist dann auch dieser Techniker allen Ernstes der Auffassung, er habe mit seinem technischen Blick auf alles und jedes das Wesentliche dieser Welt erfaßt, der Rest sei eben gänzlich irrelevant.

Manifesten Ereignisse, die im Laufe eines Lebens aufkommen können und dabei vor allem die eigene *Psyche* betreffen, bleiben daher außen vor. Alles, was sich dem technischen Blickwinkel entzieht, zählt nicht, soll nicht zählen. Der ganze Stolz dieses Techniker-Narziß beruht darauf, daß man alles berechnen kann. Was sich dagegen nicht berechnen läßt, wird herunter geredet, zählt angeblich nicht. Aber es gibt keine technische Anleitung für Liebe, Schicksal und Schuld.

Ein solcher Zwangscharakter überläßt nichts dem Zufall. Aber bereits die zum Maßstab erhobenen Technik-Welten lassen erahnen, daß nicht einmal dort wirklich alles beherrscht wird. Es ist ein technischer Aberglaube, der da praktiziert wird und das aus ganz anderen Gründen, die mit Technik und Rationalität gar nichts zu tun haben.

Natürlich kommt es zum Supergau, es kommt zum Inzest mit der eigenen Tochter und schließlich zu deren Tod, der nicht eingetreten wäre, hätte sich beide niemals wieder getroffen, hätte er sich nur nicht auf diese Affäre eingelassen. Anleihen bei

der griechischen Tragödie stehen im Hintergrund wie stumme Zeugen. Natürlich verliebt sich dieser selbstverliebte Techniker in seine ihm unbekannte Tochter, weil er in ihr die Mutter wieder erkennt, von der er sich auch nach 20 Jahren noch immer nicht hat lösen können. Stattdessen fabuliert er eben lieber über das, was funktioniert, wenn es denn funktioniert, wie es funktionieren soll.

Bis in den unbedarften Sprachgestus hinein überläßt es MAX FRISCH diesem Antihelden technischer Rationalität bar jeder Vernunft, sich selbst zu entlarven ohne sich dabei selbst auf die Schliche zu kommen. Es ist schon erstaunlich zu sehen, wie jede mögliche Selbsterkenntnis durch derart viele Zwänge so blockiert wird, auf daß es gar nicht einmal zu einem Anflug des Selbstzweifels kommen kann.

Derweil war es durchaus ein Wagnis für den Autor dieser Figur, für MAX FRISCH, der seinerzeit noch nicht etabliert war, seinem Protagonisten derart subtile aber eben doch auffällige sprachliche Probleme anzuhängen. MAX FRISCH kommentiert die Sprache seines Protagonisten dann folgendermaßen:

Er lebt an sich vorbei, und die Diskrepanz zwischen seiner Sprache und dem, was er wirklich erfährt und erlebt, ist das, was mich dabei interessiert hat. Die Sprache ist hier also der eigentliche Tatort. (...) Wir sehen, wie er sich interpretiert. Wir sehen im Vergleich zu seinen Handlungen, daß er sich falsch interpretiert. Wäre das in Er-Form, so wäre ich als Autor der herablassende Richter; so richtet der sich selbst.¹

Fabers Selbstbild ist das eines erklärten Rationalisten, immer wieder gefällt er sich da in der Rolle des angeblich rein sachlich orientierten Technikers:

Ich glaube nicht an Fügung und Schicksal, als Techniker bin ich gewohnt mit den Formeln der Wahrscheinlichkeit zu rechnen. (...) Ich brauche, um das Unwahrschein-

¹Zit. n.: Müller Salget: Max Frisch. Homo Faber; Stuttgart 2008. S. 139.

*liche als Erfahrungstatsache gelten zu lassen, keinerlei Mystik; Mathematik genügt mir.*¹

Dabei wird dem Leser ganz allmählich bewußt, was hier vor sich geht. Die rationale Weltsicht wird selbst zu einem Verdrängungsmechanismus, sich auf die Welt selbst nicht einlassen zu müssen.

MAX FRISCH kommentiert diesen Zusammenhang folgendermaßen:

*Dieser Mann lebt an sich vorbei, weil er einem allgemein angebotenen Image nachläuft, das von ›Technik‹. Im Grunde ist der ›Homo faber‹, dieser Mann, nicht ein Techniker, sondern er ist ein verhinderter Mensch, der von sich selbst ein Bildnis gemacht hat, der sich ein Bildnis hat machen lassen, das ihn verhindert, zu sich selber zu kommen. (...) Der ›Homo faber‹ ist sicher ein Produkt einer technischen Leistungsgesellschaft und Tüchtigkeitsgesellschaft, er mißt sich an seiner Tüchtigkeit, und die Quittung ist sein versäumtes Leben.*²

Mit diesem *Bilderverbot* bei MAX FRISCH hat es seine eigene Bewandnis, denn nach seiner Auffassung ist Gott *im* Menschen, eben das Lebendige in jedem Menschen, das für einen jeden anderen wiederum in seiner Gesamtheit nicht erkennbar ist. Daher gilt bei ihm das Bilderverbot für den Menschen, denn wer sich ein Bild von einem anderen Menschen macht, schließe ihn in diesen Grenzen ein, hemme seine freie Entfaltung.³

Erstmals formuliert MAX FRISCH diesen Gedanken im Tagebuch 1946–1949:

Du sollst dir keine Bildnis machen, heißt es, von Gott. Es dürfte auch in diesem Sinne gelten: Gott als das Lebendige in jedem Menschen, das, was nicht erfaßbar ist. Es ist eine Versündigung, die wir, so wie sie an

¹Max Frisch: *Homo Faber*. Frankfurt am Main 1977. S. 23.

²Ebd. Zit. n.: Müller Salget: *Max Frisch*. *Homo Faber*; Stuttgart 2008. S. 139.

³Vgl.: Hans Jürgen Lüthi: *Max Frisch*. »Du sollst Dir kein Bildnis machen.« München 1981.

*uns begangen wird, fast ohne Unterlaß wieder begehen —
Ausgenommen wenn wir lieben.*¹

Der Auftritt der Natascha Kampusch

Es gibt einige Gründe, sich mit dem Entführungsfall der NATASCHA KAMPUSCH zu beschäftigen. Handelt es sich doch um einen Menschenversuch, den keine Ethik-Kommission je genehmigt hätte. Irritierende und unerwartete Einblicke werden eröffnet, weil das Opfer dieser achtjährigen Entführung, NATASCHA KAMPUSCH von Anfang an nicht dem entsprach, was seitens der Medien-Öffentlichkeit erwartet worden war.

Auch wurde man eines besseren belehrt in der Erwartung, Menschen könnten nicht außerhalb der Gesellschaft ohne Schulbesuch aufwachsen und sich entwickeln. Außerdem spielt in diesem *Fall* wieder einmal die Öffentlichkeit eine nicht unerhebliche Rolle, — was selbst einiges zu denken gibt.

Das alles läßt tief blicken, tiefer noch als der Blick ins Verlies der KAMPUSCH. Wäre es nach ihr gegangen, niemals wären Bilder davon an die Öffentlichkeit gelangt. Es sind ohnehin nur Schlaglichter, die da plötzlich geworfen wurden und einiges daran ist irritierend und erklärungsbedürftig: So ist es ganz offenbar nicht müßig zu fragen, was ein Mensch einzig und allein sich selbst verdanken kann.

Wir sind soziale Wesen aber zunächst einmal leben wir in Gesellschaft mit uns selbst. Die Rolle der eigentlichen Gesellschaft aber ist durchaus prekär, wenn Opfer ein weiteres Mal zum Opfer gemacht werden. Da sind sie endlich ihrem Schicksal entronnen und gelangen vom Regen in die Traufe, wenn sie nicht auf der Hut sind vor *dieser* Anteilnahme. Sobald sich die Linsen der Teleobjektive abzeichnen, werden sie den Blicken, dem Gerede und Gerüchten ausgesetzt sein, die sie erst zu dem machen, was sie sein sollen, — Opfer.

¹Max Frisch: Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Frankfurt am Main 1976. Bd. II, S. 374.

Die Abgeschiedenheit läßt nicht von ungefähr an den *Emilé* von JEAN JACQUES ROUSSEAU denken. In beträchtlichem Abstand zur Welt läßt der Autor seinen Ideal-Zögling aufwachsen. Nicht anders verhält es sich auch in diesem Fall: Schule und Gesellschaft, Konsum, Kulturindustrie und der Terror einer Werbung, die es gerade auf die Altersklasse der Jugendlichen abgesehen haben, bleiben außen vor.

Die junge Frau ist auf 35 Kilogramm abgemagert, blass und trägt ein Sommerkleid in orange. Sie wirkt panisch und verwirrt, als sie den Schrebergarten einer Rentnerin betritt und um Hilfe bittet. Am 23. August 2006 endet einer der aufsehenerregendsten Kriminalfälle Österreichs: Natascha Kampusch, seit achteinhalb Jahren vermisst, entkommt ihrem Entführer. Als Zehnjährige war sie auf dem Schulweg von einem Mann in einen weißen Kastenwagen gezerrt worden. Mit 18 Jahren befreit sie sich — da hat sie fast ihr halbes Leben in der Gewalt des Wolfgang Priklopil verbracht.¹

Ganz anders als die voyeuristisch hochangespannte Medien-Öffentlichkeit betrachtet NATASCHA KAMPUSCH selbst ihr Verlies. Für die Öffentlichkeit ist es aber nur der *magisch-grauenvolle* Ort eines ungeheuerlichen Verbrechens. Nur zu gern wird efektheischend mit Froschaugenlinsen und wackelnden Lampen hineingeleuchtet. Es wird so getan, als könnten minimale Mittel ein Grauen vermitteln, das unvorstellbar ist.

Dieses Hineinleuchten ins Verborgene, die Inszenierung von Intimität, das grelle Ausleuchten möglichst vieler Details ist paradigmatisch. Ein weiteres Mal soll das Opfer zum Opfer gemacht werden, soll sich selbst spielen, soll die Rolle wahrnehmen, die *ihm* zugeacht ist.

Opfer sind Sachen, pure Objekt der Dokumentation, der entmündigenden Fürsorge und der staatlichen Auskunftsspflicht. Es

¹Stichtag. 23. August 2006. Natascha Kampusch entkommt ihrem Entführer: 3096 Tage. WDR.de. Zeitgeschichtliches Archiv. Stichtag: 23. August 2006 - Natascha Kampusch entkommt ihrem Entführer.

soll ihnen nicht vergönnt sein, sich gegen solche Indiskretionen einfach zu verwehren wie jeder ›normale‹ Mensch.

Und so betrachtet dann NATASCHA KAMPUSCH selbst diesen Raum, in dem sie eingesperrt wurde, als den ihrigen. Am 30. August 2006 verfaßt sie in einen offenen Brief an Medienvertreter und Öffentlichkeit, darin schreibt sie:

Mein Raum war hinreichend eingerichtet. Es ist mein Raum gewesen. Und nicht für die Öffentlichkeit zum Herzeigen bestimmt.¹

¹Das Schreiben beginnt mit den Worten »*Sehr geehrte Journalisten, Reporter, sehr geehrte Weltöffentlichkeit! Ich bin mir durchaus bewußt, welch starken Eindruck die Ereignisse der letzten Tage auf Sie alle gemacht haben müssen...*« — [Natascha Kampusch: Offener Brief @ netzeitung.de](http://netzeitung.de), zuletzt aufgerufen am 22.02.2013.

Psychologie in Mythen und Märchen.

5. Vorlesung: 14. Mai 2013

Schwierigkeiten mit der Perspektive

Bevor wir daran gehen, uns näher auf den Fall KAMPUSCH einzulassen, sind einige Vorbemerkungen angebracht: Es ist schon bemerkenswert, wie schwierig es ist, in dieser *Sache* Phänomenologie zu betreiben, also die geeignete Perspektive auszumachen und dann auch einzunehmen. Ein Text ist als Medium dazu angetan, einen solchen Annäherungsprozeß zu dokumentieren, während dieser sich ereignet. — Es ist ungemein schwer gefallen, sich in die beklemmende Situation einzufühlen, ohne dabei den Anspruch erheben zu wollen, sich tatsächlich eingefühlt zu haben.

Anfangs schien es, als wäre diese unverhofft doch noch glücklich geflohene Frau eines jener *Wolfskinder*, die immer wieder in der Literatur ihr ›Unwesen‹ treiben. Der eigentliche Anlaß, diesen spektakulären Fall in meiner Vorlesung *Medien, Macht, Moral* im WS 2006 aufzugreifen, war das große Erstaunen über den ersten öffentlichen Auftritt der NATASCHA KAMPUSCH. Diese bewußte, differenzierte, wohl bedachte Wortwahl und diese Ausdrucksweise. Wie war das zu erklären, wie war das möglich? — Was für *Wolfskinder* geradezu verbindlich zu sein scheint, daß sie bei ihrer Entdeckung kaum sprechen können, wurde ins gerade Gegenteil verkehrt.

Diese Irritationen, der Auftritt in einer Talk-Show und nicht zuletzt die Resonanz in der Öffentlichkeit machten den Fall spektakulär auf eine ganz eigene Weise. Diese Geschichte hatte etwas von allem und davon reichlich: Zunächst einmal handelt sich um einen Kriminalfall aber darüber hinaus hatte die Story noch alles mögliche andere. Es gab viel Raum für Spekulationen,

alle erdenklichen Flächen für Projektionen und vor allem Verschwörungstheoretiker finden noch immer Anlaß genug, hinter wirklich allem etwas ganz anderes zu sehen. Wer wollte, konnte damit und daran alles mögliche zeigen und demonstrieren. Derweil bot sich manche Gelegenheit die Beobachter zu beobachten, vor allem eben das Verhältnis von Medien, Macht und Moral.

Das machte die Wahl der angemessenen Perspektive so schwierig, es denen nicht gleich zu tun, die da so professionell mit Moral und vor allem mit Emotionen handeln. Die vom *Boulevard* immer wieder zelebrierte Sensationslüsternheit hat nichts Mitfühlendes, hat so gar nichts von einem Samariter. Diese öffentlich ausgelebte Lust an der Erregung, das immer auch inszenierte Mitgefühl, sich nicht nur zu ereifern sondern auch zu ergötzen am schlimmen Schicksal öffentlicher Opfer ist ein Problem. Neugier mag zutiefst menschlich sein, aber diese Form der Anteilnahme ist nicht selten höchst problematisch, weil es fast schon einer zweiten Vergewaltigung gleich kommt.

Opferdiskurse sind oft beileibe nicht so unschuldig wie sie sich geben. Gepflegt wird eine seltsame Art der Anteilnahme, weit mehr als purer Voyeurismus, was vielleicht noch nachvollziehbar wäre. Die Opfer werden stets eher aus Täterperspektive betrachtet, als wollte man sich fortwährend weiter delektieren, anstatt dem Grauen endlich ein Ende zu bereiten.

Die massenmedial zelebrierte Anteilnahme ist eine große Zumutung nicht nur für die Opfer. Es ist die Frage, ist es Hilflosigkeit, ein Mangel an Einfühlungsvermögen, ist es die pure Lust an der Sensation oder einfach nur Heuchelei und vor allem Doppelmoral als Geschäftsgrundlage beim öffentlichen Zelebrieren von Mitgefühl, das nicht echt sein kann. Es mag auch der Ausdruck von Unbehagen sein, selbst womöglich zum Opfer geworden zu sein, selbst vielleicht auch mitverantwortlich zu sein, als Teil einer Welt, in der so etwas tatsächlich möglich ist. — Nicht von ungefähr bedrohen die Ungeheuer, wenn sie erscheinen, das gesamte Gemeinwesen ...

Die Lust an der Indiskretion, die Absicht, den Opfern keineswegs jene Intimität zuzugestehen, die eigentlich ein jeder für sich

reklamieren kann, das alles verweist auf dunklere Beweggründe, vor allem auch auf Seiten des Publikums. — Doppelmoral dient dann als Geschäftsgrundlage, wenn Sensationslust aufkommt. Es läßt sich auf eine Formel bringen: Je hochmöglicher die Moralisierung, um so schmieriger das Format einer Zeitung oder auch einer Fernsehsendung.

Wäre die zur Schau gestellte Moral authentisch, sie würde sich die voyeuristische Lust an der Indiskretion gar nicht erlauben. Tatsächlich empfundenenes Moralgefühl würde die Grenzen der Intimsphäre gerade bei den Opfern solcher Verbrechen zu würdigen wissen. Aber hier ist noch etwas anderes im Spiel, etwas Dunkles. Das ist auch der Grund, warum die Ungeheuer in Märchen und Mythen immer das Ganze bedrohen. — Es ist keine Sache, die sich ganz allein nur zwischen Täter und Opfer abgespielt hat. Wenn und wo so etwas geschieht, dann ist es immer auch eine Sache der Gesellschaft, in der so etwas möglich geworden ist.

Wir sollten uns daher, — das kann bereits vorausgeschickt werden, tunlichst verabschieden von allen gestrigen Vorstellungen über die sogenannte *Öffentlichkeit*, die schon seit Jahrzehnten keine ›kritische‹ mehr ist. Schlimmer noch, sie war vermutlich noch nie, was man sich von ihr erhoffte. Wir werden also damit rechnen müssen, daß sich der Blick auf die Öffentlichkeit selbst verwandelt, wenn wir nun näher an diesen Entführungsfall und den damit ausgelösten Medienhype herantreten.

Die gesuchte Perspektive kann daher gar nicht diejenige einer nur idealisierten kritischen Öffentlichkeit sein. Auch nicht eine dieser angeblich so investigativen aber doch nur großsprecherischen Perspektiven mit pseudowissenschaftlichem Anspruch kann die Perspektive der Wahl sein. Schon gar nicht eine solche, die für sich glaubt beanspruchen zu dürfen, nichts geringeres als ›die ganze Wahrheit‹ ans Licht zu bringen. So war die vom ORF produzierte und am 3. Januar 2007 von RTL ausgestrahlte Fernsehdokumentation über den Entführungsfall KAMPUSCH selbstverräterisch vom RTL umgetitelt worden.

Es ist genau das, was wir nicht können, — uns die ganze Wahrheit, das ganze Erlebnis, die ganze Gefühlswelt und das ganze Unglück vor Augen zu führen, um nachzuempfinden und im nachhinein mitzuerleben, wie es wirklich war. Als ließe sich *die ganze Wahrheit* über acht solche Jahre tatsächlich ans Licht bringen. Als würden sich vor allem jene, die da als Zuschauer so marktschreierisch umworben werden, wirklich für *diese* Wahrheit interessieren. Solche Wiederaufbereitungen sind faszinierend wie mittelalterliche Folterzeremonien, es geht ums Gruseln und darum, sich wohlig beim Nichts-Spüren selbst spüren zu können.

Wir sollten solchen Wahrheitssuchern keine Konkurrenz machen wollen. Das kann nicht die gesuchte Perspektive des phänomenologischen Zuschauers sein. Vor allem wird man nicht erwarten dürfen, eine solche Erfahrung, die doch in diesem Falle eine Lebenserfahrung ist, ließe sich erklären, womöglich auf den Punkt bringen und das Irritierende daran ließe sich monokausal nicht nur erläutern sondern auch wegerklären.

Verstehen kann immer nur am Ende eines langen Prozesses stehen, nicht am Anfang, ansonsten müßte es uns mühelos erscheinen, die Wahrheit, die wirklich wahre Sicht der Dinge müßte uns zufallen. Verstehen kann, es muß aber nicht umfassend sein. Es kommt eben immer darauf an, was wir gerade damit vorhaben. Was wir eigentlich wollen, was uns gerade an dieser Sache fesselt. Warum sollten wir also, wenn es doch so beklemmend wird, uns ausgerechnet damit befassen? — Geben wir dem Text etwas Zeit, sich in den Keller, um den es geht, hinabzubeben.

Bewußtes Abschweifen

Für komplexe Wirklichkeiten kann es keine einfachen Erklärungen geben. Vor allem geht es nicht so kausal zu, wie immer wieder gern angenommen wird. Die probaten Erklärungsmuster sind oft viel zu einfach, nicht selten einfältig. Auffällig ist dabei der Impuls, möglichst schnell mit der Sache selbst fertig werden.

Von der Pflicht des Verstehens wird viel zu schnell zur Kür des Moralisierens übergegangen, es ist aber ein fataler Irrtum zu glauben, auf Werturteile käme es an. — Dazu wäre Verstehen nicht wirklich vonnöten, das könnte auch unbesehen geschehen. Genau das ist es auch, was immer wieder bedient wird von Medien, die darauf spezialisiert sind, der Arena dieser Spiele immer wieder neue Opfer zuzuführen.

Auf das, worauf es ankäme, kommen diese Indiskretionisten nicht: Schlußendlich käme es darauf an, aus der schwierigen Lage einer ausweglosen Situation überhaupt noch etwas zu machen, aus sich. Es käme darauf an, daß Opfer nicht ewig Opfer bleiben, nicht auch noch *danach*. Lebenswichtig wäre es, sich nicht aufzugeben, sich nicht zu verlieren, um sich später wieder finden und auch weiter mit sich leben zu können. Das macht die öffentliche Anteilnahme so heikel, sie stört die vormaligen Opfer dabei, wieder zu sich zu kommen. Es ist, als sollten sie festgelegt sein und es auch bleiben, ewig weiter nur ein Opfer zu sein.

Und in der Tat ist der Lebens-Weg verlassen worden und etwas ungeheuerliches ist geschehen, das sich nicht wieder gut machen läßt. Ginge es nach der Weltvertrauen stiftenden Märchenmoral, kein Unheil ist größer als eine Unterbrechung des vorgegebenen Wegs. Und im Märchen wird schlußendlich der unterbrochene Weg um ein Vielfaches verbessert einfach wieder aufgenommen. Alle tun dann so, als wäre nichts geschehen, als wäre alles wieder gut, dabei ist doch eine alte Welt untergegangen und eine neue Welt aufgetaucht. Aber die Helden gehen wie selbstverständlich um mit dem neuen Amt, mit neuer Liebe und dem ganz großen, seltsam perfekten Glück, daß am Ende den Tüchtigen, Unschuldigen und Heldenhaften winkt. Sie haben nicht nur sich sondern auch die Liebe ihres Lebens gefunden und sind schlußendlich, als wäre nichts geschehen, einfach wieder *On the Road again*.

Kaum etwas dürfte den Kontrast zwischen der bedrückenden Gefangenschaft, dem ungeliebten Leben, der erfahrenden Unfreiheit und der Sehnsucht nach dem ganz anderen freien und

eigenen Leben besser zum Ausdruck bringen als dieser Song, der dem Lebensgefühl eines Bandmusikers aus der Seele spricht, der sich dieser Lebensart *On Tour* ganz verschrieben hat:

One, two
 One, two, three, four
 On the road again
 Just can't wait to get on the road again
 The life I love is making music with my friends
 And I can't wait to get on the road again
 On the road again
 Goin' places that I've never been
 Seein' things that I may never see again
 And I can't wait to get on the road again
 On the road again
 Like a band of gypsies we go down the highway
 We're the best of friends
 Insisting that the world keep turning our way and our
 way
 Is on the road again
 I just can't wait to get on the road again
 The life I love is making music with my friends
 And I can't wait to get on the road again
 On the road again
 Like a band of gypsies we go down the highway
 We're the best of friends
 Insisting that the world keep turning our way and our
 way
 Is on the road again
 Just can't wait to get on the road again
 The life I love is making music with my friends
 And I can't wait to get on the road again
 And I can't wait to get on the road again.¹

Nicht so in diesen Strukturen: Es scheint, als könnten Opfer niemals ihrem vormaligen Schicksal wieder entkommen, einmal Opfer geworden zu sein. Aber die Alternative, sich aufzugeben,

¹Willie Nelson: *On The Road Again*; Los Angeles 1980. Ursprünglich geschrieben für den Soundtrack zum Film *Honeysuckle Rose*. [On the Road Again](#). [From Wikipedia](#).

sich ins Schicksal zu fügen, ist auch keine. Entscheidend ist es derweil, den inneren Widerstand nicht aufzugeben, nicht währenddessen und schon gar nicht dann, wenn eigentlich *alles* vorbei ist.

Ist es nicht das, was am Entführungsoffer NATASCHA KAMPUSCH so irritiert, daß sie unter den übelsten Bedingungen doch noch etwas gemacht hat, — aus sich? Ist es nicht vor allem auch die Art, wie sie die Folgen ihrer Entführung öffentlich bewältigt, wie sie dem Wunsch der Öffentlichkeit auf intime Indiskretionen standhält und gleichwohl die gewünschten aber weit weniger schaurig-schönen Einflicke nach und nach preisgibt?

Hüten wir uns also vor den üblichen monokausalen Ausdeutungen, sie erfassen immer nur einen verschwindend geringen Teil des Ganzen. Bei vielen der dann zum Einsatz gebrachten Motive handelt es sich zudem noch um naive Vorstellungen, die noch gar nicht zur Kenntnis genommen haben, wie komplex Wirklichkeit sein kann. Gleichwohl müssen wir die Wirklichkeit, also ›unsere‹ Wirklichkeit konstruieren, wenn wir überhaupt irgend etwas verstehen und wenigstens annähernd nachvollziehen möchten, etwa was es mit der ›Erfahrung‹, mit dem Leben in einer solchen Gefangenschaft aus sich haben könnte.

Die Perspektive der Qual

Wir werden darauf angewiesen sein, ausgehend vom phänomenologischen Standpunkt diese ungeheuer bedrückenden Szenen zumindest in Ansätzen und Grundzügen noch einmal wieder entstehen zu lassen in unserer Phantasie. Dabei zeigt sich, wie sehr die *Phänomenologie* zusammen mit der *Psychoanalyse* demselben Zeitgeist entstammt, wie offenkundig beide eine ganz wesentliche Gemeinsamkeit teilen: Auf dem Weg zu den Sachen selbst ist es erforderlich, die ganze Situation, die ganze Konstellation noch einmal wieder neu entstehen zu lassen, so, daß sie nacherlebt, nachempfunden und womöglich auch wieder neu durchlitten werden können, — ein letztes Mal ...

Ein jeder Versuch sich einzufühlen in eine dieser traumati-

sierenden Wirklichkeiten ist heikel, denn es kann nicht nur, es muß auch für Beobachter zu einer außerordentlichen seelischen Belastung kommen. Es ist ganz gewiß kein Vergnügen und dient auch nicht der Unterhaltung, solche Wirklichkeiten sich tatsächlich vor Augen zu führen. — Ganz anders dagegen der Eindruck, den Boulevard und Regenbogenpresse mit ihrer sensationslüsternen und stets indiskreten Anteilnahme erwecken. Auch das mag menschlich sein, dieses besinnungslose Begaffen unerklärlich erscheinender Greuelthaten. Es ist gleichwohl bereits ein erstes Anzeichen jener Unbeholfenheit, die mit dazu gehört, daß viele solcher Taten überhaupt erst möglich werden können.

Die typischen Perspektiven sind in der Regel gerade nicht die, auf die es wirklich ankommt, um zu verstehen, was eigentlich gespielt wird vor und auch hinter den Kulissen. Es ist allerdings selbst bereits eine Frage der Kunst, ein solcher Zuschauer zu werden, zu sein und es auch zu bleiben, der die Zuschauerkunst wirklich auch zur Anwendung bringt. Dabei fällt es ganz und gar nicht leicht, den angemessenen Abstand zu wahren, sich also weder zu sehr einzulassen auf einzelne Personen oder Perspektiven noch sich zu sehr zu distanzieren, um sodann ohne jede Regung, ohne jegliches Feingespür irgendwelche Thesen und Theorien zu vertreten.

Entscheidend ist der Umgang mit der eigenen *Empathie*, denn erst unser Empathievermögen macht es möglich, Erfahrungen zu machen, die wir selbst gar nicht gemacht haben. *Sympathie* im ursprünglichen Sinne des Wortes als Mit-Leid, *Empathie* im eigentlichen Sinn als die Fähigkeit, sich in Jemanden oder in Etwas, in eine Lage beispielsweise hineinversetzen, also einfühlen zu können, das ist es, worauf es dabei ankommt.

Aber gerade die *Empathie* arbeitet mit Projektionen, mag das, was gefühlt wird, noch so authentisch erscheinen. Auch sind da einige geläufige Ausflüchte, die man sich als Beobachter tunlichst selbst verbitten sollte, insbesondere das präventive Moralisieren, generöse Vor- und vor allem auch Werturteile. Das alles ist im Prinzip nur dazu angetan, sich gar nicht auf die Sache selbst einlassen zu müssen. Wer mit solchen Urteile

sogleich um sich schießt, will oder kann die eigentliche Situation selbst gar nicht nachzuvollziehen. Es gilt vielmehr nur so zu tun, als sei da eine persönliche Betroffenheit, die doch nur simuliert wird. Tatsächlich steht aber eine Angst im Hintergrund, womöglich zu sehr schockiert zu sein, schlimmstenfalls sogar, sich im so verachteten Anderen und Fremden, vielleicht sogar im Widerwärtigen selbst wieder erkennen zu müssen.

Wir können uns allerdings unseres Mitgefühls gar nicht enthalten. Vorurteile, Werturteile und heftige Ressentiments sind Schutzmechanismen, sich nicht einlassen zu müssen und es auch gar nicht zu können ohne sich selbst zu riskieren. Kinder haben diese Angst um den Selbstverlust noch nicht, es genügt ihnen zu wissen, daß sie nicht allein auf der Welt sind sondern umsorgt. Mit dieser Sicherheit im Rücken lassen sie sich gern hierhin und dorthin treiben, wobei es ruhig auch gruselig werden darf.

Zwischen Phantasie und Wirklichkeit sind noch nicht so eindeutige Grenzen gezogen, vor allem ist noch nicht die Sorge um sich so ausgeprägt, auf daß es zur Traumzensur, zur Verstocktheit, zur Prinzipienreiterei kommen muß. Solange die Welt noch märchenhafte Züge trägt, solange erscheint sie auch noch nicht so kalt, wie sie später erscheinen mag, wenn ein Realismus aufkommt, der selbst eigentlich auch nur eine Vorstellung von Welt ist aber keineswegs die einzig wirkliche Wirklichkeit darstellt.

Fragen der Einfühlung

Gefühle gelten gemeinhin als ehrlicher und vertrauenswürdiger als es beispielsweise Theorien oder Meinungen sind. Es scheint, als hätten wir das eine selbst gemacht, während das andere uns mehr oder weniger ereilt. Nicht wir haben Gefühle, sondern diese *haben* uns, so scheint es. Aber das ist eine Täuschung, eine gleichwohl selbstberuhigende Selbsttäuschung. Es verhält sich nicht so, daß wir uns nur mit Theorien und Meinungen täuschen können, mit Gefühlen aber nicht. Ein solcher Glaube an das Authentische mag die Gemüter beruhigen, gleichwohl läßt sich sehr eindrucksvoll demonstrieren, wie sehr gerade unsere

Empathie auf Projektionen beruht, die ihrerseits unangebracht sein können.

Nicht selten gehen bereits die Prämissen für Gefühle einfach daneben. Das zeigt sich an der Seltsamkeit, wie selbstverständlich wir gerade auch Maschinen mit Gefühlen begegnen. Es steckt ganz offenbar noch immer ein kindlicher Animismus in uns, den wir wohl niemals werden ablegen können, den wir nicht einmal ablegen sollten, weil uns die Welt dann derart kalt und unbeseelt vorkäme, so daß es kaum mehr phantastisch erscheint, überhaupt zu leben.

Dieser Animismus, den wir uns möglichst aus der Kindheit herüberretten sollten ins Erwachsenenendasein, verführt uns dazu, Maschinen so etwas wie Mutwille, Leidensfähigkeit und sogar Absichten unterstellen. Unüberbietbar daher die im Internet so gern gesehenen Video-Clips über Computer-Unser, die vollkommen aus der Fassung geraten, wie jener Mitarbeiter, der von einer Webcam dabei gefilmt wird, wie er das Keyboard wie ein Brett in die Hand nimmt, um damit auf den Monitor einzuprügeln, als wäre es der ›Kopf‹ dieser Maschine, von der er sich ganz offenbar nicht nur nicht verstanden, sondern provoziert und aufs äußerste gereizt empfunden haben muß.¹

Selbstverständlich ist es des Guten zu viel, wenn wir mitfühlen, obwohl wir doch wissen, daß es Maschinen sind, aber wir neigen tatsächlich dazu, es zu tun. Inzwischen sind einschlägige Experimente vorgenommen worden, die das eigentlich Erstaunliche dokumentieren, daß wir wider besseres Wissen uns mit Empathie auf Maschinen einlassen:

Hat man als Mensch Empathie mit Robotern? Muß man mit ihnen mitfühlen, wenn sie klagen und schluchzen ... und mit den Sätzen: »That's not fair!«, »It's dark in there«, »I'll be all by myself« wirklich nicht in einen Schrank gesperrt werden wollen?»²

Inzwischen ist experimentell vielfach gezeigt worden, daß wir

¹Der Klassiker: [Man destroys computer — YouTube](#).

²Bernd Graff: Tu ihm nicht weh. Roboter und Gefühle. In: Süddeutsche Zeitung, 10. Mai 2013. [\[13.05.13\]](#)

und insbesondere Kinder auf sozial agierende Roboter eben ›menschlich‹ reagieren. Dem geäußerten Wunsch der Maschine zu folgen und sie zu umarmen, wird ebenso entsprochen wie dem Mitgefühl, wenn der klagende Roboter in einen Schrank muß, wo es dunkel ist.¹ Mehr als die Hälfte einer Testgruppe würde Robotern zwar keine zivilen Rechte, also kein Wahlrecht zusprechen aber verkauft werden könnten und dürften sie schon. Gleichfalls waren aber viele dagegen, die lamentierende Maschine trotz Widerspruch in den Schrank zu schicken.²

In einem neuerlichen Experiment an der UNIVERSITÄT DUISBURG–ESSEN wurde 40 Testpersonen vorgeführt,

*wie man Roboter, so einen kleinen knuffigen Dino-Robot, übelst foltert. Die begleitenden Messungen haben ergeben, daß Menschen tatsächlich Empathie für Roboter empfinden, denen man weh tut (obwohl man ihnen nicht weh tun kann).*³

Unsere Empathiefähigkeit ist eine ungeheuer wichtige Gabe, gleichwohl sollten wir nicht glauben, daß Gefühle verlässlich wären, nur weil es Gefühle sind. Einerseits kommt es daher auf unser Mitgefühl an, weil wir erst daraufhin uns überhaupt erst in die Lage eines Anderen versetzen können, um seine Erfahrungen und Erlebnisse nachzuvollziehen, andererseits sind die Gefühle selbst eine Frage der Stellungnahme, die im Vorfeld bereits entschieden wird.

Im Spannungsfeld zwischen Neugier, Sensationslüsternheit, Mitleid, Scham- und Ekelgefühl den Standpunkt eines Betrachters zu finden, der weder zu nahe dran, noch zu weit weg ist vom Geschehen, darin liegt die eigentliche Kunst, *Phänomenologie* zu betreiben. Gerade wenn eine Story so spektakulär daherkommt, wie die Entführung, die Gefangenschaft und die Person der NATASCHA KAMPUSCH, dann entstehen Schwierigkeiten,

¹Evan Ackerman: [Do Kids Care If Their Robot Friend Gets Stuffed Into a Closet?](#) — [Ieee Spectrum](#).

²Vgl.: Bernd Graff: Tu ihm nicht weh. A. a. O.

³Bernd Graff: Tu ihm nicht weh. A. a. O. — Siehe hierzu: [Tanya Lewis: Humans Show Empathy for Robots](#). In: [Livescience.com](#).

nicht selbst in die Sache hineingezogen zu werden. Zugleich wäre es ebenso unangemessen, zu distanzieren damit umzugehen, sich gar nicht einlassen zu wollen, sondern vielleicht mit Zynismus oder auch mit Ignoranz darauf zu reagieren, um womöglich zu begründen, da sei nichts, worauf man sich ernsthaft einlassen müsse, weil alles doch nur reine Inszenierung wäre.

Die öffentlichen Reaktionen bewegen sich dann auch in diesem Spektrum zwischen distanzloser Anteilnahme und schroffer Distanzierung. Auch die Wahl der Terminologie erscheint nicht selten als probates Mittel, das Infotainment professioneller erscheinen zu lassen als es ist. Dahinter verbirgt sich oft kaum mehr als eine außerordentliche Lust an Klatschgeschichten. Es geht nicht um Mitgefühl sondern um die Lust an der eigenen Geborgenheit beim gleichzeitigen Konsumieren von Schock-Geschichten. Solches Mitgefühl ist nicht kindlich und schon gar nicht so naiv, wie es sich gibt. Die Betroffenheit ist ebenso inszeniert wie die vermeintliche Expertenschaft, wie sie so oft als das andere Extrem öffentlich inszenierter Anteilnahme vorgebracht wird.

Während auf Seiten der Konsumenten solcher Schockgeschichten das persönliche Schicksal mit lustvollem Voyeurismus betrachtet wird, als ginge es um Erbauung, herrscht auf Seiten der so gern Rede und Antwort stehenden Experten eine eiskalte Sachlichkeit, die gleichermaßen ihr Süppchen auf dem Feuer der überschäumenden Emotionen kocht. Aus professionellen Gründen wird eine Distanz in Szene gesetzt, die sehr oft einfach zu groß ist, so daß vieles von dem, was eigentlich gesagt werden müßte, dann gar nicht mehr formulierbar sein kann, weil Fachsprachen zumeist ohnehin keine empathischen Ausdrucksweisen mehr aufbieten.

Zwischen Distanz und Nähe

Beide, das distanzlose Moralisieren ebenso wie das betont distanzierte Analysieren sind nicht dazu angetan, von der Sache selbst überhaupt irgend etwas mitzubekommen. — Wer sich

auf derart heikle Angelegenheiten nicht wirklich einlassen kann, wird allerdings selbst gute Gründe haben, es gar nicht erst zu versuchen. Wer sich so auf Distanz hält, sollte dann aber auch weniger urteilen und nicht aus größter Distanz mit Nüssen werfen, wie es Affen tun, wenn sie Angst haben, um sich zugleich aber ein wenig mutiger zu geben als sie wirklich sind.

Für den *Phänomenologen* stellt sich daher, bevor man sich auf etwas in der gebotenen Weise einläßt, eine Frage ganz dringend, denn davon ist die Wahl der Perspektive ganz entscheidend abhängig: Was möchte man denn genauer beobachten anhand des gegebenen Falles? Warum sollte man sich gerade damit befassen? Muß das sein? — Am Anfang sollte eine Frage, ein Auftrag stehen, den einzuhalten immer wieder auch so etwas wie eine Leitlinie sein kann. Denn es besteht durchaus die Gefahr, genau dem zu verfallen, was in kritischer Absicht eigentlich dekonstruiert werden sollte.

Nur so kann es gelingen, es denen nicht gleich zu tun, von denen man sich unbedingt sollte unterscheiden wollen und auch können. Es gilt, nahe genug ans Geschehen heranzukommen aber zugleich distanziert genug zu bleiben, um sich weder vom Mitgefühl gefangen nehmen zu lassen noch den kühlen Kopf zu verlieren. Das wäre es, was die *Kunst des Zuschauers* ausmacht und dabei macht das Spektakuläre wie in diesem Fall allerdings die Wahl der geeigneten Perspektive stets noch etwas schwieriger.

Die Antwort auf die Frage, warum und wozu denn das Interesse an diesem Fall, zielt auf etwas Entscheidendes. Nicht ohne Kritik am Unwesen der Medien-Öffentlichkeit läßt sich konstatieren, daß NATASCHA KAMPUSCH nach ihre Befreiung aus der Gefangenschaft eigentlich vom Regen in die Traufe gelangt ist. Wir haben daher zu fragen, warum das eigentlich so ist.

An diesem ›Fall‹ zeigt sich, daß wir die seligen Zeiten des Vertrauens auf das unbefangene Urteil einer *kritischen Öffentlichkeit* längst hinter uns haben. Vermutlich war die sogenannte Öffentlichkeit nie, wozu sie zeitweise idealisiert und hochstili-

siert worden ist. Gerade die Emotionen, mit denen da gehandelt wird, sind ganz und gar nicht vertrauenswürdig. — Wir sollten daher endlich akzeptieren, daß auch unsere Empfindungen auf Projektionen beruhen, daß wir uns in unserem Gefühlsvermögen ebenso täuschen können, wie wir es von unserem Urteilsvermögen längst wissen. Es kann eben niemals ausgeschlossen werden, bei aller gefühlten Sicherheit doch wieder einmal grandios einfach nur daneben zu liegen.

Die Wahl unserer Perspektive, mit der wir nun an die Geschichte der NATASCHA KAMPUSCH herangehen werden, soll einem ganz bestimmten Erkenntnisinteresse dienen. Es soll weit weniger darum gehen, mehr Licht ins Dunkel dieser Gefangenschaft selbst zu bringen, vielmehr ist es nicht minder von Interesse, die dunklen Machenschaften bei der Produktion und Vermarktung von Emotionen über dieses Dunkel zu studieren.

It's only Entertainment, das läßt sich nicht ohne Sarkasmus wieder einmal konstatieren. Wir werden also dieses Unterhaltungsunwesen eingehender studieren müssen, um besser zu verstehen, was mit einer Politik der Empfindungen angestellt wird, welche Macht sich darauf gründen läßt. Vor allem die selbstgerechte Anteilnahme und heuchelndes Moralisieren richtet derweil die größten Schäden an. Nicht von ungefähr stützen sich Kriegslügen, Propagandisten und Hetzredner immer wieder genau auf dieses Reservoir unserer Empfänglichkeit für einen Zorn, der sich bis zum Massenwahn und zur Pogromstimmung steigern läßt.

Es sind gewaltige Energien, diese Emotionen. Der dabei freigesetzten Moralität können in der Regel kaum lautere Motive zugemutet werden. Es geht um die Lust an der Erregung und das alles in der angeblich allerbesten Absicht. Aber alle diese Massenbedürfnisse werden bedient und dabei werden die Niveaus der Rezeptionshöhe gespiegelt. Und in der Vielfalt spiegelt sich das Reflexionsniveau einer Gesellschaft, die nicht mehr über eine, nicht mehr über *die* Öffentlichkeit verfügt, sondern über viele, ganz unabhängig voneinander grassierende *Öffentlichkeiten*.

Die vielbeschworene Unabhängigkeit der Presse ist längst einem immer aggressiver geführten Konkurrenzkampf zum Opfer gebracht worden. Wir sollten also darauf gefaßt sein, daß einige Denkgewohnheiten brüchig werden könnten, daß einige unserer respektablen Erwartungshaltungen auch uns bisher etwas vorgemacht haben könnten.

Die Vision vom Leben danach

Das Spektakuläre an diesem Entführungsfall ist, daß NATASCHA KAMPUSCH in ihrem Kellerverlies viel von alledem bereits vorhergesehen haben muß, ehe sie ein zweites Mal und dann über Nacht als umstrittener Star ihrer eigenen Entführungsgeschichte wieder zur Welt kam. Sie hatte sich längst einen Masterplan zurecht gelegt und sich wohl überlegt, wie sie es später einmal mit dieser Öffentlichkeit aufnehmen würde. Sie hat nicht nur einen, sondern offenbar *den* richtigen Plan gefaßt. Sie hat nicht nur irgendeine Strategie verfolgt, sondern das einzig Richtige getan in der Situation, in der sie sich befand. Alles kam darauf an, nicht vom Regen in die Traufe zu kommen, nicht als vormaliges Entführungsoffer schlußendlich auch noch zu einem Opfer *dieser* Medien-Öffentlichkeit zu werden.

Wir sollten uns daher tunlichst verabschieden von jeder Idealisierung von Öffentlichkeit, Presse und Medien. Es gibt sie nicht mehr so, wie sie lange Zeit idealisiert wurde, die so genannte *Vierte Gewalt*. Im Wettbewerb mit dem Internet und im Zusammenspiel mit Werbe- und Lobby-Agenturen sind die traditionellen Medien inzwischen viel zu sehr mit sich selbst befaßt, als daß sie noch jenen hehren Zielen dienen könnten, so wie sie es einmal konnten und taten oder vielmehr, wie es ihnen einmal zugetraut und zugemutet wurde. Nur noch als Nebenfolge wird daher mit dem zu rechnen sein, was vormalig selbstverständlich schien, Diskretion, Mitgefühl, Empathie, vielleicht sogar echte Sympathie.

Die Regel ist stattdessen, was der Psychologe und Erziehungswissenschaftler HORST EBERHARD RICHTER vor dem Hinter-

grund der KAMPUSCH-Story über die Medien-Öffentlichkeit unserer Tage verlaublich ließ:

Der Druck voyeuristischer Begehrlichkeit des Publikums verführt die Medien zu wachsender Schonungslosigkeit und Experten zu Enthüllungsfreudigkeit bis an die Grenze des juristisch Erlaubten. Aber Entlarven-Wollen ist etwas anderes als Einfühlung erleichtern. Legitim ist es auch, daß Experten als eine Art Übersetzer tätig werden, wenn Leute sich schwer artikulieren können. Aber im Fall Natascha mußte man schnell erkennen, daß die junge Frau sich selbst viel besser definieren kann, als dies andere könnten. Dann muß man als Experte zurücktreten.¹

Es ist allerdings ebenso befremdlich wie signifikant, ganz bewußt zu notieren, wie NATASCHA KAMPUSCH jeweils titulierte wird. Wenn sie hier von RICHTER, respektive von ›Horst Eberhard‹ als ›Natascha‹ angesprochen wird, dann bleibt sie bei allem engagierten Einfühlungsvermögen das vorpubertäre Kind, das sie ehemals einmal gewesen ist. Inzwischen aber ist sie eine mündige, erwachsene und vor allem selbständige und geschäftsfähige Frau und sie ist auch einfach nicht mehr nur *Opfer*.

Das alles hat in der Tat etwas mit einem Menschenversuch zu tun, den NATASCHA KAMPUSCH hat über sich ergehen lassen müssen. Und dieser Versuch wird weiter fortgesetzt, auch nachdem sie so glücklich dem Entführer hatte entkommen können.

Bereits beim ersten Fernsehinterview war das eigentlich Spektakuläre die Person selbst. Auffällig diese hochkonzentrierte, stets sehr diplomatische Wortwahl, die Verzögerung beim Sprechen. Beim ersten Fernsehinterview schloß sie noch die Augen, wenn sie sprach. Es ist ein sehr durchdachtes Sprechen, das sie sich ganz offenbar in ihrer Gefangenschaft aus noch näher zu erläuternden Gründen hatte zulegen müssen.

¹Horst Eberhard Richter: »Wir können von Natascha nur lernen«. Interview. In: Die Zeit, 21.09.2006, Nr. 39.

Sie mußte ganz offenbar während ihrer Gefangenschaft aber auch danach stets sorgsam darauf bedacht sein, was sie wie artikuliert und es ist die Frage, ob diese Öffentlichkeit, der sie nach ihrer Selbstbefreiung ausgesetzt ist, nicht selbst einen Teil der vormaligen Gefangenschaft weiter fortsetzt. Der glückliche Schluß dieser Entführung ist so ganz anders, als es die Märchen immerzu in Aussicht stellen, das alles wieder gut sein würde.

Auch Jahre später ist sie noch immer ganz offensichtlich darum bemüht, ihre Worte sorgsam zu erwägen, in einem diplomatischem Ton möglichst ausgewogen über sich zu sprechen, als wäre sie ihre eigene Pressesprecherin. Hinzugekommen ist in den letzten Jahren ein weiterer Ton, den sie anstimmt, um zu sprechen, wie die eigene Therapeutin.

Das Seltsame daran ist, daß sich hier fortsetzt, was zuvor ganz offenbar schon der Fall war. Sie hat auch ihrem Entführer gegenüber bereits sorgsam auf ihre Wortwahl achten müssen, um ihn nicht zu einem seiner unkontrollierten Wutausbrüche zu provozieren. Und in der Tat kommt es ganz offenbar auf die Sprache an, vor allem auf das Selbstverhältnis, das wiederum in der eigenen *Sprache* zum Ausdruck kommt.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob die bisher viel zu naturwissenschaftlich und zu wenig sozialwissenschaftlich vorgeprägten Modellvorstellung von dem, was Hirn und Umwelt ausmacht, überhaupt dazu angetan sind, zu verstehen oder zumindest nachvollziehen zu können, was sich hier ereignet haben muß. Es ist ganz offenbar noch immer nicht wirklich verstanden, was erst die *Sprache* aus uns macht.

Heinz–Ulrich Nennen: Psychologie in Märchen und Mythen. 6. Vorlesung: 21. Mai 2013

Auf die Sprache kommt es an

Stellen wir uns vor, wir würden zunächst alle Sinne blockieren, um sie danach wieder langsam, einen jeden für sich ganz allmählich erst wieder freizugeben. In etwa das ist tatsächlich geschehen, als der Entführer sein zehnjähriges Opfer in das zu diesem Zeitpunkt noch dunkle Kellerloch verbrachte. Kein Licht, keine Geräusche, gar nichts. Erst allmählich kam Licht, kamen Geräusche, kam überhaupt wieder Orientierung in dieses Leben. Ob draußen Tag oder Nacht, Sommer oder Winter, Wind oder Wetter war, ob die Bäume grün oder kahl, die Vögel zu hören waren oder nicht, das alles blieb den Sinnen verborgen. — Wenn nicht da die *Sprache* wäre, die sehr wohl alles das, was nicht ist, in Erinnerung rufen, ja sogar präsent machen kann. Zur Not kann Sprache vor allem auch das, Welten entstehen lassen, die gar nicht ›da‹ sind.

Diese Verdoppelung der Welt ist ein Werk unserer Sprache. Es ist als wäre Magie im Spiel: Mit unserer *Sprache* kommen nicht nur die Dinge zur Welt, sondern auch *Bewußtsein*, *Selbstverständnis*, *Selbstbehauptung* und sogar *Selbstbewußtsein*. — Da ist zum einen die reale Welt da draußen und zum anderen ein inneres Abbild, eine virtuelle, eine ›noch wirklichere Welt‹ in uns. Diese Verdoppelung ist das Geheimnis, worauf jedes Bewußtsein setzt. Daher ist es auch so wichtig, daß wir uns und das woran uns liegt in Worte fassen und zum Ausdruck bringen können. Es ist nicht nur für die Anderen, sondern zunächst einmal für uns selbst ganz entscheidend, daß wir von uns selbst wissen, was wir sind oder nicht sind, was uns zutiefst berührt

oder auch verschreckt, was uns ängstigt oder froh macht, was als nicht geheuer, vielleicht sogar unheimlich erscheint.

Was zuvor niemals in der Welt war, wird nunmehr möglich, mit Worten und Gedanken nach Dingen zu greifen, die gar nicht *da* sind. Die Metapher ist bezeichnend für dieses Phänomen: Wir können wie selbstverständlich mit Worten und Gedanken etwas ›aufgreifen‹. Als könnte man dingfest machen, worüber man spricht, wenn die Worte nur angemessen sind.

Was Sprache *tut*, betrachtet aus der Perspektive unserer Sinne, ist geradezu aberwitzig. Würden sich die Sinne selbst so aufführen und von Dingen phantasieren, die nicht wirklich zugegen sind, es wären nur Halluzinationen. Wir würden einen solchen trügerischen Zustand alsbald abstellen wollen, denn es wäre nicht zu ertragen, würden uns unsere Sinne verbindlich machen, was nicht ist.

Ganz anders dagegen die *Sprache*, sie soll gerade das ansprechen, was nicht ist, aber sein könnte, ebenso wie das, was ist, aber nicht sein soll. Auf diese Weise kommen Differenzen zur Sprache, die zunächst erst einmal bewußt werden müssen, um sie darauf dann zum Ausdruck bringen zu können. Zugleich kommt damit diese seltsame Differenz in die Welt, in unsere Welt, die uns erst als Menschen ausmacht: Wir sind eben per se nicht eins mit uns und der Welt, die wir vorfinden, weil wir uns vieles auch anders vorstellen könnten. Und wir wissen nur zu genau, daß alles auch anders sein könnte, als es ist.

Sprache ist nicht einfach nur ein Medium, sie dient nicht lediglich der Verständigung und der Selbstverständigung, sie bringt Verstehen zustande, weil sie auf Differenzen setzt, die wiederum von einem *Intellekt* beobachtet werden können. Das macht sie zum *Medium aller Medien*. Im Vergleich dazu sind alle andere sogenannten ›Medien‹ nur Kanäle, Techniken der Übermittlung allenfalls, mehr nicht. — Alles was als Medium bezeichnet wird und mitunter längst wieder in Vergessenheit geraten ist, sind Techniken der Speicherung, der Übertragung oder auch der Variation, wenn Gesang, Tanz und Musik, wenn der Hexameter als Mnemotechnik, wenn Epen, Mythen und

Tragödien, wenn Schrift, Buchdruck, Zeitungen, Fernschreiber, Fernsprecher, Fernsehen und schließlich das Internet aufkommen.

Hinter alledem steckt Sprache als Super-Medium. Alle diese Kanäle verstärken nur die Reichweite und die Präsenz. Wer schreibt, kann noch in Abwesenheit sprechen, wer telefoniert, kann Distanzen überbrücken, wer Nachrichtenkanäle nutzt, kann zu vielen gleichzeitig sprechen. — Wir haben es daher mit einem äußerst mächtigen Super-Medium zu tun, wenn durch Sprache ganze Welten generiert werden. Das gilt auch dann, wenn wir auf die Welt selbst verzichten müssen, so wie NATASCHA KAMPUSCH darauf verzichten mußte.

Die Welt der Medien

Sie hatte in ihrem Kellerloch nach einiger Zeit allerdings Zugang zu Medien, zunächst penibel kontrolliert durch den Entführer, der vieles zensiert, vor allem, was den eigenen Entführungsfall unmittelbar betraf. Allmählich erfährt sie nach und nach einiges über den Stand der Ermittlungen in ihrem eigenen Fall, unter anderem auch von der Suche nach ihrer Leiche.

Was sie alles, vor allem auch an üblen Entwicklungen und Falschverdächtigungen in ihrem eigenen Fall sehr wohl mitbekommen hat, ist nicht im Einzelnen übermittelt. Man wird aber eines vermuten, daß ihr das, was sie in dieser grotesken Abgeschiedenheit hat zur Kenntnis nehmen müssen an aberwitzigen Entwicklungen, peinlichen Auftritten und vor allem auch an Sensationslüsternheit, manches zu denken gegeben haben dürfte.

Sie war anfangs dem Entführer auf Gedeih und Verderb ausgeliefert und mußte zugleich hilflos mit ansehen, was da draußen vonstatten geht. So ist es gar nicht so unwahrscheinlich, daß sie vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen in Bezug auf die Medien und die Öffentlichkeit sehr früh bereits ein strategisches Verhältnis zu entwickeln beginnt, das dem, was sie auch ihrem Entführer gegenüber praktiziert, gar nicht so unähnlich sein

dürfte.

Sie habe sich vieles erkämpfen müssen und manches davon tatsächlich erhalten, weil sie beharrlich darauf bestanden habe, gibt NATASCHA KAMPUSCH auch in ihrem zweiten Fernsehinterview zu Protokoll. Im Interview mit der KRONEN-ZEITUNG wird darüber hinaus weiter erläutert, daß dem Lesen und Schreiben offenbar eine ganz besondere Rolle zukam.

Konfrontiert mit ihrem Peiniger, der glaubte, ihr Ein und Alles zu sein oder zumindest werden zu können, war sie sich der Macht ihrer Worte sehr früh bereits bewußt. Und so hat sich die Entführte und Gefangene nicht nur der Sprache bedient, um sich imaginär wegtragen zu lassen. Sie hat sich auch unterscheiden können von sich und ihrer Lage. Dieser Wirklichkeit hat sie eine Zukunft gegenüber gestellt, die noch gar nicht absehbar war, die aber sehr wohl wirklich werden konnte und auch wirklich werden sollte. — Das wiederum hat es ihr möglich gemacht, etwas Eigenes zu haben und auch zu sein. Und tatsächlich wurde ihr allmählich das eine oder das andere ganz offenbar auch zugestanden:

Also, ich habe ihm dann schnell auch gesagt, was ich lesen möchte. (...) Am Anfang wollte ich Kinder-Klassiker, also KARL MAY, Robinson Crusoe, ›Onkel Toms Hütte‹ und so weiter. Ich habe gelesen, gelesen. Es war ja so irrsinnig fad in dem kahlen Raum. Ich hatte zunächst keine andere Beschäftigung als die Schrauben an der Decke zu zählen und die Texte auf der Zahnpastatube als Lektüre.

Das erste halbe Jahr durfte ich ja nie hinauf. Ich habe mich da unten gebräust, mit einer Mineralwasserflasche, in die wir Löcher hineingestochen haben. Dann brachte er einen Schlauch mit so einem Brausekopf.¹

NATASCHA KAMPUSCH hat dann auch Video-Kassetten bekommen; *Raumschiff Enterprise* oder *Magnum*, später wurde das ganze ORF-Programm aufgenommen. Die endgültige

¹›Meine Tagebücher hat ER nie anschauen dürfen‹: In: Teil 4 des großen ›Krone‹-Interviews.

Auswahl hat WOLFGANG PRIKLOPIL getroffen, was offenbar dem außerordentlichen Sprach- und Qualitäts-Empfinden auch nichts anhaben konnte. — Die stärkste Abgrenzung zum WOLFGANG PRIKLOPIL fand aber wohl durch das eigene Schreiben statt.

Das habe ich mit der Zeit mehr und mehr entwickelt. Weil ich eben so viel gelesen habe, dachte ich mir, ich könnte eigentlich auch Bücher schreiben, Romane. Es gab da verschiedene Hefte, nicht nur Tagebuch. Nach Form und Gedanken sortiert. Dieses Tagebuch und alles, was ich geschrieben habe, hat nur mir gehört.

Er konnte nie Einblick nehmen. Er hat sich eigentlich auch sonst nicht sehr in meine Angelegenheiten eingebracht. Aber in Alltäglichkeiten hat er sich in demütigender Art eingemischt, zum Beispiel wie ich meine Zahnbürste auswasche und solche Sachen. Das Geschriebene aber, das hat immer nur mir gehört.¹

Rote Linie

Vermutlich ist aber gerade diese letzte Intimsphäre das, was kein Wärter einem Gefangenen abnehmen darf, denn dann geht es ums Ganze. Sehr oft wird infolge von Zellendurchsuchungen, durch Schreibverbote, eben durch die bewußte Störung der Identität eines Menschen als ultima ratio die Entscheidung ausgelöst, in den Widerstand zu gehen und das letzte Mittel zum Einsatz zu bringen, die Verweigerung der Nahrungsaufnahme, schlimmstenfalls vielleicht sogar der Durststreik. — In diesem Fall allerdings wurde der Hunger selbst als Disziplinierungsmaßnahme eingesetzt, denn der Entführer hatte vermutlich selbst Ekstörungen.

Dem Täter, wie NATASCHA KAMPUSCH ihn sehr häufig ganz bewußt titulierte, bescheinigt sie paranoide Züge, Panikzustände, Magersucht und Geiz bei Nahrungsmitteln. Sie mußte sich daher auf eine durch und durch strategische Kommunikation mit ihm

¹Ebd.

verlegen. Ein paar Mal sei sie vor Hunger fast gestorben. Ihrem Peiniger ist sie derweil auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, ja sogar verbunden. Es ist vollkommen paradox, abhängig zu sein vom Schicksal dieses Jemand und dann auch noch wünschen zu müssen, *daß er ja nicht stirbt*, ein ›irrsinnig ungutes Gefühl‹.¹

Wäre ihm etwas zugestoßen, wäre er nicht wieder gekommen, sie wäre in diesem Kellerloch einfach verhungert. Man hätte, — so werden später Ermittlungsexperten zu bedenken geben, das Verlies nicht gefunden, selbst wenn man das ganze Haus durchsucht hätte.

Wir nähern uns damit der Perspektive, aus der heraus der phänomenologische Zuschauer die Szenerien ganz bewußt noch einmal betrachten sollte: Der Zugang gelingt über eine Annäherung an diese paradoxe kommunikative Situation. Es galt, bei aller Vertrautheit keine Vertraulichkeit aufkommen zu lassen, sondern vielmehr generell zu planen, was wie und wozu gesagt und getan wird. So werden dann etwa Zahnschmerzen dem Entführer gegenüber bewußt verheimlicht, denn das hätte womöglich panische Reaktionen ausgelöst und Konsequenzen gehabt, etwa die, gar keine ›Nahrung‹ mehr zu bekommen.

Distinktionen

Wann immer NATASCHA KAMPUSCH über derlei spricht, so ist stets von ›Nahrung‹ oder auch von ›Nahrungsmitteln‹ die Rede, niemals von ›Essen‹. ›Nahrung‹ steht eben für das, was zum Leben unabdingbar ist, ›Essen‹ wäre etwas Intimes. Es gibt aber keine Intimität unter solchen Bedingungen, *es gibt kein richtiges Leben im Falschen*. Also legt sie bereits mit ihrer Ausdrucksweise immer weder explizit Wert darauf, eine gewisse Distanz zu wahren zwischen der schlechten Wirklichkeit, die nicht sein soll und derjenigen, die nicht ist aber sein sollte.

¹Zit. n. der 50-minütigen Fernsehdokumentation: ›Der Fall Kampusch‹ im Rahmen eines ›Thema spezial‹, Redakteure: Christoph Feurstein und Birgit Bock, vom Mittwoch, den 3. Januar 2007, um 20.15 Uhr in ORF 2.

Eine differenzierte Sprache ermöglicht komplexe und in sich widersprüchliche Interaktionen. Zum einen unser Ausdrucksvermögen die Wahrung der eigenen Identität mit ihrem intimen und eigentlich als unverletzlich zu respektierenden Kern. Zum anderen wird es möglich, diesen Widerspruch zugleich zu verbalisieren, wenn man sich schon nolens volens und unter Protest auf eine schlechte Wirklichkeit einzulassen bereit findet, nur weil ein unüberwindbarer Zwang vorliegt. Gerade dann ist es ganz entscheidend, immer wieder zu verdeutlichen, daß alle diese Einlassungen ganz und gar nicht freiwillig sind. — Gewalthaber, Täter und Überwältiger neigen dazu, sich genau darüber Illusionen zu machen. Aber es kommt darauf an, sie dabei zu stören, sich nur nichts einzubilden

*Gibt es wirklich kein richtiges Leben im falschen, so kann es eigentlich auch kein richtiges Bewußtsein darin geben. Nur real, nicht durch ihre intellektuelle Berichtigung allein wäre über die falsche Meinung hinauszukommen. Ein Bewußtsein, das heute und hier jener Verhärtung der Meinung ganz entsagte, die das pathische Prinzip ist, wäre ebenso problematisch wie jene Verhärtung selbst.*¹

Von Anfang an hat der Entführer *sein* Opfer mit allem, was ihm zu Gebote stand, systematisch unter Druck gesetzt. Bei mangelndem Wohlverhalten kamen zusätzlich zur Isolation und zur körperlichen Gewalt noch Kälte, Hunger und Dunkelheit, um ihren Willen, ihren Eigensinn und vor allem ihr Selbst- und ihr Unrechtsbewußtsein zu brechen. Vor dem Hintergrund der Erfahrungen mit den extrem brutalen Reaktionen ihres Gegenübers entwickelt sie in ihrer Opfer-Rolle darauf ein Kommunikationsverhalten, bei dem alle möglichen Folgen zuvor mit einbezogen werden müssen. So entsteht dann diese typische Diktion in ihrer Sprache, diese Distanz zum eigenen Fall, zum

¹Theodor W. Adorno: Meinung Wahn Gesellschaft. In: Gesammelte Schriften. Bd. 10: Kulturkritik und Gesellschaft I/II. Hrsg. v. Rolf Tiedemann u. Mitwirk. von Gretel Adorno, Susan Buck-Morss und Klaus Schultz, Band 10.1 und 10.2, Frankfurt am Main 2003; Bd. 10,2, S. 591–592.

Täter, zum eigenen Opfer-Sein und eben auch allen denen gegenüber, die glauben, besser zu wissen, was für sie gut oder weniger gut sein würde.

Der Entführer gerät schnell außer sich und reagiert dann wie ein jähzorniges Kind mit brutaler Gewalt und allen erdenklichen Sanktionen, denn er hat ja nun alle Macht dazu. Dennoch läuft vieles nicht so, wie er es sich vorgestellt hat. Mit trotziger Konsequenz hält NATASCHA KAMPUSCH den Widerstand aufrecht, sie wird sich nicht beugen lassen und ihre Ausdrucksweise steht ihr auch dann noch bei, wenn sie zeitweise psychisch viel zu verängstigt und körperlich viel zu schwach ist.

Der Täter zeigt Panik-, Trotz- und Gewaltreaktionen, sobald auch nur der Eindruck entsteht, er hätte womöglich nicht alles unter Kontrolle und sein Wille wäre nicht ihr Befehl. Also begegnet KAMPUSCH ihm stets mit Kalkül im Kommunikationsverhalten. Dazu gehört aber auch, daß sie ihm nichts vorspielt, sondern authentisch bleibt. Gerade deshalb kommt es darauf an, alle möglichen Folgen bereits vorwegzunehmen. Sie entwickelt eine Antizipationsfähigkeit, die für sie überlebenswichtig werden wird, nicht nur während der Gefangenschaft sondern auch danach. Das wird ihr auch der Jugendpsychiater MAX FRIEDRICH attestieren, kurz nachdem sie dem Peiniger hatte doch noch entkommen können:

Sie ist strategisch ein Nahezu-Genie. Strategisch heißt, eine unserer höchsten denkerischen Leistungen zur Blüte zu bringen, das ist die sogen. Antizipationsfähigkeit, das ist die Fähigkeit, sinn- und planvoll vorausdenken zu können ... und diese Planungsfähigkeit ist Strategie. Die hat sie entwickelt, perfekt.¹

Wir haben es also aus guten Gründen mit einem sehr reflektierten Artikulationsvermögen zu tun. Die Kommunikation zwischen Entführer und Entführungsoffer läßt sich schließlich nicht verweigern, gerade Opfer sind daran interessiert, zu kommunizieren. Nur auf diese Weise läßt sich überhaupt noch Kontakt zur Außenwelt und zum eigentlichen Leben aufrecht halten.

¹Ebd.

Außerdem muß auf diesem Wege wenigstens das Notwendigste zumindest eingefordert werden. Und auch die Ungewißheit der eigenen Zukunft, die ja nun in fremden Händen liegt, läßt sich vielleicht auf diese Weise ein wenig abbauen.

In diesem Fall hat es das Opfer allerdings mit einem psychisch sehr labilen Täter zu tun. Was das bedeutet, wird anhand weiterer Bemerkungen vor Augen geführt, wenn sie selbst das ganze unselige Verhältnis auf eine Formel bringt, um es zu charakterisieren.

Opfer und Öffentlichkeit

Nach ihrer Flucht am 23. August 2006 wendet sich NATASCHA KAMPUSCH sieben Tage später, am 30. August 2006, in einem offenen Brief an die *sehr geehrten Journalisten, Reporter* und die *sehr geehrte Weltöffentlichkeit*. Sie hat diesen Appell ganz offenbar selbst verfaßt, darin zeigt sich ihr Selbstverständnis, ihr Umgang mit den Medien und ihre Eigenständigkeit im Urteil: Einerseits gibt sie bewußt weitere Informationen preis, andererseits wird eine *rote Linie* gezeigt, die sie selbst nicht übertreten wird und die sie auch von anderen gewahrt sehen möchte.

In diesem offenen Brief fällt dann auch jene Formulierung, die aufmerken ließ, wenn sie verlautbaren läßt, der Entführer habe sie auf Händen getragen und mit Füßen getreten:

Ich war gleich stark, aber — symbolisch gesprochen — er hat mich auf Händen getragen und mit den Füßen getreten. Er hat sich aber — und das hat er und ich gewußt — mit der Falschen angelegt.¹

Im zweiten Interview macht sie dann einige weitere Aussagen über ihre offenbar jahrelange höchst desolante körperliche Verfassung und ihren Zustand am Tag der Flucht, als es endlich so weit war:

¹Natascha Kampusch: Offener Brief @ netzzeitung.de, zuletzt aufgerufen am 22.02.2013.

Ich war in einem guten körperlichen Zustand. Ich hatte zwar wenig gegessen an diesem Tag, aber ich hatte nicht mehr so viele Blutergüsse und Verletzungen, so daß ich mich stark genug fühlte, um wegzulaufen, auch emotional.¹

Dieses hoch diplomatische Gespür, das genaue Selbst-Hinhören auf den Klang der eigenen Worte. Diese gewisse Bedachtsamkeit aber auch die etwas übergroße Bedächtigkeit, das alles hat sich NATASCHA KAMPUSCH aneignen und zu eigen machen müssen. Es läßt allerdings tief blicken, daß eben dieselben Kompetenzen ganz offenbar überlebensnotwendig *bleiben* auch *nach* ihrer Befreiung, vor allem eben im Umgang mit der Sensationspresse und dem Boulevard. Alles das dürfte ausschlaggebend gewesen sein für ihr Auftreten in der Öffentlichkeit, vor allem auch für den von Anfang an professionell anmutenden Umgang der NATASCHA KAMPUSCH mit der Presse-Öffentlichkeit.

Sie hat sich ganz gewiß über weite Strecken selbst gebildet, ihre Kenntnisse, das verbale Differenzierungsvermögen, ihre Reflexionsgabe, ihr ganzer Habitus, das alles wird sie wohl kaum mit, sondern eher gegen diesen seltsamen Menschen entwickelt habe, der sie als Mädchen geraubt hat, um sie dann später als Frau für sich einzunehmen. Das war jedenfalls der Plan, aber diese Rechnung ging nicht auf. Nicht mit, sondern gegen diesen Menschen hat sie es zu einer Eloquenz gebracht, die gleichwohl erstaunlich bleibt.

Seltsam, geradezu unerklärlich erscheint es schon, wie es möglich sein kann, so ganz auf sich gestellt ein derart differenziertes und reflektiertes Sprachvermögen zu entwickeln. Eigentlich wäre doch anzunehmen, daß *Sprache* ein soziales Phänomen ist und sich daher im Umgang mit Anderen erst wirklich entwickelt. Aber der Umgang mit dem Täter dürfte wohl kaum direkt dazu beigetragen haben, eine solche Urteilsfähigkeit und ein derartiges Verbalisierungsvermögen zu entwickeln.

Die Eloquenz dieses Kellerkindes hat andere Gründe: Sie hatte es nicht nur mit ihrem labilen Entführer zu tun, sondern sie

¹Zit. n. ebd.

sollte in ihrer Kellerzelle allmählich auch Nachrichten erhalten über den eigenen Fall, über die Suche nach ihrer Leiche, die unsäglichen Behauptungen und Verleumdungen, kurzum die ganze schmutzige Wäsche, die da über Jahre gewaschen wurde. Insbesondere die Mutter war jahrelang von selbsternannten Ermittlern verdächtigt worden. Sie hatte Prozesse führen müssen gegen Verleumdungen und Verdächtigungen, selbst in die Entführung verwickelt zu sein.

Mißbrauch wurde unterstellt, der Schnappschuß eines Fashingskostüms sollte als Beleg dafür herhalten. Und weil die Eltern seinerzeit in Scheidung lebten, wurde spekuliert, das Kind sei weggelaufen, womöglich auch in Ungarn, woher der Vater stammt. Aber auch die Ermittlungen wurden immer wieder in Frage gestellt, weil es nicht einsichtig schien, daß dieses Verbrechen nicht verhindert werden konnte. Einige Untersuchungsausschüsse tagten und gaben derweil auch immer mehr Intimitäten preis.

Alles das nimmt sie zunächst bruchstückhaft bereits im Verlies in Erfahrung. Und mit der Zeit lockert der Entführer seine Zensurmaßnahmen, wohl auch, weil er sich damit sehr viel Umstände machen mußte, zumal er nun wirklich kein Mann des Wortes war. Demnach dürfte sie bald schon immer mehr antizipiert haben, daß sie nicht nur das Opfer des Entführers ist, sondern später auch noch zum Opfer dieser Öffentlichkeit draußen werden könnte. Ging es eigentlich wirklich um sie oder nur darum, was andere von und mit ihr wollten?

Mit ihrem Peiniger hat sie darüber wohl kaum sprechen können. Also mußte sie alles mit sich selbst ausmachen. Das ganze Arrangement läßt an die *Schachnovelle* von STEFAN ZWEIG denken:

Ein eigenes Zimmer in einem Hotel — nicht wahr, das klingt an sich äußerst human? Aber Sie dürfen mir glauben, daß man uns keineswegs eine humanere, sondern nur eine raffiniertere Methode zudachte, wenn man uns >Prominente< nicht zu zwanzig in eine eiskalte Baracke stopfte, sondern in einem leidlich geheizten und

separaten Hotelzimmer behauste. Denn die Pression, mit der man uns das benötigte >Material< abzwängen wollte, sollte auf subtilere Weise funktionieren als durch rohe Prügel oder körperliche Folterung: durch die denkbar raffinierteste Isolierung. Man tat uns nichts man stellte uns nur in das vollkommene Nichts, denn bekanntlich erzeugt kein Ding auf Erden einen solchen Druck auf die menschliche Seele wie das Nichts. Indem man uns jeden einzeln in ein völliges Vakuum sperrte, in ein Zimmer, das hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen war, sollte, statt von außen durch Prügel und Kälte, jener Druck von innen erzeugt werden, der uns schließlich die Lippen aufsprengte. Auf den ersten Blick sah das mir zugewiesene Zimmer durchaus nicht unbehaglich aus. Es hatte eine Tür, ein Bett, einen Sessel, eine Waschschiüssel, ein vergittertes Fenster. Aber die Tür blieb Tag und Nacht verschlossen, auf dem Tisch durfte kein Buch, keine Zeitung, kein Blatt Papier, kein Bleistift liegen, das Fenster starrte eine Feuermauer an; rings um mein Ich und selbst an meinem eigenen Körper war das vollkommene Nichts konstruiert. Man hatte mir jeden Gegenstand abgenommen, die Uhr, damit ich nicht wisse um die Zeit, den Bleistift, daß ich nicht etwa schreiben könne, das Messer, damit ich mir nicht die Adern öffnen könne; selbst die kleinste Betäubung wie eine Zigarette wurde mir versagt. Nie sah ich außer dem Wärter, der kein Wort sprechen und auf keine Frage antworten durfte, ein menschliches Gesicht, nie hörte ich eine menschliche Stimme; Auge, Ohr, alle Sinne bekamen von morgens bis nachts und von nachts bis morgens nicht die geringste Nahrung, man blieb mit sich, mit seinem Körper und den vier oder fünf stummen Gegenständen Tisch, Bett, Fenster, Waschschiüssel rettungslos allein; man lebte wie ein Taucher unter der Glasglocke im schwarzen Ozean dieses Schweigens und wie ein Taucher sogar, der schon ahnt, daß das Seil nach der Außenwelt abgerissen ist und er nie zurückgeholt werden wird aus der lautlosen Tiefe. Es gab nichts zu tun, nichts zu hören, nichts zu sehen, überall und

ununterbrochen war um einen das Nichts, die völlige raumlose und zeitlose Leere. Man ging auf und ab, und mit einem gingen die Gedanken auf und ab, auf und ab, immer wieder. Aber selbst Gedanken, so substanzlos sie scheinen, brauchen einen Stützpunkt, sonst beginnen sie zu rotieren und sinnlos um sich selbst zu kreisen; auch sie ertragen nicht das Nichts. Man wartete auf etwas, von morgens bis abends, und es geschah nichts. Man wartete wieder und wieder. Es geschah nichts. Man wartete, wartete, man dachte, man dachte, man dachte, bis einem die Schläfen schmerzten. Nichts geschah. Man blieb allein. Allein. Allein.¹

Inzwischen hat KAMPUSCH dem Entführer PRIKLOPIL einiges abgetrotzt. Sie ist immer besser im Bilde, denn den Zensurmaßnahmen dürfte immer mehr entgangen sein. Die Welt da draußen mit ihren vielen, geradezu abstrusen Entwicklungen mußte selbst immer befremdlicher werden in ihren Augen, aus dieser obskuren Perspektive, unauffindbar verborgen zu sein in diesem Verlies, ihrem ›Zimmer‹, ihrer Welt außerhalb der Wirklichkeit.

Alle diese über Jahr und Tag angesammelten Erfahrungen mit der real existierenden Medien-Öffentlichkeit dürften dann ähnlich prägend gewesen sein wie die paranoide Psyche und die Gewalttätigkeit des Entführers. Zudem observierte der Täter ihre Eltern auch nach der Entführung weiterhin, wohl, um mit Neuigkeiten oder auch Desinformationen ihr gegenüber auftrumpfen zu können.

Das alles macht eine selbständige, kritische, ja skeptische Meinungsbildung unerlässlich, vor allem ein Erwägen und Erörtern, das sie vollständig mit sich selbst hatte austragen müssen. Die dazu entwickelte Sprache ist dazu angetan, nicht einfach nur verrückt zu werden, Anlässe dazu gab es genug. Es ist schon makaber, wenn sie im Verlies unter anderem auch Meldungen über die Suche nach ihrer Leiche zur Kenntnis nehmen muß.

Vor diesem Hintergrund hat sie dann ganz allmählich kon-

¹Stefan Zweig: Schachnovelle. Frankfurt am Main 1961. S. 57f.

krete Vorstellungen entwickelt, wie sie sich wohl äußern würde, wenn sie sich äußern könnte. Mangels Dialogpartner übernimmt sie sich auch diese Rolle selbst. So wird sie zum Zuschauer ihrer eigenen Entführung, befaßt mit der Deutungshoheit über den eigenen ›Fall‹, mit der Sorge um die eigene Person. Sie mußte daher zur Sprecherin, Kommentatorin und schlußendlich auch noch zur eigenen Therapeutin in eigener Angelegenheit werden. — Daher diese Diktion. Sie entwickelt ganz bewußt die erforderliche Sprechweise, die distanziert, exakt und wohlüberlegt operiert.

Öffentliches Opfer

Das ist es, was diesen Fall so bemerkenswert macht. Da taucht das Opfer eines Verbrechens nicht in der Anonymität ab. Stattdessen ist NATASCHA KAMPUSCH schnell zu einer Person des öffentlichen Lebens geworden und als solche thematisiert sie die ihr zugewiesene Rolle. Und sie hadert öffentlich damit, wenn behauptet wird, was nicht war und wenn ihr abverlangt wird, was sie nicht ist und nicht sein will.

Es ist seltsam, aber ganz offenbar wird von *Opfern* erwartet, daß sie nicht in eigener Sache überhaupt Stellung nehmen und schon gar nicht öffentlich. Das alles wäre nicht möglich ohne eine Sprache, die es gestattet, einen solchen Tabubruch tatsächlich auch durchzustehen. Sie hatte von Anfang an ein Konzept, einen Plan, den sie schon sehr früh gefaßt haben muß, in eigener Sache vor aller Öffentlichkeit selbst aufzutreten, sich nicht in die Anonymität abdrängen zu lassen.

Tabus sind ganz offenbar dazu angetan, eine Sprachlosigkeit zu kultivieren, die eigentlich eine Unkultur ist. Man mag nicht an etwas rühren und doch kann niemand davon lassen. Und man kann nicht daran rühren, weil die Worte fehlen, weil die Sprache keine Möglichkeiten zur Verfügung stellt, tatsächlich darüber zu reden, so, daß etwas mitgeteilt wird, das vor allem den Opfern aus ihrer tabuisierten Rolle wieder heraushilft.

Offenbar ist *Sprache* aber immerhin bereits mächtig genug,

daß sie ganze Welten herbeizitiert, auf die verzichten muß, wer darin abgemeldet ist. Aber auch darüber hinaus gibt es noch Potentiale, weil es unsere Sprache uns eigentlich auch noch möglich macht, sich zu sich selbst nochmals zu verhalten. Wir können das Sprechen selbst zur Sprache bringen. Wir können darüber reden, welche Wort warum ganz und gar nicht, welche überhaupt und welche wenigstens annähernd in Frage kommen, um zum Ausdruck zu bringen, was gesagt werden soll. Insofern ist es eigentlich fast schon wieder verwunderlich, daß man sich so verwundert über dieses Sprachvermögen, denn das Ganze ist weit mehr als ein Spleen, es war offenbar überlebensnotwendig, die fehlenden Grenzen wenigstens mit Worten zu setzen.

So erklärt sich Manches und ist dann auch gar nicht mehr so überraschend. Sie plante nach eigenem Bekunden ununterbrochen die Flucht. Aber sie ließ auch Gelegenheiten verstreichen, aus vielerlei Gründen, aus begründeter Angst, ein jeder Fehlversuch könnte ihr letzter sein, auch aus körperlicher oder psychischer Schwäche, vielleicht aber auch aus kühler Berechnung.

Fluchtpunkte

Ab einem bestimmten Zeitpunkt muß ihr immer deutlicher geworden sein, *was* sie da draußen erwartet, sollte ihr eines Tages die Flucht doch noch gelingen. Es ist weitsichtig, sich darüber illusionslos Gedanken zu machen, um sodann zu der Überlegung zu kommen, ob es nicht besser wäre, ganz bewußt noch eine gewisse Zeit verstreichen zu lassen.

Dieser Gedanke, diese Spekulation mag abenteuerlich erscheinen, zumal es nach allgemeinem Kenntnisstand dafür keinerlei Bestätigung gibt. Wenn, dann müßte NATASCHA KAMPUSCH selbst diese Erwägung preisgeben, aber warum sollte sie? Dennoch sind da einige durchaus vorstellbare Gründe, daß sie erwogen haben könnte, tatsächlich mit der Flucht zu warten. Denn es war sehr schnell offenbar, daß sie vom Regen in die Traufe kommen könnte. Ihre Situation war außerordentlich und

sie würde es bleiben auch nach ihrer Befreiung. — Das vorwegzunehmen ist weitsichtig, bitter und keineswegs naiv. Sie hat das einzig Richtige getan, sie hat das Opfer-Management in eigene Hände bringen wollen und sie hat die Regie selbst übernommen und es ist ihr gelungen, die Lufthoheit über den eigenen Fall zu behaupten.

Ob NATASCHA KAMPUSCH tatsächlich bewußt einige wenige frühere Fluchtmöglichkeiten hat verstreichen lassen, um erst *volljährig* und damit *mündig* und *geschäftsfähig* zu werden, bleibt Spekulation. Allein die Möglichkeit wirft allerdings ein bezeichnendes Licht nicht nur auf sie, sondern auch auf eine Gesellschaft, die ihr ganz offenbar selbst wie eine Bedrohung erschienen sein muß.

Jedenfalls hat sie im Keller mustergültige Planungen betrieben für die Zeit danach. Sie hat ihre eigenen Präferenzen setzen wollen, um Verträge abschließen und Stiftungen gründen zu können, und sie hatte bereits eine klare Vorstellung über ihren Beraterstab.

Der Pakt mit sich selbst

Es hat etwas von einem Märchen, nur der Held und die geraubte Prinzessin treten in diesem Fall in Personalunion auf. Im Alter von zwölf Jahren hat sie sich Rettung in Aussicht gestellt. Aus der Zukunft heraus wollte sie sich selbst zur Hilfe kommen. Sie sei einen Pakt mit sich eingegangen, das kleine Mädchen von vormals, das sie dann nicht mehr sein würde, dort doch noch herauszuholen. — Nichts ist beeindruckender als diese doch mehr oder weniger spontane Formulierung im ersten Fernsehinterview:

Und ich hab mir eines Tages geschworen, daß ich älter werde, stärker und kräftiger, um mich eines Tages befreien zu können. Ich hab sozusagen mit meinem späteren Ich einen Pakt geschlossen. Daß es kommen würde

*und das kleine zwölfjährige Mädchen befreien würde.*¹

Es mag für den Großteil in der Medienöffentlichkeit kaum nachvollziehbar sein, daß sie einige der wenigen sich bietenden Gelegenheiten zur Flucht nicht wahrnimmt sondern bewußt verstreichen läßt. Aber wohin hätte sie denn fliehen sollen? Das Bild von der Welt da draußen, das sich ihr geboten hat, war keineswegs vertrauenswürdig genug, sich wirklich darauf einzulassen: Der Vater war kollabiert und auch die Mutter zeigte, wie wenig sie dem allen wirklich etwas entgegensetzen konnte. Also wohin sollte sie fliehen? Womit würde sie zu rechnen haben, wenn sie vorzeitig, also Hals über Kopf einfach das Weite suchen würde? Ganz so einfach, wie es einer viel zu naiven Rezeption entspricht, stellt sich die Situation nicht dar.

NATASCHA KAMPUSCH muß sich frühzeitig bereits dazu entschlossen haben, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Dazu dieser Pakt, den sie zuvor mit sich selbst geschlossen hat. Sie hat sich, gleichsam im Gegenzug selbst dafür versprochen, wenn die Zeit gekommen sein würde, sich selbst da herauszuholen, sich selbst zu befreien, sich aber auch darüber hinaus noch beizustehen in dieser Welt da draußen, die nicht minder problematisch erschien.

Jemandem in einer solchen Lage nicht sogleich zu helfen, sondern ihm zu sagen, er müsse das noch eine ganze Weile durchstehen. Sich selbst solches abzuverlangen, das setzt schon ein großes Vermögen an Überlegung voraus. Sie wird aber ganz gewiß so weit gedacht haben, denn sie hat sich immer wieder ausgemalt, wie es wohl wäre, würde sie ›frei‹ sein. Und dabei muß ihr bewußt geworden sein, daß sie so ›frei‹ dann nicht wäre, würde sie nicht volljährig sein. Das war es, womit sie umgehen mußte, das war es wohl auch, was sie ganz allein mit sich selbst ausgemacht hat.

So wird ihr dieser durchaus aberwitzige Gedanke gekommen sein, womöglich warten zu müssen, nicht nur auf die passende Gelegenheit zur Flucht sondern zuvor noch auf das passende

¹Natascha Kampusch im ersten Fernsehinterview, zit. n. Iris Hanika: Die Königin aus dem Kellerverlies. In: Die Welt, 21.12.2006.

Alter. Auch *das* spricht weniger gegen sie also vielmehr gegen *diese* Öffentlichkeit.

Wer es noch immer nicht glaubt nachvollziehen zu können, worin die Motive dieser Konsequenz liegen, möge sich vor Augen führen, was passiert sein würde, wäre sie früher geflohen: Wie wäre der öffentliche Auftritt dann verlaufen? Sie wäre fortan nur noch das Opfer gewesen und es auch geblieben, nur kleines Mädchen, nur die arme kleine *Natascha*. Und sie wäre wie es üblich ist, einfach nur in der Versenkung verschwunden. Man hätte über sie bestimmt, hätte über sie geredet und in ihrem Namen gesprochen und Verträge abgeschlossen. So würde sie ihr Traum nie überwinden können. Es wäre eben ihr individuelles persönliches Schicksal gewesen und auch geblieben. — Es ist eine seltsame Art, wie wir mit ›*Opfern*‹ umgehen, das macht diesen Fall wirklich wichtig.

7. Vorlesung: 28. Mai 2013

Das kleine und das große Ich

Das kleine Mädchen mußte warten, bis *Natascha* zur Frau, bis ein Teil von ihr selbst zum Märchenhelden geworden sein würde. Andernfalls hätte sie bei der öffentlichen Aufarbeitung des eigenen Falls das ganze Gerede, die Pressearbeit, die Geschäfte, all die Interviews, Bücher und Filme und was sonst noch an Unwahrheiten, Indiskretionen und Spekulationen vorgebracht werden würde, nicht unter *ihre* Kontrolle bringen können. Sie würde keine Rolle spielen in dem Hype, der um sie entfacht werden würde. Sie hätte nichts von dieser Prominenz ummünzen können für sich. — Als kleines Mädchen, als noch nicht geschäftsfähige Person wäre sie dem ganzen Tun und Treiben einfach nur hilflos ausgeliefert gewesen.

Wem dieses Kalkül zu eiskalt erscheint, wer glaubt, das sei zu viel der kühlen Berechnung und der Selbstbeherrschung, ist einfach nur naiv. Ein *Opfer* braucht nichts mehr als einen solchen kühlen Kopf. Die größte Schwierigkeit dürfte darin liegen, nicht einfach nur zu verzweifeln, weil es eben kein richtiges Leben im falschen geben kann.

Die größte Gefahr ist allerdings die, psychisch verhaftet zu bleiben und nie wieder aus der Sache herauszukommen. Ein *Trauma* wird ohnehin zurück bleiben und der Verlust an Lebenszeit läßt sich nicht abgelten. Alles kommt darauf an, mit dieser Vergangenheit doch Frieden schließen zu können. Entscheidend ist, ob der Übergang ins vormalige, ins neue, ins eigene Leben tatsächlich gelingt.

Im Märchen winken am Ende stets exorbitante Belohnungen: Ehrungen, Besitztümer, Statusgewinne und nicht zuletzt eine neue wahre Liebe und zudem noch nicht enden wollendes Wohlwollen von allen Seiten. Das Ganze wird sich allgemeiner

Anerkennung erfreuen und schließlich wird überhaupt nichts mehr gegen das vollkommene Märchen-Glück sprechen. Die Bösen, von denen die Verschwörung, der Bann, der Fluch, der Zauber, von denen das ganze Unheil ausgegangen ist, haben keinerlei Macht mehr, ihre Zeit ist vorbei.

Wir erzählen den Kindern von wundersamen Märchenwelten, um ihnen Hoffnung, Zuversicht und Weltvertrauen zu verschaffen. Aber wenn es darauf ankommt, dann gehen wir selbst ganz anders vor. Wir rechnen nicht wirklich mit diesem Glück, vielmehr werden die *Opfer* auch nach dem glücklichen Ende weiterhin als solche betrachtet. Diese Differenz ist das Problem. Wir zählen nicht wirklich darauf, daß die Welt wohl eingerichtet ist und bezweifeln, daß Märchen und Psyche tatsächlich einander entsprechen. — Kinder aber fühlen das noch, daher lassen sie sich so gern darauf ein.

Interessant ist es daher, über diese Differenz selbst zu arbeiten und weiter zu fragen, ob die Märchenwelt und die Psychologie nicht doch einige geheimnisvolle Gemeinsamkeiten haben. — Hier in diesem Fall kommt alles darauf an, die Differenz zwischen einer üblen Gegenwart und einer möglicherweise nicht minder schlimmen Zukunft systematisch zu antizipieren, um einzusehen, daß es tatsächlich vonnöten ist, selbst die Dinge und damit auch den eigenen Fall in die Hand zu nehmen. — Entscheidend wäre es, überhaupt jemals wieder herauszufinden aus allen diesen Verstrickungen.

Erst bestimmt der übermächtige Kidnapper alles und jedes, dann setzt unmittelbar im Anschluß an die ›Freilassung‹ der Terror der Massenmedien ein. Öffentliche Expertenrunden über den Seelenzustand der Opfer werden anberaumt und alles aber auch wirklich alles wird möglichst breit getreten. Fürsorger treten hinzu, die nicht minder einsame Entscheidungen fällen, weil sie allein glauben zu wissen, was das Richtige sei.

Vor allem die Ämter würden tätig werden und den weiteren Gang der Dinge bestimmen, so wie der übermächtige Kidnapper am Anfang alles und jedes bestimmt hat. Wieder wäre Fremdbestimmung, Bevormundung und vor allem Abschottung die Folge.

Und das, was Menschen, denen die Freiheit genommen worden ist, am allermeisten vermissen, sich frei und selbstbestimmt bewegen zu können, würde wieder genommen.

Da war es in der Tat eine glückliche Fügung, daß dieses *spätere Ich* sehr umsichtig vorgegangen ist. ›Helden‹ müssen warten können. ›Helden‹ kommen eben immer aus der Zukunft, ansonsten könnten sie nicht mit der Vergangenheit brechen. Die vielen Gerippe in den Höhlen aller Ungeheuer sind eine Mahnung an alle, die vor der Zeit blindlings losstürmen und allen Ernstes glauben, Ungeheuer ließen sich einfach so besiegen.

Auf den *Kairos* kommt es an. Es gilt, den richtigen Augenblick nicht nur als solchen zu erkennen, sondern vor allem auch, darauf warten zu können. Das ist die Reifezeit, in der die Helden als Sinnbild eines zukünftigen Ichs erst noch heranwachsen und sich ausbilden müssen. Das ist dann auch die eigentliche Kunst der Märchenhelden, sie sollten warten können.

Derweil versinken die *Opfer* in Agonie, sie spalten sich auf. Psychologisch ist diese bewußte Aufspaltung in ein gegenwärtiges und ein zukünftiges Ich von allergrößter Bedeutung. Auf diese Weise ist es möglich, eine unerträgliche Zeit einigermaßen ›heil‹ zu überstehen. Die eigentliche Identität wird gleichsam eingekapselt, sie muß gar nicht mehr als solche zum Ausdruck gebracht werden, zumal sie ohnehin nicht gefragt ist.

So wird dann dieser Teil in eine Zukunft verlagert, die ist aber sein sollte. Je konkreter die Vorstellung von dem, was sein soll, in der Imagination werden, umso eher kann es gelingen, in der schlechten Wirklichkeit die zugewiesene Rolle zu spielen aber nicht wirklich bei der Sache zu sein. So kommt es dann zu diesem so erstaunlichen Pakt mit sich selbst.

Wer wartet, ist tatsächlich intensiv mit etwas beschäftigt. Wer etwas nur aushält, hat zumeist bereits einen Plan für die Zeit danach, sollte ihn zumindest haben. Das ist es vielleicht, was erklärbar machen kann, warum sich Opfer häufig so tief einlassen auf ein an sich illegitimes Verhältnis zu ›ihren‹ Tätern. Sie haben sich eben selbst aufgespalten und bleiben selbst dabei gleichsam außen vor. Sie imaginieren eine ganz andere,

eine bessere Zukunft gegen die schlechte Wirklichkeit. In der schlechten Gegenwart lassen sie sich selbst fast gänzlich außer Acht, weil doch in dieser schlechtesten aller möglichen Welten tatsächlich kein legitimer Platz für sie ist. Sie sind ja nun nicht freiwillig in dieser Zwangswelt von Gefangenschaft, Zuckerbrot und Peitsche.

Erst die Vorstellung einer eigenen Zukunft kann dagegen ankommen, wenigstens imaginär. Natürlich ist das alles nur märchenhaft und dennoch ist es psychologisch von Methode. Nur ein zukünftiges Ich kann ein derart wundersames Versprechen tatsächlich wahr machen. Die Kunst besteht darin, den richtigen Zeitpunkt zu wählen und die Zeit bis dahin tatsächlich verstreichen zu lassen ohne sich selbst zu verlieren.

Der rechte Augenblick muß jedoch mit Bedacht gewählt werden. Alle Bedingungen für die Möglichkeit, tatsächlich den Weg in ein neues, anderes, besseren, ins eigene Leben zu finden, müssen erfüllt worden sein. Erst dann ergibt sich jener ganz entscheidende Augenblick. Das ist *Kairos*, es ist der Moment, auf den es ankommt. — Das vormals noch viel zu kleine Mädchen konnte sich selbst eben erst befreien, nachdem die Grenze zur Volljährigkeit und damit das Recht auf Selbstbestimmung bereits überschritten war.

Selbstverständlich ließ sich vorwegnehmen, was gewesen wäre, würde sie zu früh geflohen sein. Vor allem der Umgang mit der plötzlichen Prominenz bereitet besondere Probleme. Einerseits wird dadurch manches möglich, andererseits gefährdet sie aber auch, worauf es ankommen würde, die ersehnte Freizügigkeit wirklich auskosten zu können. — Der Wunsch, unmittelbar nach ihrer Fluch, noch bevor ihre Identität ›auffliegen‹ würde, in aller Selbstverständlichkeit eine Eisdielen zu besuchen, sollte nicht in Erfüllung gehen.

Was im Märchen auf zwei Protagonisten verteilt wird, müssen wir uns alles selbst angeeignen lassen: *Wir* sind die Prinzessin und der Prinz. *Wir* sind Verwunschen und zugleich die Person, die den Bann lösen kann. *Wir* sind das kleine und das große Ich in einem. Der Pakt mit sich selbst, wird von einem ganz zen-

tralen Märchenmotiv getragen, es gilt, sich die Zeit zu nehmen und auch zu geben, die erforderlich ist, ein Ich zu entwickeln, das zukunftsfähig ist.

Fast jedes Märchen erzählt die Geschichte einer ganz entscheidenden Entwicklung. Dabei ist die Reifezeit des Helden von ganz besonderer Bedeutung. Die Zustände sind entweder von Anfang an beklemmend oder sie werden es. Von Anfang an verfügen die zukünftige Helden bereits über signifikante Gaben. Ob es sich um die wundersamen Eingriffe extranormaler Wesen handelt oder um ganz besondere eigene Fähigkeiten, alle diese Kompetenzen sind stets exklusiv. Nur die Helden verfügen über solche Freundschaften, über den Verbundenheit hilfreicher Geister, über außerordentliche Gaben, die zuversichtlich machen. Die Lage erscheint gar nicht so aussichtslos, wie sie eigentlich ist.

Sie lassen sich zwar beugen aber nicht verbiegen, alle diese Märchenhelden. Das Versprechen dahinter ist metaphysisch. Es scheint, als stünde hinter der Welt tatsächlich ein ganz entscheidendes Reglement, wonach sich früher oder später alles doch noch zum Besseren wenden müßte, wenn nur die Reifezeit eingehalten, wenn nur ernsthaft an der Entwicklung gearbeitet wird, auf die es früher oder später ankommen muß.

Das groß gewordene Ich, das aus der Zukunft kommen soll, muß nämlich die entscheidenden Qualitäten selbst erst entwickeln. In diesem Fall ist es rein äußerlich das Alter, also die Voraussetzung, geschäftsfähig und mündig zu sein. Aber innerlich ist weit mehr darüber hinaus noch erforderlich, Urteilsvermögen, kommunikative Kompetenzen, Selbstgefühl und Prinzipien sind notwendig, sich danach, wenn angeblich alles vorbei ist, der Öffentlichkeit erfolgreich zu stellen.

Während das glückliche Ende der Märchen stets im kleinen Kreise begangen wird und dem übergelücklichen Volk allenfalls eigenes Aufatmen und Hurra-Rufen bleibt, wird die ganze Angelegenheit in der real existierenden Öffentlichkeit einen ganz anderen Verlauf nehmen. Das märchenhaft glückliche Ende ist hier nur des Dramas zweiter Teil. — Und so wirft

dieser Gedankengang ein weiteres unvoreilhaftes Licht, weniger auf KAMPUSCH, als vielmehr auf die gesamte Gesellschaft und insbesondere auf eine Medien-Öffentlichkeit, gegen die man sich in der Tat vorsehen sollte.

Vor allem die dezidierten Grenzen zwischen dem Privaten, — ihrer Privatheit und dem Öffentlichen, wie sie NATASCHA KAMPUSCH von Anfang an explizit gemacht hat, zeigen überdeutlich, wie notwendig es ist, sich vorzusehen und Vorkehrungen zu treffen. Andernfalls geschieht schonungslos die umfassende Verletzung, Vermarktung und Zurschaustellung der eigenen Intimität. Das alles selbstverständlich nur auf der Ebene von Gerüchten und Mutmaßungen. Wie *es* wirklich war, wollen die wenigsten tatsächlich wissen.

Als ›gefallene‹ und vom Schicksal gezeichnete Menschen, als erschreckendes Exempel und vor allem als Projektionsfläche für die seltsamsten Mutmaßungen sind *Opfer* tatsächlich medial äußerst begehrenswert. Daher rührt dieser Terror der Aufmerksamkeit. Wer sich dagegen nicht verwehren kann, muß abtauchen. Wer dem nichts entgegen setzen kann, wird ganz jämmerlich als das erscheinen, was alle erwarten, als gebrochener Mensch, als Seelenkrüppel.

Wer sich aber darauf einläßt, mit dem Teufel zu tanzen, sollte wissen, was unmittelbar nach Wiedererlangen der sogenannten Freiheit beginnt, — Kesseltreiben ganz im Sinne der Metapher: Eine Jagd, bei der systematisch und rücksichtslos vorgegangen wird, bis hin zu Drohungen, man werde schon etwas Berichtenswertes finden, so oder so, wenn nicht möglichst exklusiv und sofort irgend etwas Preis gegeben würde, was sich ›verkaufen‹ ließe ...

Pornographie der Gefühle

Entscheidend ist es für uns hier zunächst einmal, nachzuvollziehen, was das für Betroffene eigentlich bedeutet, nichtsahnend vom Terror medialer Aufmerksamkeiten überrascht zu werden, von einer Meute, die nichts weiter möchte als Sex, Verbrechen,

Blut und Tränen. Und kaum etwas bleibt unversucht, Emotionen zu schüren, alles abzulichten, um es dann möglichst noch breiter zu treten.

Das Ganze hat Methode: So überfällt man bewußt die nichtsahnenden Eltern mit der Botschaft von der Flucht ihrer Tochter, um mit der Kamera ganz nah dabei zu sein und den Zusammenbruch möglichst ›authentisch‹ abzulichten. Viel von dieser Emotionality ist entweder bewußt lanciert oder aber provoziert worden und dabei wird vor nichts Halt gemacht. — Wie weit gerade die Regenbogenpresse dabei geht, zeigt der Skandal um den Fall des Pressemoguls RUPRECHT MURDOCK und um das im Zuge dieser unglaublichen Affäre tatsächlich geschlossene Massenblatt *News of the World*.

Systematisch wurden über Jahre die Anrufbeantworter von etwas 4000 Personen des öffentlichen Lebens aber auch von Opfern und deren Angehörigen abgehört: Angehörige des Königshauses, Berühmtheiten oder andere VIPs aber auch die Familien von in Afghanistan oder im Irak gefallenen Soldaten und von Opfern der Londoner Terrorattacken vom Juli 2005.¹

All dies kam heraus, als THE GUARDIAN berichtete, daß The News of the World den Anrufbeantworter der vermißten 13-jährigen MILLY DOWLER abgehört hatte, offensichtlich in der Hoffnung, an private Äußerungen der Trauer oder Verzweiflung von Familienmitgliedern zu kommen, um sie auf der Titelseite zu veröffentlichen. Bis der Körper des ermordeten Mädchens sechs Monate später gefunden wurde, glaubte ihre Familie und die Polizei, sie könnte noch am Leben sein, da Mitarbeiter der Zeitung den vollen Anrufbeantworter immer wieder gelöscht hatten. (SCOTLAND YARD zufolge besticht MURDOCK auch Polizeibeamte des mittleren Dienstes, um an Informationen zu kommen.)²

In der ereignisreichen Geschichte des Abhörens sei dies ein neues Kapitel, so das Fazit von JONATHAN SCHELL, der lange

¹ Jonathan Schell: Der Fall Murdoch ist ein Anschlag auf die Demokratie. In: *Die Welt*, 12. November 2011.

²Ebd.

Jahre Kolumnist beim NEW YORKER war, dann mit einem Buch über die katastrophalen Folgen eines möglichen Kriegs mit Kernwaffen ein neues öffentliches Bewußtsein schuf und darüber auch zu einem US-amerikanischen Friedensaktivisten wurde. Der Kolumnist bringt die Widerlichkeit dieser Machenschaften auf den Punkt, wenn er anmerkt:

*Nicht einmal STALIN hat die Toten abgehört.*¹

Einmal Opfer — immer Opfer?

Selbstverständlich fahren Journalisten und Pressefotografen in Windes Eile zu den Eltern, um sie noch möglichst unvorbereitet anzutreffen. Um hautnah über die schonungslos provozierten Zusammenbrüche oder Nicht-Zusammenbrüche zu berichten und in Echtzeit abzulichten was geschieht, wenn sie die Traumatisierten mit der unglaublichen Nachricht möglichst schockierend konfrontieren.

Aber das könnte ein Fake sein. Wer als Angehöriger auf solche Zudringlichkeiten gefaßt sein muß, wird sich vorsehen, überhaupt noch spontan zu reagieren, wird also möglichst abtauchen, um nur keine Gelegenheit für weitere üble Meldungen zu liefern. — Man stelle sich doch nur vor, die Mutter eines Entführungsofers würde irgendwo weinselig von Paparazzi abgelichtet. Die Meldung könnte lauten: So feiert die Mutter von ...

Also was soll denn geglaubt werden, wenn urplötzlich Vertreter großer Zeitungen vor der Tür stehen? Vielleicht wird bewußt eine Fehlmeldung lanciert, um eine um ihr verlorenes Kind weinende Mutter ablichten zu können? — Für gewisse Blätter wäre es ein begehrtes Titel-Foto. Im Untertitel oder auch in größeren Lettern ließe sich dann verlauten: So weint die Mutter von ..., so freut, sehnt, grämt sie sich ..., so trauernd, einsam, verliebt, wieder froh oder noch immer traurig ist sie gerade und wir waren wieder einmal ganz exklusiv mit dabei ...

¹Ebd.

Was da in Szene gesetzt wird, ist eine *Pornographie der Gefühle*, die mit echten Emotionen so viel zu tun hat, wie Pornos, die in der Regel auch ohne jegliche Erotik auskommen. Während im Porno pure Körperlichkeit in Szene gesetzt wird, geht es den Herz-Schmerz-Blättern um Emotion ohne jede Sinnlichkeit. Das eine ist so unbedarft wie das andere, auch wenn sich das eine für sauberer hält. Es ist schon seltsam sich fragen zu müssen, wozu Emotionalität *so* inszeniert werden muß. Schlußendlich sind es nur Klischees für infantile Gemüter, die da bedient werden.

Wer sich als Angehöriger, als Betroffener oder als Opfer auch nur einigermaßen unter Kontrolle hat, wird die eigenen Emotionen gerade nicht ›authentisch‹ zur Schau stellen wollen. Aber genau das wird provoziert und nicht selten ganz bewußt arrangiert. — Frauen eignen sich offenbar noch immer weit besser als Männer, die Klischees erwarteter Emotionen mustergültig zu bedienen. Gerade in der Rolle als ›Mutter‹ steht schließlich sehr viel auf dem Spiel, andernfalls beginnt die Ächtung. Was zuvor noch angeblich so mitfühlend hochgeschrieben wurde, kann auch wieder systematisch heruntergeschrieben werden.

Das grenzt an Erpressung, denn es wird immenser öffentlicher Druck aufgebaut, dem viele gar nicht standhalten können. Also werden die erwarteten persönlichen Reaktionen gezeigt, wie sie von der Regenbogenpresse und ihrer Leserschaft eingefordert werden. Diese ›Öffentlichkeit‹ hat nach wie vor etwas von einer Arena, in der immer wieder neue Akteure der makaberen Unterhaltung dienen müssen. — Als ›authentisch‹ gilt, wer die eigene Emotionalität mustergültig beherrscht und perfekt vorspielen kann, was erwartet wird. Da interessiert es nicht, wie sich jemand wirklich fühlt.

Irgendeine Reaktion ist immer da. Im Zweifel wird so etwas einfach erpreßt, auch gegen den Willen der Akteure. Es ist üblich, durch Konfrontation die entscheidenden Tatsachen eigens zu schaffen, um so die gewünschten Reaktionen zu erhalten. Das wiederum führt dazu, daß fast alle sich hüten, überhaupt noch öffentlich aufzutreten. Man ist doch nur ohne

eigenes Dazutun und ungefragt, eigentlich aus einem traurigen, problematischen, jedenfalls traumatisierenden Grund zu einer Person des öffentlichen Leben geworden. Da besteht die Gefahr, auf Vertraulichkeiten hereinzufallen, sich hinters Licht führen zu lassen. — Niemand sollte aber echtes Mitgefühl erwarten, allenfalls Sensationslust. Viele wählen daher den Weg in die Anonymität, schotten sich ab oder besorgen sich im Zweifelsfall vielleicht sogar eine neue Identität.

Menschen, die ohnehin bereits traumatisiert sind, müssen ansonsten damit rechnen, bewußt weiter gequält oder vorgeführt zu werden, wie die Delinquenten öffentlicher Schand-, Folter- und Hinrichtungsprozeduren. Der öffentliche Umgang mit Opfern hat noch immer etwas Mittelalterliches: Alles ergötzt sich an den Quälereien und vor allem daran, selbst nichts dabei zu empfinden. Alles hält daran fest, daß die Opfer ihrer Rolle nur nicht entkommen, daß sie immer wieder neu von ihrem Schicksal ereilt werden, öffentlich leiden zu müssen.

Solche makabren Schauspiele wurden bis vor kurzem in Hörsälen gegeben, als noch Menschen in Zoos gehalten wurden, als Patienten oder auch ›Wahnsinnige‹ noch angehenden Ärzten zu Demonstrationszwecken vorgeführt wurden. Es hat selbst etwas Ver-Rücktes, diese angemaakte autoritäre Sicherheit der Obermedizinalräte. Erstaunlich ist deren Gewißheit, selbst das Subjekt der Untersuchung zu sein, während der oder besser *das* andere Mensch nur das beliebige Studien-Objekt einer Wissenschaft ist, die sich hier wieder einmal exemplarisch darüber Gewißheit verschafft, wie unvollkommen doch die Natur, wie minderwertig doch manche Menschen mitunter ausfallen können. — Das alles im Dienste der Wissenschaft oder der Öffentlichkeit, versteht sich.

Und wenn es dann nicht so läuft wie gedacht, dann bleibt noch immer die Möglichkeit, irgend etwas hineinzulesen, was sich wieder herauslesen läßt: Wenn etwa die Mutter BRIGITTA SIRNY-KAMPUSCH sich nicht erwartungsgemäß verhält und angesichts der übermittelten Nachricht vom Wiederauftauchen der verschollen Tochter keineswegs augenblicklichst zusammen-

bricht oder wenigstens pflichtschuldigst in die rollenspezifischen Tränen ausbricht, so wird sie als eiskalte Un-Mutter hingestellt. — Auch das ist eben eine Meldung.

Und alsbald werden schon Konflikte zwischen der Tochter, der Mutter und den Eltern gemeldet, als ob das die sogenannte Öffentlichkeit irgend etwas angehe. Und keiner dieser Emotions-Pornographen kommt auf die Idee, daß niemand nach 10 Jahren der Trennung wieder genau da ansetzen und wieder weiter machen kann, wo man aufgehört hat, als wäre nichts geschehen.

Zur Gewalt solcher Exzesse im massenmedialen Kesselreiben gibt es eine Bemerkung von PETER SLOTERDIJK, Monate später verfaßt, nachdem die lancierte Debatte um seine angeblich skandalöse Menschenpark-Rede längst wieder abgeklungen war. Sein Fazit vermittelt einen ungefähren Eindruck davon, was *das* für eine Erfahrung sein muß:

Ich denke, man muß selber einmal in einem solchen Kessel gewesen sein, um zu verstehen...¹

Es ist allerdings an der Zeit, sich von den letzten naiven, hochmögenden Vorstellungen über die sogenannten *Öffentlichkeit* zu verabschieden. Wer so etwas selbst und vor allem federführend durchstehen will, braucht Geschäftsfähigkeit, Urteilsvermögen kommunikative Kompetenz sondergleichen und vor allem ein eigenes Konzept. Dann, aber auch nur dann wäre Abtauchen nicht zu empfehlen. — Vielmehr könnte gerade die Konfrontation mit dieser Öffentlichkeit manche Gelegenheit bieten, das eine oder das andere stellvertretend abzuarbeiten. Und genau das sollte dann auch das Konzept von NATASCHA KAMPUSCH werden.

In einer solchen Situation ist ein Medienberater eigentlich erforderlich, also jemand, der professionell manches abpuffert, filtert und auch konzentriert. Was die damit betrauten Personen

¹Peter Sloterdijk im Gespräch mit Hans-Jürgen Heinrichs: Die Sonne und der Tod. Über mentale Gitterstäbe, Erregungslogik und Posthumanismus sowie über die Unheimlichkeit des Menschen bei sich selbst. In: Lettre International; Heft 48, I. Vj. 2000. S. 32–47. Zit. v. S. 45.

dann aussagen, wenn sie überhaupt reden dürfen über ihre Tätigkeit, ist wiederum für uns sehr instruktiv.

DIETMAR ECKER hat in den ersten Wochen nach ihrer Flucht der Kampagne als Medienberater unentgeltlich für NATASCHA KAMPUSCH gearbeitet und gibt uns derweil interessante Einblicke in dieses Geschäft. Demnach ist es müßig, sich über *den Boulevard* zu echauffieren, weil die sogenannte *Öffentlichkeit im Zeitalter der Massenmedien* niemals so etwas wie eine kritische Öffentlichkeit war.

Es geht nicht um Urteilskraft und schon gar nicht um Diskurse, sondern um Gefühle, Vorurteile und vor allem um Erregung. Das Geschäft dieser Medien ist daher nicht etwa das Initiieren von Diskursen, sondern vielmehr das Provozieren moralischer Wallungen in einer Erregungs-Demokratie, die sehr viel auf Emotionen setzt, weil sie noch immer daran glaubt, diese könnten Wissen, Urteilsvermögen und Diskursivität tatsächlich ersetzen. Man wird sich schlußendlich wieder einmal kräftig aufgeregt aber wirklich rein gar nichts gespürt und schon gar nichts verstanden haben.

Emotionen werden so gern lanciert und konsumiert, weil sie wie Expertisen erscheinen, man kann darauf unmittelbar zum Moralisieren übergehen. Gefühle sind angeblich immer gefühlsecht, weil es eben Gefühle sind, weil Tränen nie lügen und weil vor allem die rollenkonforme Emotionalität stets authentisch ist, so die tumbe Mentalität einer Erregungskultur, die da tagtäglich bedient wird mit Geschichten und Geschichtchen von Stars und Sternchen.

Derweil geschieht etwas mit den Opfern, was sie ganz anders als im Märchen nicht etwa schlußendlich frei und glücklich werden läßt, bis ans Ende ihre Tage. Es erscheint eher so, als hätten sich die Opfer in irgendeiner Weise selbst mit versündigt am metaphysischen Grundaufbau einer Welt, die neben den Tätern und Opfern auch noch die Zuschauer kennt, die sich an alledem ergötzen, die den Schock und den Schauer genießen, der ihnen da geboten wird, die nicht genug bekommen können von Sex and Crime and Horror.

Im Auge des Betrachters

Ganz offenbar identifiziert sich der überwiegende Teile der Öffentlichkeit klammheimlich eher mit dem Auge der Täter. Dieser Blick kann und möchte sich nicht wirklich mit den Opfern identifizieren, weil diese doch nun aus der Ordnung herausgefallen sind. Also ist man daran interessiert, immer mehr an schockierenden Details über den *Fall* zu erfahren und sorgt zugleich mit der eigenen Aufmerksamkeit dafür, daß er nie aufhört, dieser Status, Opfer zu sein.

Wir werden uns dagegen auf die Perspektive der Opfer konzentrieren, weil sich an ihrem Schicksal nach der Freilassung studieren läßt, wie schnell sie gleich beim ersten Schritt in der sogenannten Freiheit viel zu leicht erneut zum Opfer werden, zur Beute für Papparazzi, lauernde Kamerateams oder Journalisten, die sich in Ärztekitteln oder auch unter vorgetäuschten Krankheitssymptomen in die Kliniken einschleichen, um an die Opfer heranzukommen und möglichst ›hautnah‹ zu berichten. — Nichts ist zu peinlich, wer so etwas nicht machen will, der läßt eben die nötige Einsatzbereitschaft und das professionelle Engagement vermissen in diesem Wettlauf an möglichst viele der intimsten Details heranzukommen.

Daher schweben die Opfer spektakulärer Verbrechen auch nach ihrer Freilassung weiterhin in großer Gefahr. Es ist offenbar ihr Schicksal, daß sie Opfer sind und es auch bleiben. Sie geraten ganz schnell vom Regen in die Traufe, wenn sie, und das dürfte im *Fall Kampusch* die große Ausnahme sein, nicht so eloquent über die Macht der Worte verfügen, wenn sie nicht zudem noch — rein äußerlich — so eindrucksvoll, glaubwürdig und selbstbestimmt auftreten wie sie. Und zugleich widerspricht dieses Auftreten allen Erwartungen, die daran geknüpft sind, *wie* ein Opfer zu sein hat.

Genau *das* wurde dann auch zur Meldung, daß sie in ihrer Rolle als Opfer wider Erwarten nicht so auftrat, wie sie erwartungsgemäß eigentlich auftreten müßte. Es geht stets um Klischees und hier eben darum, daß eines davon wider Erwarten

nicht bedient worden ist. Seltsam sind diese Klischees allerdings schon: Woher nimmt man eigentlich die Sicherheit in der Erwartung, ganz klare Vorstellungen darüber zu haben, wie ein — ›echtes‹ Opfer auftreten soll?

Aber der erste öffentliche Auftritt ist auch bereits das Werk des Medienberaters. DIETMAR ECKER hat es mit Geschick und auch ein wenig Glück verstanden, die öffentliche Aufmerksamkeit ab- und umzulenken, heraus aus dem Schmodder und hin zu einer frühen überraschenden Wende im Fokus der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Wirklichkeit ist Konstruktion und öffentliche Wahrnehmung ist es umso mehr, das macht sie so manipulierbar. Das macht es dann auch so schwer, Diskurse zu analysieren weil es stets darum geht, sie als inszenierte Wirklichkeit, als herrschende Meinung, als Glaubenssystem oder eben auch als Gegenentwurf auszudeuten. — Es gibt sie nicht, die wirklich wirkliche Wirklichkeit, jedenfalls nicht für uns, weil wir uns viel zu gern mit uns selbst befassen, mit dem Gerede über die Sachen aber nicht mit den Sachen selbst.

Und im übrigen ist das, was es verdienen würde, *die* Wirklichkeit genannt zu werden, für unser Erkenntnisvermögen viel zu komplex. Unsere *Sprache* ist zwar ein magisches Werkzeug mit immenser Zauberkraft, weil sie es uns immerhin erlaubt, Erfahrungen nicht nur bewußt zu machen, sondern sie auch noch mit anderen Menschen zu teilen. Dennoch sind alle unsere Wahrnehmungen immer nur modellierend, geprägt von Theorien, Dogmen, Mythen oder Metaphern. — Jede Wirklichkeit kann daher auch anders konstruiert werden und keine davon bildet das Ganze ab.

Wenigstens das sollten wir beherzigen, daß es niemals die ganze Wahrheit sein kann, die wir in den Blick bekommen können, sondern immer nur Teile, Perspektiven, abhängig vom Standort des Betrachters. Zuletzt hilft dann nur noch *Phänomenologie*. Das bedeutet: Wenn wir schon nicht alles zugleich sehen können, dann könnten wir doch wenigstens von Standort zu Standort wandern, um im Wechsel der Perspektiven die

unterschiedlichsten Sichtweisen in Erfahrung zu bringen.

Aber noch immer grassiert die Vorstellung, Wirklichkeit als solche sei tatsächlich mitteilbar, sie sei keine Konstruktion. Dabei müßten wir uns nur etwas distanzierter selbst zuschauen beim Wahrnehmen, Emotionalisieren, Rationalisieren und beim Moralisieren, um zu sehen worauf unsere Wahrnehmungen tatsächlich beruhen, was insbesondere die Massenmedien damit anstellen, vielmehr, wie sie *diese* Wahrnehmungen erst herstellen.

Massenmedien wollen eben das Spektakuläre — verkaufen, und hier haben sie eine außergewöhnliche junge Frau mit einer beklemmenden Geschichte im Visier, die sehr offen auftritt, sehr souverän wirkt, obwohl sie doch gezeichnet ist, die aber auf sich selbst zu achten versteht und das bei dieser Geschichte. Sie versteht das Spiel mit Zuckerbrot und Peitsche, einerseits gibt sie Details sehr offen preis aber zugleich macht sie aus ihrer Intimität ein gut gehütetes Geheimnis. — Sie paßte von Anfang an nicht in die üblichen Klischees, das jedenfalls wurde sehr schnell deutlich. Da ließ es sich verschmerzen, daß sie mit manchem hinter dem Berg hält. Genau *das* aber war bereits die eigentliche Meldung, um die Einschaltquoten in die Höhe zu treiben.

Alles in einer Person

Auf ihr Leben danach, auf das nach der Gefangenschaft, auf diese Konfrontation mit der Öffentlichkeit hat sich NATASCHA KAMPUSCH in ihrer Zelle sehr früh und systematisch vorbereitet. Sie ahnte nicht nur, was auf sie zukommen würde, sie hat vieles in und mit ihren Plänen tatsächlich vorweggenommen. Sie hat sich nicht zum Spielball anderer machen lassen, was eine sehr große Leistung darstellt. Sie ist tatsächlich in aller Stille zu jenem *Helden* geworden, der das junge Mädchen beizeiten doch noch befreien sollte. Sie habe sich ständig gefragt, gibt sie später zu Protokoll, wie sie wohl auftreten würde, wenn sie es denn könnte, — wie sie auftreten wird, sobald sie es kann.

Aber wir sind noch nicht so weit, daß wir uns damit befassen könnten. Hier geht es zunächst einmal darum, genauer zu studieren, wie, warum und wozu sie sich im Keller bereits diese erstaunlichen kommunikativen Kompetenzen und einen nicht minder beeindruckenden Habitus hat zulegen können. Die Antwort wird sein, weil ihr gar keine andere Wahl blieb, aber das ist nicht erschöpfend, denn uns interessiert auch, wie sie dabei vorgegangen ist, sich gleichsam selbst zu briefen.

Sie wird sich wohl kaum mit dem Entführer über ihre Zukunftspläne ausgetauscht haben. Sie muß alles das, was ihr wichtig war, ganz mit sich allein ausgemacht haben, ohne daß ihr irgendjemand dabei direkt hätte behilflich sein können. Das Erstaunliche daran dürfte sein, daß sie alle diese Rollen selbst übernommen haben muß. Sie hat den Diskurs über den eigenen Fall, den sie mit und in der Öffentlichkeit hatte führen wollen, frühzeitig bereits antizipiert.

Zum einen ging es darum, im Keller, in dieser Enge, in dieser absonderlichen Verbindung physisch und nicht zuletzt auch psychisch zu überleben. Gerade ihre Schilderungen über die hygienischen Zustände lassen wenigstens ein wenig davon erahnen, wie ungeheuerlich es nicht selten ist, was Menschen anderen Menschen antun. Der Entführer hatte heimlich unter seiner Garage einen Keller ausgehoben und war dabei sorgsam darauf bedacht, daß die Entführte nur keinen Kontakt mit der Außenwelt aufnehmen könnte. Also hat er viel für die Isolierung getan und sehr wenig für Entlüftung gesorgt. Neben der Enge dürfte die verbrauchte Luft und das Raumklima unerträglich gewesen sein, vor allem die Gerüche, dann die Feuchtigkeit und als Folge davon wiederum Pilze am Körper. — Das alles sind Details, an die zu denken wäre, wollte man wirklich wenigstens annähernd nachvollziehen, was sich da ereignet haben muß, wie so etwas tatsächlich erlebt und erfahren werden würde.

Einerseits mußte sie stark sein, dem Entführer wenigstens das Lebensnotwendige abzutrotzen, zugleich wollte sie ihn aber nicht zu weiteren hilflosen Gewaltausbrüchen verleiten. Andererseits mußte sie sich selbst treu bleiben und Grenzen ziehen,

die sehr schwer zu ziehen und noch schwerer inzuhalten sind für Jemanden, der so ausgeliefert ist. Es ist eigentlich eine Versklavung, die hier stattgefunden hat. — Sie mußte mußte mit sehr viel Trotz und Widerstand ihr ihr ›natürliches‹ Selbstbewußtsein dagegen verwahren. Sie hat sich dazu aber auch Weitsichtigkeit und diplomatisches Geschick zulegen und zugleich viele aberwitzige Kompromisse machen müssen. Es ging nicht anders.

Gerade die Sprache sollte aber zu einem dieser märchenhaft hilfreichen Geister avancieren, die das Unmögliche möglich machen. Eben diese kommunikativen Kompetenzen wird sie auch später dringend benötigen, in ihrem *zweiten* Leben, um sich mit derselben Haltung *draußen* überhaupt bewegen und behaupten zu können.

Sie hat mental in der Welt, die sie später wieder aktiv betreten wollte, weiter gelebt, wenn auch nur virtuell. Entscheidend ist dabei aber ein Realismus, der eben nicht auf das ganze Emotions-Theater hereinfällt. Es muß ihr alsbald klar geworden sein, daß sie auch *danach* nicht sehr viel anderes erwarten dürfte, als das, was sie zuvor bereits im Keller wider Willen erleben mußte. Sie würde weiterhin observiert, kontrolliert, bevormundet und vielleicht auch bedroht, wenn sie sich nicht dagegen verwahrt. Ein Untertauchen in der Anonymität der Massen scheint reizvoll, ist aber im Prinzip nur ein Sich-Fügen ins schlimme Schicksal. Das würde bedeuten, ewig Opfer zu sein und es auch zu bleiben, — das war aber nicht ihr Weg, von Anfang an nicht.

NATASCHA KAMPUSCH nimmt stattdessen ganz bewußt ihr Schicksal in die eigenen Hände, und sie tut damit genau das, was einem *Opfer* eigentlich weder zugemutet noch zugetraut wird. Nicht von ungefähr erzeugt sie Argwohn damit, sie fällt gleichsam aus ihrer Rolle, indem sie darin bleibt. Sie macht das Intime öffentlich und das Öffentliche intim. Und schlussendlich wird sie der Öffentlichkeit auch noch die Intimität stückweise liefern, nach der immer wieder gefragt worden ist: Wie war es denn so ... mit dem Täter? — Nur, es wird keine Erotik-Phan-

tasie bedient, sondern einfach nur ein Einblick gewährt in eine schlechte Wirklichkeit.

Und schlukendlich bleibt etwas, nicht nur innerlich, was sich als *Trauma* ständig wieder in Erinnerung ruft. Etwas, das sozial von nicht minder schwerer Bedeutung ist. Einmal Opfer — zweimal Opfer? Erst die Entführung und das jahrelange fremdbestimmte Leben unter Aufsicht des Täters, jetzt das Leben danach unter den Augen einer argwöhnischen Öffentlichkeit, die mutmaßt, so schlimm könne es doch wohl nicht gewesen sein? Der Rolle selbst ist ganz offenbar nicht zu entkommen. Einmal Opfer — immer Opfer.

Ganz entscheidend ist wohl die Antizipationsfähigkeit, ein Realismus, der sich keine Illusionen macht, daß am Ende wieder alles gut würde, so als wäre nichts geschehen. Sehr früh dürfte sie vorausgesehen haben, was da auf sie zukommt. Ganz offenbar ist ihr sehr bald bewußt geworden, daß ein jedes Opfer in der Gefahr schwebt, einfach nur vom Regen in die Traufe zu kommen. — Sie muß also geahnt und vorweg genommen haben, was da auf sie zukommen würde. Schließlich hat sie einiges von dem, was während ihres Verschollenseins vor sich ging, in ihrer Zelle sehr wohl mitbekommen: Wie ihre Mutter zur Täterin hochstilisiert wurde; einfach, weil es den Emotionen einer Medien-Öffentlichkeit zuträglicher zu sein scheint, wenigstens *einen* Täter zu haben als gar keinen.

Wäre es ein Märchen, die Situation würde wunderschön sein. Hier ist es Wirklichkeit und die Konstellation ist einfach nur abstrus: Lebendig begraben wie ein Untoter zu vegetieren, um dann wie ein Geist aus der Lebenswelt minutiös Nachrichten zu empfangen und mitzubekommen, was da im echten Leben vor sich geht mit allem Irrsinn, den nur die schnöde Wirklichkeit hinbekommen kann. — Man führe sich die Hilflosigkeit in der Zelle vor Augen, der Wunsch, der Wille, der lautlose Schrei, in eigener Sache endlich selbst intervenieren zu wollen aber nicht zu können. Es besser zu wissen aber nichts tun zu können, sich nicht zu Wort melden zu können, weil man bereits ›tot‹ ist und Tote reden nicht, das ist eine schwere Prüfung nicht nur der

Geduld.

So wird KAMPUSCH in ihrer Zelle früh bereits zu ihrem eigenen *Zuschauer*. Sie sieht sich mit einem paranoiden und minderbemittelten Mädchenräuber konfrontiert, der eine Frau aus ihr machen wollte, ›seine‹ Frau. Dagegen konnte sie nichts tun, sich nur wegdenken, in Gedanken davonstehen. Also nimmt sie es virtuell mit der Gegenwart auf, indem sie die Zukunft dagegen ausspielt. Sie sieht sich früh bereits in ihrer zukünftigen Rolle und interviewt sich im Keller selbst, wie sie es denn fertig gebracht habe, doch noch zu entfliehen. Zugleich ist sie aber nicht so naiv, anzunehmen, es würde alles ganz einfach wieder gut, wenn sie nur herauskäme aus ihrem Sarkophag. Sie wird zum Zuschauer ihrer selbst, sie nimmt den Diskurs über den eigenen Fall vorweg und sie entwickelt so ihren Plan, wie sie ganz konkret auftreten würde, wenn sie auftreten wird.

Es geht in der sogenannten *Wirklichkeit* nicht zu wie im Märchen, wenn erst einmal der Bann gelöst worden ist und die ganze Angelegenheit mit sehr viel Spannung aber mit vollendeter Zuverlässigkeit dem besten Ende zustrebt. In Wirklichkeit bleibt das *Trauma* zurück, es wird nicht überwunden, es löst sich schon gar nicht in Wohlgefallen auf. Das Trauma bleibt, vor allem auch, weil es durch die Umwelt immer wieder in Erinnerung gebracht wird.

So viel Vergessen kann nicht sein, höchstens dann, wenn vollkommene Anonymität gesucht, geschaffen, gefunden und systematisch aufrecht erhalten werden würde. Aber was dann, was ist mit dem Bruch in der eigenen Person, geht nicht dann ein Riß durch die eigene Psyche? Läßt sich das alles einfach verleugnen, überspielen, wegdenken?

8. Vorlesung: 4. Juni 2013

Sprache und Welt

NATASCHA KAMPUSCH hat sich für einen eigenen Weg entschieden, nämlich offen, ja geradezu öffentlich mit alledem zu leben und wenn es sein muß, dann auch vor aller Augen. Darin unterscheidet sie sich von vielen anderen, die einfach nur abtauchen. Und wenn sie schon auf die Opferrolle festgelegt würde, dann wenigstens zu *ihren* Bedingungen. Also hat sie sich schon sehr früh auf ihre zukünftige Rolle im Leben danach vorbereitet, und die Welt, auf die sie bis auf weiteres Verzicht leisten mußte, ließ sich derweil auch im eigenen Kopf zu erzeugen durch Lesen und Schreiben.

Um so besser, daß der Entführer rein gar nichts von Lesen und Schreiben verstand. Auch darin übrigens irren manche Kommentatoren, wenn sie KAMPUSCH als Schwester des *Kaspar Hauser* beschreiben. — Er war der Sprache kaum mächtig, als er urplötzlich wie aus dem Nichts auftauchte. Sie hat es dagegen zu einem erstaunlich hohen Grad an kommunikativer Kompetenz gebracht. Sie las nicht nur viel, sie bildete sich systematisch selbst. Sie hielt wenigstens zwei Zeitungen, verfolgte Kultursendungen im Radio, Fernsehaufzeichnungen und Videofilme. Das Beste dabei sind die Medien ihrer Wahl: Lesen und Schreiben.

Sprache ist von existentielle Bedeutung, besonders das Lesen. Es ist die letzte Bastion der Identität, wenn es gilt, die eigene Innenwelt noch stabil zu halten, auch unter widrigsten Umständen. Wer mit Lesen und Schreiben umzugehen versteht, kann sich nicht ganz verlieren, weil da doch Welten sind, virtuelle Wirklichkeiten, die vor dem inneren Auge sehr real erscheinen, wenn sie lesend oder auch schreibend durchlebt und erfahren werden.

Unabdingbar ist es für die Gattung der Märchen, daß Wunder darin geschehen. Und hier haben wir es in der Tat mit etwas Wundervollem zu tun. Es *ist* wie im Märchen, was mit der Sprache als einem magischen Werkzeug zur Verfügung steht. Sie erzeugt, schützt und entlastet den Innenraum der eigenen Person. Sie birgt, wahrt und schützt, was uns ausmacht, unser Selbst, eben das, was wir sind.

Erst durch Sprache erlernen wir die Technik, von uns selbst absehen zu können, um durch Träume, Empfindungen, Betrachtungen, Gedanken, durch Theorie und vor allem durch Lesen und Schreiben ganz andere Hinsichten kennen zu lernen. Erst danach können wir aus veränderter Perspektive auch wieder auf uns selbst zurückkommen. Die Bewegung führt von uns weg und aus anderer Perspektive wieder zu uns hin. Seltsam ist diese Absenz, das Träumerische, das Hin- und Wegsein und dann dieses noch seltsamere Erwachen beim Wiedereintritt in die Wirklichkeit. Es scheint, man sei weg gewesen, sehr weit weg, auf jeden Fall ganz woanders, obwohl man sich doch rein gar nicht bewegt hat. Das Lesen hat etwas vom Träumen, das Schreiben hat etwas vom Traumwandeln. — Und so kommen wir dann verändert auf uns selbst und die eigene Lage wieder zurück.

Durch Sprache wird Selbstverständigung auf magische Weise heraufbeschworen, wir tauchen ungesehen als Betrachter in allen erdenklichen Welten auf, machen Erfahrungen, entwickeln Bewußtsein und können die eigene Stellungnahme noch einmal thematisieren. Über alles läßt sich plötzlich reden, zumindest in Gedanken, so scheint es. Aber wenn ›wirklich‹ werden soll, was nur vorgestellt, nur herbeiphantasiert, nur imaginiert worden ist, dann müßte es tatsächlich auch zur Sprache gebracht werden.

Sich der Sprache zu bedienen bedeutet, zu handeln oder sich zumindest mit der Beobachtung von Handlungen zu befassen, um zur Sprache zu bringen und insofern zu be-schreiben, was da gesehen, erfahren, erlebt wird und worauf es vermutlich dabei ankommen dürfte. Nach Worten zu suchen, nach Formulierungen, die zum Ausdruck bringen sollen, was zum Ausdruck

gebracht werden sollte, bedeutet bereits zu handeln. Es ist bereits so etwas wie Probehandeln im Spiel, selbst wenn es nicht wirklich darauf ankommt, auch dann, wenn das Reden und damit die Ansprache mißlingt. Auch die mißglückte Formulierung gibt schließlich einiges zu Denken.

Kommunikation, das bedeutet Interaktion. Wir können nur mit Worten einen Anfang oder auch ein Ende. Wir nehmen mit Theorien dezidiert Stellung, um sodann zu sagen, was sich zeigt. Auch in Gedanken, in der Phantasie, beim Besuch virtueller Welten durch Lesen und Schreiben manifestiert sich noch immer etwas von dieser magischen Fähigkeit der Sprache, daß Worte bereits etwas mit Handeln zu tun haben. Wäre Sprechen, Lesen und Schreiben nicht zugleich auch ein Handeln, wir könnten nicht mit Worten verletzen und auch nicht durch sie verletzt werden.

So läßt sich die Verbindung zur Welt und vor allem die zu sich selbst auch unter widrigsten Umständen noch immer aufrecht erhalten. Sprache repräsentiert dann eben alles was fehlt. Sie fordert unsere Phantasie und unser Vorstellungsvermögen heraus. Sie entführt das Denken und die Empfindungen, sie entlastet und tröstet und sie trägt mühelos ganz weit weg. Wir fragen dann seltsamerweise gar nicht danach, ob das, was wir in allen diesen virtuellen Welten erleben, irgendetwas mit der sogenannten ›Wirklichkeit‹ zu tun habe. Wir erleben es doch — in unserer Vorstellung, also scheint es in dem Augenblick wirklich zu sein, für uns. Das genügt bereits, das ist sogar mehr als genug, sich weit wegtragen zu lassen.

Wenn Worte zur Schrift geworden sind, dann dringen wir mit ihnen auch noch in die letzten Winkel einer Welt vor, in der wir phantastischerweise sind und zugleich nicht sind. Durch Lesen und Schreiben werden mögliche Welten besucht oder auch ganz neu geschaffen, in denen wir leben, etwas erleben und vielleicht sogar Erfahrungen machen können. Es scheint, als wäre sie das, was uns ausmacht: *Sprache* ist ein magisches Medium, in das wir eintauchen, mit dem wir uns bewegen können, von uns weg, zu uns hin.

Wie verwundbar gerade diese Stelle ist, an der wir durch Sprache die Verbindung zur Welt und zu uns selbst aufrecht erhalten, zeigt die Selbstbeschreibung aus einem anderen, nicht minder bekannten Entführungsfall. — JAN PHILIPP REEMTSMa hat den Moment beschrieben, als er die Beherrschung verlor, was ihm zugleich unendlich peinlich war:

Als die Bitte um Lektüre nicht nur durch eine weitere Lieferung Zeitungen, sondern durch die ersten Bücher erfüllt wurde, und dann, noch weniger erwartet, durch die zweite, konnte er die Tränen nicht zurückhalten. Tränen der Erleichterung und Dankbarkeit.¹

Unsere Sprache hält die Verbindung zur Welt auch dann noch, wenn wir von allem abgeschnitten sind. Unser Differenzierungsvermögen macht es möglich, daß wir aus uns herausgehen und aus veränderter Perspektive wieder auf uns selbst zurückkommen können.

Es heißt, die *Zeit* heilt alle Wunden. Das gelingt ihr im realen Leben aber nicht wirklich. Nur im Märchen bleibt nichts zurück. — Wäre da nicht die Sprache, der Tanz oder auch die Musik, unsere Lage wäre aussichtslos. Wir könnten den Kontakt mit der Welt und auch den zu uns selbst nicht halten, wir müßten verzweifeln. Aber die Sprache trägt uns über alles hinweg, irgendwohin, wo es anders, vielleicht besser ist. Sie bringt uns sogar aus allem heraus, wenn wir es denn verstünden, die Zauberkraft dieses Mediums wirklich auch einzusetzen. Sie würde es sogar fertig bringen, daß nichts zurückbleiben müßte, wenn es zuvor nur zur Sprache gebracht worden wäre.

Was zurück bleibt von einer schockierenden Erfahrung, wird gemeinhin als *Trauma* beschrieben. Es ist der Körper, der diese Erinnerung ›bewahrt‹, wenn er sich eigenmächtig aufbäumt und einfach nur noch mit Panik reagiert, sobald auch nur bestimmte Anzeichen wahrgenommen werden, die vielleicht gar nichts mit dem zu tun haben, was das Trauma ursprünglich ausgelöst hat. Aber irgendetwas ist wachsam, es hat sich selbständig gemacht.

¹Jan Philipp Reemtsma: Im Keller. Hamburg 1997. S. 185.

Auf bestimmte Signale reagiert der eigene Körper fast autonom, da wird nichts mehr dem Zufall überlassen, beim kleinsten Anzeichen wird ohne weiteres Groß-Alarm ausgelöst.

Der übliche Freiraum für souveräne Selbstbestimmung ist begrenzt. Betroffene arrangieren sich eher und vermeiden es möglichst, überhaupt noch in Situationen zu geraten, die Panik auslösen könnten. — In vielen Märchen ist es allerdings ein Thema, wenn das Verhältnis zum eigenen Körper so elementar gestört worden ist. Das geht bis zum Verlust der eigenen Gestalt. Nicht einmal mehr die Haut ist die eigene. Vielleicht fehlt auch noch das Sprechvermögen, weil es Tiere sind, in die nicht wenige dieser Opfer verwandelt werden. Sie sind verhext, verzaubert, verwunschen und müssen im fremden Körper fortan weiter vegetieren, bis der Gegenzauber gefunden und aktiviert worden ist, so daß sie wieder erlöst werden können.

Weil *Traumata* ganz und gar körperlich sind, weil es Körperempfindungen, Körperselbstwahrnehmungen sind, lassen sie sich nicht ohne weiteres zur Sprache bringen. Es sind sehr basale Gefühle, Erlebnisse eben, die prägend waren und es auch weiterhin sind, die erst zur Sprache gebracht werden müßten und erst so ins Bewußtsein gelangen können.

Dagegen steht aber der Widerstand, möglichst nie wieder auch nur in die Nähe dessen zu kommen, wofür das Trauma wie ein Menetekel steht, was den Automatismus der Panik einfach in Gang bringt. Dieser Mut, sich dem zu stellen, ist Sache des Märchenhelden. Es gilt, der Konfrontation nicht nur nicht aus dem Wege zu gehen, sondern sie sogar zu suchen. Genau das müßte geschehen, um den Bann zu lösen. Der Mut der Märchenhelden zeigt sich darin, daß sie sich tatsächlich direkt mit dem Ungeheuren konfrontieren.

Diese Konfrontation, dieses Sich-Stellen ist wichtig, weil zunächst erlebt und erfahren werden muß, was später erst noch zum Ausdruck gebracht werden sollte. Es ist die Aufgabe des Helden, die gesuchte Begegnung mit dem Ungeheuer ganz bewußt in Szene zu setzen. Und dann fehlen nicht selten die richtigen Worte, um zum Ausdruck zu bringen, was die Ängste

ausgelöst hat und auch weiterhin auslösen kann. Das macht alles, was künstlerisch, kreativ und damit schöpferisch — eben ›poetisch‹ ist, so bedeutsam. Es ist eine Frage der Kunst, zur Darstellung zu bringen, was den Worten und unserer Sprache noch nicht einmal in den Sinn gekommen ist.

Bewußtsein und Differenz

Menschen sind per se in sich widersprüchliche Wesen. Es ist sogar konstitutiv für uns, daß wir nicht mit uns selbst übereinstimmen. Auf solchen Differenzen beruht das, was uns ausmacht, Bewußtsein, Sprache, Selbstbeobachtung und nicht zuletzt eben vor allem unser Selbstbewußtsein. HELMUTH PLESSNER schildert unermüdlich, daß wir als Menschen per se nicht in der Lage sind, diese Differenzen aufzuheben. Das einzige, was uns allerdings bleibt, ist, sie die Differenzen selbst und als solche zur Sprache zu bringen:

Unter den Wesensmerkmalen des Menschen, die am häufigsten angegeben werden, steht die Sprache mit an erster Stelle. Wie die Untersuchung lehrt, mit Recht. Nur ist ›Sprache‹ zu eng für das, was den Kern des Wesensmerkmals bildet: Expressivität. Und doch verlangt Sprache, abgesehen davon, daß sie sich im realen Leben des Menschen hervordrängt, eine besondere Stellung in der Schicht der Ausdruckhaftigkeit. Denn sie gibt das, worauf Ausdruckhaftigkeit überall beruht: die Entsprechung zwischen der Struktur der Immanenz und der Struktur der Wirklichkeit — beide Zonen stellen vermittelte Unmittelbarkeit dar und zwischen beiden herrscht die Beziehung vermittelter Unmittelbarkeit — explicite. Sie macht das Ausdrucksverhältnis des Menschen, in dem er mit der Welt lebt, zum Gegenstand von Ausdrücken. Sie ist nicht nur auf Grund der Immanenzsituation, der doppelten Distanz des Personenzentrums vom Leib, möglich, sondern kraft der Exzentrizität dieses Zentrums drückt sie diese Situation im Verhältnis zur Wirklichkeit auch aus. Das exzentrische Zentrum

der Person, vollziehende Mitte der sog. ›geistigen‹ Akte, vermag durch eben seine Exzentrizität die Wirklichkeit, welche der exzentrischen Position des Menschen ›entspricht‹, auszudrücken.

So laufen die Wesensbeziehungen zwischen Exzentrizität, Immanenz, Expressivität, Wirklichkeitskontakt in der Sprache und ihren Elementen, den Bedeutungen, auf eine überraschende Weise zusammen. Die Sprache, eine Expression in zweiter Potenz, ist deshalb der wahre Existentialbeweis für die in der Mitte ihrer eigenen Lebensform stehende und also über sie hinausliegende ortlose, zeitlose Position des Menschen.¹

Bereits mit dem ersten Menschen geht ein Riß durch die Natur. Wir stehen quer zur Welt und zu uns selbst. Das hat HELMUTH PLESSNER als *exzentrische Positionalität* beschrieben. Immer gibt es daher mindestens zwei Perspektiven, die gegeneinander abgegolten werden. Menschsein bedeutet insofern, daß wir nicht wirklich eins sein können mit uns und der Welt. — Die Sehnsucht nach Eins-Sein, nach Widerspruchslosigkeit, nach Urlaub von der Differenz ist gleichwohl eines der stärksten Motive, sich immer wieder in die aberwitzigsten Abenteuer zu stürzen, auf der Suche nach dem Phantasma einer angeblich verlorenen Einheit.

Philosophisch müßten wir Einspruch einlegen, denn es ist zu vermuten, daß diese Differenzen selbst konstitutiv sind für das, was unser Menschsein ausmacht. Erst auf der Grundlage solcher Differenzen werden Beobachtungsbeobachtungen und damit Bewußtsein überhaupt erst möglich. Sprache und Kunst dienen dabei einer Verständigung, die immer heikel ist. Vor allem die Kunst soll zum Ausdruck bringen, was der Sprache zum gegebenen Zeitpunkt aus vielerlei Gründen oft noch versagt ist.

Nicht von ungefähr erscheint es daher oft so verlockend, bis über die Grenzen zu gehen. Und wohl kaum eine dieser Gren-

¹Helmuth Plessner: Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Gesammelte Schriften IV. Frankfurt am Main 1981. S. 417f.

zerfahrungen ist bewegender als die der Himmelspassage bei PLATON. Eine solche Szenerie, wie sie im *Phaidros* geschildert wird, läßt an Imposanz keine der Sehnsucht mehr offen. Es ist allergrößte Kunst, die einfach unstillbare menschliche Sehnsucht, die hinter allem steht, auf eine solche Allegorie zu bringen, um sie dann eben doch noch stillen zu können.

Das Bild selbst hat etwas berückendes, sich vorzustellen, wie die Götter mit ihren Seelenwagen aber auch einige Menschen, die sich vielleicht bereits mit Erfolg auch auf diese Tour begeben können, ihren beeindruckenden Triumphzug über den Himmel antreten, bis hin zu den Grenzen der Welt, wo das *Reich der Ideen* beginnt. Es ist ein derart ausgezeichneter Ort, daß ihn nicht einmal mehr die Götter betreten. Auch sie können nur schauen. Aber vermutlich dürfte es in der Tat bereits genügen, nur zu schauen, um von allem ›geheilt‹ worden zu sein, was jemals belastend gewesen sein mag.

Die Sehnsucht nach dieser urtümlichen All-Einheit ist ein überaus starkes Motiv in Mythen und Märchen. So läßt sich allegorisch zur Sprache bringen, was in den Traumwelten unser *Psyche* wirklich vor sich geht. Der märchenhafte Glücks-Zustand ließe sich allenfalls ohne Bewußtsein herbeiführen. Das ist es wohl auch, was mit und durch Drogen bewirkt werden soll. Aber nur als vorbewußte Einheit läßt sich ein solcher märchenhafter Glücks-Zustand überhaupt herstellen. Das sind aber nur künstliche Paradiese.

In Märchen wird dagegen in Aussicht gestellt, es gäbe das ultimative Glück wirklich. Und tatsächlich läßt sich wenigstens der Geist einer solchen Erfahrung beschwören, so wie eben die *Ideen* bei PLATON nur durch Anschauung in Wirkung entfalten. Dann entsteht eine Spiritualität, die sehr heilsam sein kann. — Daher ist nichts wohltuender als selbstvergessenes Tun, etwas, bei dem die Zeit vergessen wird, und somit auch der Unterschied zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Daher ist es so entscheidend, mit der eigenen Empathie dorthin zu gelangen, wo diese Inspiration ihren Ort hat, wo sie sich ereignet ...

Sprache ist ein Organ, unser Organ, eines, das wir uns selbst

schaffen. Gewiß ist Sprache auch Umgang mit Zeichen, aber man vergißt das Beste dabei: Erst Sprache ermöglicht uns etwas Unschätzbares, nämlich Bewußtsein und Verstehen, um mit-teilen zu können, was man selbst vielleicht noch nie gesehen hat. — Es ist allerdings mehr als erstaunlich, das wir uns etwas Neues überhaupt erzählen können, wenn man bedenkt, was dazu alles erforderlich ist an höheren Bewußtseinsleistungen.

Erst mit der Sprache wird Bewußtsein und vor allem Selbstbewußtsein überhaupt möglich. Dazu werden Differenzen nicht etwa aufgehoben, sondern vielmehr ganz bewußt eingesetzt. Es soll eben nicht alles eins sein, denn auf die Unterschiede und vor allem auch auf die Unterscheidungen kommt es an. So entsteht das Vermögen, zwischen Wunsch und Wirklichkeit, Einbildung und Tatsachen sehr wohl unterscheiden zu können, um sich eben nicht für eine dieser Wirklichkeiten entscheiden zu müssen.

So wird durch Sprache weitaus mehr als nur Information übermittelt. Sie verschafft uns erst unseren Zugang zur Welt und zu uns selbst. Angesichts ihrer tatsächlichen Leistungen ist es schon aberwitzig, wie erbärmlich manche Modellvorstellungen noch immer daherkommen. Wie sehr sie das Phänomen unseres Sprachvermögens schon vom Ansatz her unterbieten, so daß von der eigentlichen Größe dessen, was unsere Sprache ausmacht, kaum mehr Nennenswertes bleibt. Es geht nicht nur um die Abbildung von Welt, nicht nur um den Austausch von Mitteilungen über die Welt, es geht vielmehr darum, daß wir mit Sprache die Welt erst erschaffen.

Und auch das eigene Bewußtsein, das eigene Selbstverständnis ist ein Produkt der Sprache. Sie verhilft uns zur Konstitution von Wirklichkeit, sie gibt Ordnungsvorstellungen wieder, die wir anwenden, die wir aber auch wiederum variieren können. Über Sprache, Ansprache und Sprechweisen läßt sich reden. Sichtweisen lassen sich erörtern. Phantasien werden disponibel, Wirklichkeiten werden austauschbar. Es ist mehr als märchenhaft, was Sprache aus uns macht.

Das Modell aus den Anfängen der Nachrichtentechnik, dem-

zufolge Sprache nichts weiter ist als Informationsübertragung, geht an alledem vorbei. *Verstehen* wird jedoch nicht etwa vom Sender beim Empfänger durch *Übertragung* einer Nachricht erzeugt, vielmehr erzeugen beide konsensuell ein ganz eigenes Verständnis in derselben Angelegenheit. Das macht unsere Kommunikation so kompliziert, weil sie einerseits Klarheit erfordert, andererseits aber fast unvorstellbare Offenheiten erlauben muß, Lücken im Verständnisprozeß, die erst im jeweils letzten Augenblick geschlossen werden. — Da ist es geradezu erstaunlich, fast schon unwahrscheinlich, bei allen diesen überaus anspruchsvollen Voraussetzungen, bei aller frank und frei zugelassenen Unschärfe, daß wir uns nicht ultimativ einfach nur gegenseitig verwirren und wechselseitig um den Verstand bringen, daß wir uns überhaupt verstehen und nicht vielmehr andauernd eher mißverstehen.

Das Interessante an unserem Sprachvermögen ist, daß wir vieles gleichzeitig tun können: Wir können etwa einerseits eine unangenehme Lage als solche konstatieren, andererseits aber dagegen protestieren, lautstark aber auch mucksmäuschenstill. Wir müssen nicht wie junge Ratten, die in eine Lebendfalle geraten sind, uns alsbald aufgeben und eingehen durch Streß, der schnell zum Herzstillstand führt, wenn man sie nicht sogleich wieder freiläßt. Wir müssen uns und die Welt nicht aufgeben, wenn wir auf die Welt und auf uns selbst vielleicht sogar gezwungenermaßen verzichten müssen.

Ich begann zu fassen, konstatiert ELIAS CANETTI unter Bezugnahme auf KARL KRAUS,

*daß der einzelne Mensch eine sprachliche Gestalt hat, durch die er sich von allen anderen abhebt. Ich begriff, daß Menschen zwar zueinander sprechen, aber sich nicht verstehen; daß ihre Worte Stöße sind, die an den Worten der anderen abprallen; daß es keine größere Illusion gibt als die Meinung, Sprache sei ein Mittel der Kommunikation zwischen Menschen.*¹

¹Elias Canetti: *Das Gewissen der Worte*, Frankfurt am Main 1998. S. 48.

Wir können durch Sprache nicht nur Differenzen wahrnehmen, wir können sie auch zum Ausdruck bringen. Wir können sie dann besser aushalten und vielleicht nolens volens sogar darin leben ohne eben darin wirklich aufzugehen. Wir können uns zu dem Widerspruch, den wir selbst leben, nochmals wiederum verhalten und wir können derweil die eigene Identität wie eine andere Identität wahren und auf den richtigen Augenblick warten, bis endlich unsere Stunde gekommen sein wird. — Wir können dann, wenn es mit der aufgezwungenen Wirklichkeit ein Ende hat, auf unsere eigentliche Identität wieder zurückkommen.

Gleichwohl, daß wir das alles können, hat, wie könnte es anders sein, auch seine Schattenseiten. Manche böse Wirklichkeit endet nie. Nicht selten gründen despotische Mächte genau darauf ihre Gewalt, daß wir uns immerzu neue und vergebliche Hoffnung machen können. — Diese unsere größte Stärke ist daher auch eine unserer größten Schwächen, weil sie korrumpierbar macht. Für einen einzigen Hoffnungsschimmer oder vielleicht auch nur für eine aberwitzige Illusion könnten wir gegen alle unsere Prinzipien verstoßen, alles aufgeben, alles verraten und alles verlieren, vor allem uns selbst.

Kairos

Für alle, die in Gefangenschaft leben, dürfte nichts größer sein als die Sehnsucht, wieder sich selbst bestimmen zu können. Gerade für minderjährige Entführungsgeschehen kann diese Sehnsucht zum Verhängnis werden, wenn die neu errungene Freiheit nur in einer neuen Bevormundung endet.

NATASCHA KAMPUSCH hat in einem der ersten Interviews dazu eine Bemerkung gemacht, die diese Vermutung stützt. Der 18. Geburtstag war im März, die Flucht gelang ihr im August. Und so hat sie dann im Anschluß an ihren 18. Geburtstag im vorangegangenen März, nicht nur sich selbst, sondern auch ›ihren‹ Entführer zuvor monatelang bereits auf die anstehende Flucht vorbereitet:

Immer wieder habe ich dann nach logistischen Lösungsansätzen gesucht. Zuerst die Flucht selbst und dann, was danach passieren soll. Soll ich in Strasshof ganz einfach auf die Straße laufen, schreien, Nachbarn aufsuchen? Mir ist sogar in den Kopf geschossen, daß ich nach einer Flucht weltberühmt sein würde und was ich machen müßte, daß mir die Medien nicht sofort nachlaufen, ich vielmehr die Augenblicke meiner Freiheit eine Zeit lang allein genießen kann.¹

Kurz nach der gelungenen Flucht, in den ersten Stunden ihres 2. Lebens hat sie dann in der Tat versucht, einige wenige kostbare Stunden zu schinden. Ihr Gesicht war den Kameras zunächst noch verborgen. Sie hätte sich also bis zu ihrem ersten öffentlichen Auftritt tatsächlich ›frei‹ bewegen können, denn sie war ja noch un-bekannt. Auf Rückfrage im Interview, ihre Vision, wenigstens eine kurze Zeit lang unbehelligt zu sein, habe sich wohl nicht erfüllt, stimmt sie folgendermaßen zu:

So ist es wohl. Für diesen Fall habe ich mir sogar schon aufgeschrieben, wie viele Interviews ich geben werde und wie viel Zeit ich dafür opfern müßte. So hab ich mir halt einige Dinge durch den Kopf gehen lassen, die mich damals beschäftigt haben.²

Aber machen wir es uns nicht zu einfach, es gibt für komplexe Situationen keine monokausalen Erklärungen. Einiges mehr würde man sich als Zuschauer schon zumuten müssen, um zu verstehen, um sich langsam und mit Schaudern einfühlen und einfügen zu können, in die ungeheuren Umstände dieser 3096 Tage, nicht tot aber auch nicht lebendig zu sein. Um wirklich zu verstehen, müßte das Ganze zudem auch noch aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet werden, mit den Augen einer Zehnjährigen, mit denen einer Fünfzehnjährigen, mit denen der

¹ Annika Fischer (WAZ), Alfred Worm (Herausgeber des Magazins NEWS): Natascha Kampusch hatte die Hoffnung aufgegeben — ›Ich war überzeugt, daß ich niemals wieder gefunden werde‹. Interview mit Natascha. Zit. n.: Westdeutsche Allgemeine Zeitung vom 7. September 2006.

² Ebd.

Achtzehnjährigen und schließlich mit denen der Zwanzigjährigen, die sich dessen erinnert. Man würde sich anfreunden müssen mit der Vorstellung, wie es denn wäre, sich mit einem solchen Peiniger einlassen zu müssen ...

Während der gesamten Zeit dürfte der größte Wunsch immerzu gewesen sein, einfach nur davonzulaufen. Doch der Entführer installierte nicht nur Attrappen für Bomben und Signalgeber, sondern sehr wirkungsvolle psychische Kontrollstrukturen, innere Barrieren, die eine Flucht über lange Zeit unmöglich erscheinen ließen. Und so herrschte permanente Angst, auch die Angst vor der eignen Courage, wie KAMPUSCH im ersten Interview bereits erläutert hat.

Allein das ist eine außerordentliche Leistung, die eigene Passion so aus der Distanz, so offen für den phänomenologischen Blick zur Darstellung bringen zu können, — und das immerhin wenige Wochen nach der Flucht, ganz gewiß doch noch immer unter dem Eindruck der gewaltigen Veränderungen in ihrem Leben. — Unsere *Sprache* stellt uns alle diese hoch komplexen Differenzierungsmöglichkeiten zur Verfügung. Sie unterstützt die Bewußtseinsbildung, die Selbsterfahrung, die Selbstbeobachtung, das minutiöse Erinnern und nicht zuletzt unser Vermögen, etwas systematisch zur Darstellung zu bringen.

Wer verstehen will, muß mitgehen und sich einlassen können auf das, was dargestellt wird. Genau da stoßen wir aber an die Grenzen des eigenen Vorstellungsvermögens. Unwillkürlich wird sich jeder fragen müssen, wie es einem selbst wohl ergangen sein würde in einer vergleichbaren Situation. — So schildert sie einen frühen mißlungenen Fluchtversuch, den sie abgebrochen habe und beschreibt, wie sie sich dabei selbst beobachtet hat:

Einmal bin ich schon beim Gartentor hinausgerannt. Das war wie bei diesen Leuten, die das Haus nicht verlassen können, obwohl alles offen ist. Mir ist schwindlig geworden, ich habe nichts mehr sehen können, und ich bin so unauffällig wie möglich wieder zurückgegangen.

*Damit er nichts merkt.*¹

Für komplexe Wirklichkeiten kann es keine einfachen Erklärungen geben. Es geht uns allerdings auch gar nicht um Erklärungsversuche, sondern darum zu studieren, wie sich NATASCHA KAMPUSCH unter diesen Umständen selbst bildet. Wie sie sich ihre Sprache, ihr Selbstverständnis, ihren Habitus und nicht zuletzt auch ihre mediale Rolle sehr bewußt zueignet, um damit dann durchaus sehr erfolgreich in die Öffentlichkeit zu gehen. Und so verfolgt sie in ihrer Zelle den eigenen Fall und stellt derweil schon früh bereits ihren zukünftigen Expertenstab zusammen.

So war etwa der Wiener Psychiater MAX FRIEDRICH bereits 1998 mit dem Fall befaßt. Es wurden ihm vier Bilder aus einer Fotosammlung der Mutter vorgelegt, die die seinerzeit 10jäh-rige Natascha in angeblich sexuell anrühigen Posen zeigen. FRIEDRICH hat davon abgeraten, dieses Material in die weitere Fahndung einzubeziehen.² Das war dann wohl auch für sie der Anstoß, diesen Gutachter nach der Flucht als Berater hinzu-zuziehen. Und von einem der beteiligten Psychologen wurde dann auch der Medienberater DIETMAR ECKER angesprochen:

*Ja, ein Psychologe, der mich von einem früheren Projekt her kannte, rief mich an und sagte: »Kannst du uns helfen, es geht um die Frau KAMPUSCH, die geflohen ist, und wir haben da ein paar Journalistenanfragen.« Ich bin dann hin, hab mir das angesehen und Ideen skizziert.*³

Auch ihren Interviewer, den ORF-Redakteur CHRISTOPH FEURSTEIN kennt NATASCHA KAMPUSCH bereits als regelmäßige Zuschauerin seiner Fernsehsendungen. Nicht von ungefähr,

¹Natascha Kampusch: Das große »Krone«-Interview. In: Kronen Zeitung, vom 6. ??September 2006. Zit. n. Teil 3.

²Horst Müller: Das Geschäft mit Natascha geht weiter. In: Telepolis, 25.11.2006.

³»Ohne Bilder geht es nicht«. Interview mit Dietmar Ecker. In: Message, Internationale Zeitschrift für Journalismus.

denn FEURSTEIN kommt während der langen Jahre ihrer Gefangenschaft und ihres Verschwundenseins immer wieder auf ihren Fall zurück und hält die Erinnerung wach. Sie muß ihm daher sehr verbunden sein, und sie wird sich konkret vorgestellt haben, wie es sein würde, wie es sein wird, ihm eines Tages als Interviewpartnerin gegenüber zu sitzen.

Selbstachtung

Betrachten wir nun doch noch etwas eingehender, wie sie, unsichtbar in diesem Keller dennoch Anteil nimmt an der Welt, zu der sie nicht mehr, vielleicht nie wieder oder aber auch irgendwann einmal wieder dazugehören wird. Anders als KASPAR HAUSER, hält seine vermeintliche Schwester in ihrer Verbannung zwei Zeitungen. Sie setzt Medien ein, sie liest und vor allem, sie schreibt in ihrem Verlies. Sie gehört zwar nicht aktiv zur Welt, aber sie ist dennoch nicht verloren, weil sie mit den Mitteln der Sprache durch Lesen und vor allem durch Schreiben die Vorstellung der eigentlichen Wirklichkeit aufrecht erhält, selbst wenn sie darauf Verzicht leisten muß. Sie lebt verborgen vor der Welt, als sei sie längst gestorben. Sie kann sich aber offenbar dennoch psychisch stabilisieren, indem sie die Differenz zwischen der wirklichen und der eigentlichen Wirklichkeit ungebrochen aufrecht erhält.

CHRISTIAN GEYER versuchte in der FRANKFURTER ALLGEMEINEN ZEITUNG vom 8. September 2006 dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, mit welcher Kraft KAMPUSCH ihre achtjährige Gefangenschaft habe überstehen können und kommt dabei zu folgendem Ergebnis:

Der Satz der Sätze lautete: Sie habe früh, so etwa im Alter von zwölf Jahren, einen Pakt mit ihrem späteren Ich geschlossen, daß es kommen werde und das kleine Mädchen befreie. So erzählte es NATASCHA KAMPUSCH in ihrem Fernsehinterview. Wenn man sich darüber klarwerden will, was es ist, das den Fall KAMPUSCH aus dem Feld des Boulevards heraushebt, das ihm mehr als

die übliche menschliche Anteilnahme sichert, die man den täglichen Gewaltopfern dieser Welt entgegenbringt — wenn man sich darüber klarwerden will, wird man diesen einen Satz nicht aus dem Ohr bekommen: Ich habe einen Pakt mit meinem späteren Ich geschlossen.¹

Man habe viel von der Kraft gesprochen, mit der KAMPUSCH die acht Jahre ihrer Gefangenschaft durchgestanden hat. Heute, nach diesem Satz über das spätere Ich, wisse man genauer, um welche Art Kraft es sich gehandelt hat:

Es war die Kraft, sich etwas vorzustellen, was jetzt nicht ist. Und allein aus dieser Vorstellung die Energie zum Überleben zu ziehen, die Energie zur Abwehr des Wahnsinnigwerdens, zum jahrelangen Tüfteln am richtigen Zeitpunkt der Flucht.²

Es sei die Kraft der Abstraktion gewesen, so GEYER, *mit der sie dem empirischen Desaster standgehalten und ihm endlich entkommen ist*³

Die Perspektive der Wahl für den phänomenologischen Zuschauer war und ist diejenige von KAMPUSCH selbst. Derweil hat sich inzwischen gezeigt, daß uns die Sprache ein ungemein großes Spektrum eröffnet, mit Widersprüchen leben zu können ohne sich wirklich ganz darauf einlassen zu müssen. — Man wird also bei ihr eine über Jahre gelebte Differenz annehmen müssen, was sich nicht zuletzt zeigt anhand der beeindruckenden Formulierung vom aus der Zukunft entgegenkommenden eigenen Ich, um das kleine Mädchen doch noch herauszuholen aus dem elendigen Verlies.

¹Christian Geyer: Überlebensstrategie. Die stumme Panik der Natascha Kampusch. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 08.09.2006, Nr. 209. S. 33.

²Ebd.

³Ebd.

9. Vorlesung: 11. Juni 2013

Hoffnung und Macht

Wenn es kein richtiges Leben im falschen gibt, dann stellt sich gleichwohl die Frage, wie man sich denn schützen kann, nicht zu verzweifeln, nicht zu zerbrechen. Immerhin hat sie gezwungenermaßen mitspielen müssen in dem Theater, das der Entführer eigens eingerichtet hat, um jene absurde Normalität zu inszenieren, wie er es sich nun einmal vorgestellt hat. Inmitten darin das zehnjährige Kind, darauf das Mädchen, schließlich die junge Frau und später eben die Erwachsene, die zeitweise wie ein Haustier gehalten wurde; geschlagen, erprekt, ausgehungert, um sie zu dressieren, um sie so abzurichten, wie er es für richtig hielt.

Es muß makaber werden, sich auch nur annähernd mit der Motivation dieses Täters zu befassen. Aber wenn es ums *Verstehen* geht, dann bleibt nichts anderes, als sich in die Perspektive der jeweiligen Akteure hineinzusetzen, um sie zeitweilig sogar zu übernehmen: Er muß tatsächlich geglaubt, gehofft oder sich zumindest gewünscht haben, schlußendlich werde sich alles zu seinen Gunsten wenden. Sie werde sich schon wie ein gezähmtes Tier an ihn gewöhnen, wenn er sie nur hinreichend zugerichtet haben würde. — Ob er sich nicht insgeheim mehr als nur das, also echte Zuneigung erwartet, erwünscht oder zumindest erhofft hat, darüber kann nur spekuliert werden. Allerdings hat NATASCHA KAMPUSCH mehrfach erwähnt, sie habe den Täter wiederholt aus derartigen Träumen herausreißen müssen.

Alle Verstöße gegen die Menschenwürde, gegen fundamentale Freiheits- und Selbstbestimmungsrechte, Kindesentzug, Menschenraub, Verdinglichung und schlußendlich die brutale Versklavung dieser Frau dürften ihm nicht erschienen sein als das, was sie waren und sind, Verbrechen gegen die Mensch-

lichkeit. Aber wir werden hier nicht zu Gericht sitzen. — Für uns ist es wichtiger, nachvollziehen zu können, wie derart widersprüchliche Wirklichkeiten zwischen Wahnsinn und Illusion gelebt, empfunden und vor allem wie sie zur Sprache gebracht werden können und was daraus folgt, wenn sie zur Sprache gebracht worden sind.

Spätestens dann ergibt sich für den Täter selbst eine problematische Situation, er wird nunmehr zum Gefangenen in seinem eigenen Theater. Er muß seinen Part weiterspielen und kommt aus der Monster-Rolle nicht mehr heraus. Alle Illusionen sind dann verflogen, vor allem der vom *Frauenraub*, der ja durchaus ein Topos ist in den Mythen, der nicht selten bis auf den heutigen Tag noch mit Gesten und Anspielungen in Erinnerung gehalten wird.

Es ist ein Atavismus, eine sehr tief sitzende archaische Erfahrung, die im Arsenal der Archetypen dauerhafte Spuren hinterlassen hat, daß immer wieder einander feindlich gesinnte Clans, Stämme oder auch Staaten übereinander hergefallen sind, als ginge es zu wie im Tierreich. Die wehrfähigen Männer wurden erschlagen, die Frauen vergewaltigt und zusammen mit den Kinder verschleppt, um sie zu versklaven.

In nicht wenigen seiner Liebesabenteuer führt ZEUS vor Augen, daß die Annäherung in fremder Gestalt, die plötzliche Vergewaltigung oder auch die Entführung typische Mittel der Anbahnung neuer Verbindungen sind. Es genügt bereits, wenn es gelingt, in fremder Gestalt auch nur in die Nähe des Opfers zu gelangen. Sobald ihm das gelungen ist, geht es nur noch darum, die Objekte seiner Begierde mit Gewalt zu nehmen. Aber ZEUS ist in seiner Eigenart eben eine Allegorie auf die Schöpferkraft der Natur, während seine eifersüchtige Gattin HERA das entgegengesetzte Prinzip verkörpert, wenn sie allen diesen von ihrem Gatten gezeugten Wesen nach dem Leben trachtet.

Gleichwohl zeigt sich im Hintergrund dieses atavistische Prinzip, daß sich Männer mit Gewalt in den Besitz von Frauen bringen, wovon sie im Prinzip nichts und niemand abhalten

kann, auch nicht unter modernen Verhältnissen. *Mann* nimmt sich einfach, wonach einem ist. *Mann* formt sich die Zukünftige wie ein Privat-Imperator. — Die Idee, über solche Allmacht zu verfügen und einfach keinen Widerspruch mehr dulden zu müssen, dürfte daher das eigentlich Reizvolle für Personen mit sehr starkem Zwangscharakter wie WOLFGANG PRIKLOPIL gewesen sein. Nicht von ungefähr hat er von ›*seinem*‹ Entführungsoffer verlangt, sie solle ihn mit ›*mein* Gebieter‹ ansprechen, was sie nach eigenem Bekunden jedoch standhaft verweigerte.

Nicht nur das Opfer, sondern auch der Täter muß sich arrangieren mit dem, was er da in Szene gesetzt hat. Also was war intendiert? Hat er das alles *so* gewollt, wie es dann kam? Hat er sich darüber hinaus mehr versprochen oder war es genau das, was er wollte, ein Gewaltverhältnis, Unterdrückung, unumstrittene Macht und vor allem das Ausgeliefertsein und die Abhängigkeit seines Opfers?

Wie ist es möglich, so etwas nicht nur zu planen, sondern tatsächlich auch durchzuführen, ja durchzuhalten? Wie ist es möglich, diese Differenz nicht wahrhaben zu wollen, daß es kein richtiges Leben im falschen geben kann? — Dieselbe Frage stellt sich auf Seiten des Opfers. Nur während WOLFGANG PRIKLOPIL die entscheidende Differenz nicht sehen kann und schon gar nicht einsehen will, hat NATASCHA KAMPUSCH nach eigenem Bekunden von Anfang an kein Hehl daraus gemacht, weder sich noch ›*ihrem*‹ Entführer gegenüber, daß diese Tat, die ganze Verhältnisse verwerflich, verbrecherisch und unentschuldig sind.

Sie hat genau das nicht nur sich selbst bewußt gemacht, sie hat diese entscheidende Differenz zwischen dem Richtigen und dem Falschen, zwischen Legitimität und Illegitimität, zwischen Freiwilligkeit und Zwang, zwischen Hingabe und Vergewaltigung immer wieder zur Sprache gebracht.

Worte und Taten

Es scheint allerdings mehr als hilfreich zu sein, nicht nur um das Unrecht zu wissen, dessen Opfer man ist, sondern auch zur Sprache zu bringen, daß dem so ist. Im Märchen sind es nicht selten hilfreich gesonnene Geister oder auch Tiere, die nicht nur über Verständnis für das Opfer verfügen, sondern auch über wundersame Zauberkräfte. Im wirklichen Leben sind es *die richtigen Worte*, die uns ganz offenbar auch dann noch wundersam beistehen, wenn eigentlich alles hoffnungslos ist.

Es ist mehr als nur tröstlich, die eigene Lage nicht nur zu begreifen und sich bewußt machen zu können, was sein darf und was nicht. Es ist darüber hinaus von noch größerer Bedeutung, es dann auch zu sagen und dahinter nicht wieder zurückzugehen. Wenn gleich die ganzen Verhältnisse ›falsch‹ sind, dann kann nicht wirklich zählen, was sich darin ereignet. — Das ist wohl auch der Grund, warum sie wider Erwarten diese Gefangenschaft in einer so erstaunlich guten Verfassung überstanden hat: Sie hat ihre Freiheit im Inneren nie aufgegeben. Sie hat die Differenz nicht verleugnet, auch nicht, als sie sich gezwungenermaßen auf diese illegitime Pseudo-Beziehung hat einlassen müssen.

So paradox es klingen mag, offenbar ermächtigt uns unsere *Sprache*, im krassen Widerspruch leben zu können. Das bedeutet aber auch, alle diese Differenzen nicht nur zu spüren sondern auch zu leben und zum Ausdruck — eben zur Sprache zu bringen. Und alles, was aus vielerlei Gründen ganz und gar nicht zur Sprache gebracht werden kann, vielleicht weil es zu schrecklich ist, weil es an Tabus rührt oder auch, weil ein Trauma damit verbunden ist, bleibt namenloses Elend.

Die richtigen Worte wirken dagegen wie die Losungen wunderbarer Zaubersprüche. Sie können die Täter paralisieren und den Opfern wieder mehr Distanz verschaffen. Indem wir andere ganz konkret in die Lage versetzen, nachzuempfinden, vielleicht sogar mitzerleben, was wir erlebt haben, verdoppelt sich die Wirklichkeit. Dadurch wird eine Distanzierung möglich, sich

selbst mit den eigenen Worten zur Hilfe kommen zu können. Sogar tiefe Verletzungen lassen sich überwinden oder zumindest doch verwinden, weil sich mit den richtigen Worten die schlechte Wirklichkeit selbst angreifen läßt. Die richtigen Worte können zur Tat werden, denn in unserem Sprachvermögen wohnt ein mächtiger Geist mit geradezu märchenhaften Kräften.

Die richtigen Worte zu finden bedeutet, dem Zwang und der Gewalt nicht mehr ganz so hilflos ausgeliefert zu sein. Es verhält sich wie im Märchen, wenn irgendein Fluch auf einem verwunschenen Wesen lastet. Solange das eigene Unglück nicht zur Sprache gebracht und damit bewußt geworden ist, kann nicht einmal ein Märchen gut ausgehen. Stattdessen herrscht heillooses Elend. Das ist nicht von ungefähr die Ausgangs-Konstellation, in der die Märchen ihre Wundertätigkeit erst noch entfalten müssen.

Es gibt eben kein Leben im Falschen, weil *so* kein Leben ist. Während die Passage vom falschen ins richtige Leben im Märchen nicht selten ganz und gar vollkommen gelingt, verhält es sich in der schnöden Wirklichkeit beileibe nicht *so* mustergültig ideal. Etwas bleibt immer zurück und dieses *Etwas* kann ein sehr großes *Trauma* sein, das sich einfach nicht überwinden läßt, weil es nunmehr zur eigenen Person einfach mit dazu gehört, ob man will oder nicht.

Wir können nicht nur grausam zu anderen sondern auch zu uns selbst sein. Wir können uns bis zur Selbstverleugnung mit den unerträglichsten Verhältnissen arrangieren, uns selbstzerstörerische Bescheidenheit abverlangen und uns in Geduld üben, wo längst keine Geduld mehr angebracht wäre. Wir können uns immer wieder in die Agonie der Duldsamkeit versetzen und uns insgeheim immer wieder neue Hoffnung machen. — Diese Fähigkeit, von sich selbst absehen zu können, hat ganz immense Schattenseiten, denn sie macht *Herrschaft* erst möglich.

Hoffnung hat ein subtiles Verhältnis zur Macht. Nur so ist es überhaupt möglich, Menschen unter Druck zu setzen, sie sogar systematisch zu versklaven, so daß sie sich auch noch selbst observieren und sogar glauben, das Ganze hätte schon

auch seine Richtigkeit. Was hinter der roten Linie bei Gefangenen geborgen wird, ein letzter Rest an Würde, Identität und Intimität, wird *Sklassen* ganz willentlich und bewußt systematisch genommen: Man raubt ihnen die Herkunft, nimmt ihnen die Sprache, ihre Götter, ihre Religion, die eigene Geschichte und zerstört so ihre Identität. Man nimmt ihnen ihr Innerstes, macht sie zu Zombies und bringt sie entseelt ganz woanders hin, wo ihnen nur noch bleibt, schicksalsergeben in Agonie zu funktionieren. Und das eigene Bewußtsein leistet dann auch noch Beihilfe zur Selbstunterdrückung.

Opfer reden sich sehr bald selbst ein, das alles sei eben Schicksal. Es habe wohl ganz gewiß nicht gerade die Falschen getroffen, sondern eben die, die es *einfach verdient* hätten. — Seltsamerweise werden ›echte‹ Opfer von Gerichtsgutachtern genau daran erkannt, daß sie sich selbst verdächtigen, auf ominöse Weise nicht ganz unschuldig zu sein an dem, was ihnen zugestoßen ist oder zugefügt wurde. Die unbeantwortbare Frage nach dem eigenen Schicksal, warum es eigentlich ausgerechnet Ihnen passieren konnte, wird zur schweren Belastung der eigenen Psyche. Da scheint es Erleichterung zu versprechen, wenn stattdessen angenommen wird, das Ganze hätte schlußendlich doch nur Ihnen passieren können, ja eigentlich sogar passieren müssen ...

Gerade die von Menschen an Menschen begangenen Verbrechen werden von den Opfern sehr oft mit einem fatalistischen Sinn belegt, als würde es den Hader mit sich selbst wenigstens besänftigen, wenn dem ganzen Irrsinn nachträglich noch so etwas wie eine wohlverdiente, quasi selbstverschuldete Sinnhaftigkeit unterlegt werden kann. Irgendeine Ursache, ein zureichender Grund, ein Das-hatte-ja-so-kommen-Müssen wird zum überlebensnotwendigen Prinzip, um zu legitimieren, was sich nie und nimmer rechtfertigen läßt. — Aber noch immer wirken höhere Mächte besänftigend, wenn Göttern, Geistern oder auch Dämonen unterstellt werden kann, *sie* müßten sich doch wohl etwas dabei gedacht haben.

Es wirkt ungemein beruhigend, wenn etwas, das nicht gewollt

und auch nicht zu ändern ist, wenigstens als *Prüfung* verstanden werden kann. Etwas von solcher Bedeutung wie die Tatsache, das Opfer eines grauenhaften Verbrechens geworden zu sein, kann und darf nicht rein zufällig vonstatten gegangen sein. — Um sich ins Schicksal zu fügen, um vielleicht sogar Wohlverhalten an den Tag zu legen, braucht es einen zureichenden Grund. Also muß das Unheil von den Göttern doch wohl aus guten, wenn auch nur sehr schwer nachvollziehbaren Gründen gesandt worden sein.

Das ist die Notwendigkeit einer Illusion, mit der sich die *Psyche* am eigenen Schopf aus dem Sumpf der Verzweiflung ziehen kann, solange sie noch bei Verstand ist. — SIGMUND FREUD sieht in der *Religion* eben diese notwendige Illusion, weil sie uns mit Illusionen beruhigen und vielleicht sogar trösten kann, solange wir uns auf diese Weise noch Trost spenden lassen wollen und können:

Wenn ich sage, das alles sind Illusionen, muß ich die Bedeutung des Wortes abgrenzen. Eine Illusion ist nicht dasselbe wie ein Irrtum, sie ist auch nicht notwendig ein Irrtum. Die Meinung des ARISTOTELES, daß sich Ungeziefer aus Unrat entwickle, an der das unwissende Volk noch heute festhält, war ein Irrtum... Dagegen war es eine Illusion des KOLUMBUS, daß er einen neuen Seeweg nach Indien entdeckt habe. Der Anteil seines Wunsches an diesem Irrtum ist sehr deutlich. Als Illusion kann man die Behauptung gewisser Nationalisten bezeichnen, die Indogermanen seien die einzige kulturfähige Menschenrasse, oder den Glauben, den erst die Psychoanalyse zerstört hat, das Kind sei ein Wesen ohne Sexualität. Für die Illusion bleibt charakteristisch die Ableitung aus menschlichen Wünschen, sie nähert sich in dieser Hinsicht der psychiatrischen Wahnidee, aber sie scheidet sich, abgesehen von dem komplizierteren Aufbau der Wahnidee, auch von dieser. An der Wahnidee heben wir als wesentlich den Widerspruch gegen die Wirklichkeit hervor, die Illusion muß nicht notwendig falsch, d. h. unrealisierbar oder im Widerspruch gegen die Realität sein...

Wir heißen also einen Glauben Illusion, wenn sich in seiner Motivierung die Wunscherfüllung vordrängt, und sehen dabei von seinem Verhältnis zur Wirklichkeit ab, ebenso wie die Illusion selbst auf ihre Beglaubigungen verzichtet.¹

Der Wahn bietet zweifelhafte Möglichkeiten, auf eine schlechte Wirklichkeit zu reagieren. Nur findet dann gar keine tatsächliche Auseinandersetzung mit einer Wirklichkeit statt, die so weder gewollt noch gewünscht sein kann. Sich selbst stattdessen als notwendiges Opfer zu betrachten, sich einfach ins Geschick nur zu fügen, vielleicht an eine Art Prädestination zu glauben, die die eigene fatale Auserwähltheit dann womöglich auch noch legitimiert, ist kein wirklicher Ausweg, ist kein Umgang mit dem eigenen Schicksal. Schlußendlich wird die *Psyche* daran zerbrechen, wenn sie sich nicht auf die Worte besinnt, wenn sie nicht sagt, was zu sagen sein würde, wenn sie sich keine Distanz, keinen Spielraum zu schaffen vermag.

Die Berufung auf die *unerfindlichen Ratschlüsse der Götter* kann dagegen durchaus hilfreich sein. Eine Illusion muß nicht notwendigerweise falsch und unrealistisch sein, entscheidend ist es, ob sie echten Halt gibt, ob sie entlasten und motivieren kann. Immerhin läßt sich die *Psyche* auf diese Weise stabilisieren, denn eine *Illusion* kann vieles in der Schwebe halten und das Warten erträglicher machen. Sie erlaubt, sich gezwungenermaßen bis auf weiteres auch auf unsägliche Verhältnisse einzulassen, sich so gut es geht, damit zu arrangieren, darin aber nicht aufzugehen, sich nicht aufgeben und vor allem, nicht daran zerbrechen zu müssen.

Wirklichkeit im Widerspruch

Es ist ein ganz entscheidender Unterschied, ob es einzig an uns liegt, wenn wir im Widerspruch stehen oder ob es die Verhältnisse selbst sind, mit denen wir aus guten Gründen gar

¹Sigmund Freud: Die Zukunft einer Illusion. In: Ges. Werke, Bd. XIV. S. 346.

nicht überein stimmen sollten. Von sich selbst zu wissen, woher das eigene Unbehagen stammt, ob es an uns liegt oder vielleicht auch an der Welt, das macht sehr viel aus. Noch entscheidender ist aber dieses Wissen selbst, mag es noch so trügerisch sein. Wer von sich weiß, daß es nicht an ihm selbst liegt, sondern eben an den Verhältnissen, wird ein ganz anderes Selbstbewußtsein an den Tag legen.

Entscheidend ist es, den Hader mit der Wirklichkeit nicht zu verleugnen, sich und anderen nichts darüber vorzumachen, vor allem nicht denen gegenüber, die uns vielleicht mit Zwang zu etwas bringen, was wir aus freien Stücken nicht wollen würden. Es sollte dagegen klar und deutlich zu verstehen gegeben werden, daß wir vielleicht gezwungenermaßen gute Miene zum bösen Spiel machen aber keineswegs aus freien Stücken. — Auf daß der falsche Schein auffliegt. Und die, die etwas erzwingen, sollten sich nicht auch noch etwas darauf einbilden, daß wir kooperieren, wenn es nicht freiwillig und aus eigenem Antrieb heraus geschieht.

Ein typisches Alltags-Beispiel für schlechtes Theater ist eine Formulierung, die zum Standard bei nächtlichen Verkehrskontrollen gehört: »*Sind Sie mit einer freiwilligen Alkoholkontrolle einverstanden?*«, lautet eine Frage, die von Polizeibeamten nicht selten im Brustton der Überzeugung vorgebracht wird, als gäbe es tatsächlich eine Alternative und vor allem so etwas wie Wahlfreiheit. Aber was wäre ›freiwillig‹ daran, was bedeutet ›einverstanden‹?

Unsere Worte stehen in Verbindung zu den Sachen, die durch sie zur Sprache gebracht werden sollen. Worte sind Zeugen, wir können und sollten daher sofort zu Protokoll geben, wenn falsch gespielt und der Sinn der Worte verdreht wird. Die Worte stehen virtuell für die Sachen ein, die sie vertreten, für die sie eintreten. Wer Worte umdeutet oder abschafft, macht Phänomene namenlos.

Dabei stehen manche dieser inkriminierten Worte wie Mahnmale, sie halten böse Erinnerungen wach und das sollten sie auch weiterhin tun. Manche von ihnen werden aber aus Scham

vom aktiven in den passiven Wortschatz verbannt. Auch das ist ein Gewinn, weil es zeigt, wie sehr es beim Sprechen darauf ankommen muß, die Differenzen zu den Sachen, in den Sichtweisen, in der Ansprache, der Klassifizierung und vor allem in der Wertung immer genauer zum Ausdruck zu bringen.

Nicht weniger sondern mehr Differenzierungen sollten wir uns leisten, und auch beanspruchen. Dazu gehört es, auch inkriminierte Worte noch in den Zeugenstand rufen zu können. Sie erzeugen nämlich allein durch ihre Anrufung so etwas wie eine Aura, sie rühren ans Trauma, das mit ihnen verbunden ist. Wenn es daher den Wunsch gibt, ja das Bedürfnis, den Opfern auch später noch die ihnen zustehende Referenz zu erweisen, dann gelingt das noch am besten mithilfe der Worte, die für das ihnen Angetane wie Zeugen jederzeit zur Verfügung stehen.

Wir sollten daher mit den Worten die Sachen und mit diesen uns selbst und auch die Opfer in Schutz nehmen. Wir sollten uns dagegen verwahren, gezwungenermaßen teilzunehmen an einem Sprachspiel, bei dem Zwang und Freiheit in eins fallen, wenn das Richtige als falsch und das Falsche als richtig hingestellt wird. Worte stehen wie Tatsachen im Raum, — wenn sie falsch sind, dann sollte ihnen widersprochen werden. Es kommt eben immer darauf an, sich selbst und den anderen die tatsächlichen Differenzen situativ vor Augen zu führen. Nicht nur wie die Dinge sind, sondern vor allem, wie wir sie zur Sprache bringen, ist von ganz besonderer Bedeutung.

Im Widerspruch zur wirklichen Wirklichkeit zu stehen bedeutet, im Widerstreit und damit auch im Widerstand zu sein. Wir hegen dann konkrete Ansprüche auf eine *andere* Wirklichkeit, wenn nicht jetzt, dann wenigstens später. Die Differenz muß bewußt gemacht werden, sie muß festgehalten, notiert und bei Gelegenheit auch klar und deutlich als *Kritik* ausgesprochen werden. — Nur dann ist das Transzendieren der Wirklichkeit mehr als nur eine Droge. Der gelebte Widerspruch muß ausdrücklich zur Sprache gebracht werden, erst dann *ist* und *bleibt* er wirklich im Raum. Dann geschieht etwas seltsames, denn dieser Widerspruch, sobald er zur Sprache gebracht worden ist,

wird zu etwas, das fortan bleibend zwischen dem Täter und dem Opfer stehen wird. Worte verfügen in der Tat über magische Zauberkräfte, sie können Distanz schaffen, wo eigentlich jeder Widerstand zwecklos erscheint.

Wer sich den individuellen Ausdruck, die Selbstachtung, das eigene Urteil und insbesondere die Macht der Worte nicht nehmen läßt, kann darauf vertrauen, daß die richtigen Worte wie Kontrastmittel wirken. Daher sind Dialoge so wichtig, vor allem eben dann, wenn sie die Grenzen des eigenen Ausdrucksvermögens überschreiten. Urpötzlich löst sich der Bann, fast wie im Märchen. Die gegebene Wirklichkeit hat keine uneingeschränkte Geltungskraft mehr, denn auch andere mögliche Welten erscheinen urplötzlich nicht mehr ganz und gar ausgeschlossen.

Die Sicht der eigenen Situation verändert sich und damit auch die Auffassung davon, was zwar wirklich ist aber anders sein sollte. Da ist dann einerseits diese zwanghafte Wirklichkeit, die *falsch* ist und illegitim, die aber durch Macht, Lügen und nicht selten mit sehr viel Gewalt aufrecht erhalten wird. Und da ist dann andererseits die *richtige*, zumindest bessere Welt, die aber keine Chance haben soll, die daran gehindert wird, jemals wirklich werden zu können. — Es soll eben keine andere Wirklichkeit geben, außer der, die den Interessen des Täter dient. Und doch ist sie nicht ausgeschlossen, diese andere mögliche, bessere, die legitime und insofern richtige Welt.

Wer sich der Macht der Worte anvertraut, wird die Sprache wie einen guten Geist für sich gewinnen, behilflich dabei, nicht an einer schlechten Wirklichkeit verzweifeln müssen. Oft wird die schlechtere Welt zur besseren, zur einzig möglichen Wirklichkeit verklärt, besonders gern von denen, die sich die Definitionsmacht gewaltsam angeeignet haben und die es sich nur zu gut für sich und die Ihren in dieser Wirklichkeit eingerichtet haben. Worte beziehen aber ihre Kraft aus den Differenzen, die sie widerspiegeln, daher ist niemand sicher davor, nicht doch gespiegelt zu werden.

Wo die entscheidenden Differenzen zum Ausdruck gebracht werden, dort verliert das Faktische seine unbedingte Geltungs-

kraft. Es wird urplötzlich vorstellbar, daß auch andere Welten möglich sind und darin vor allem auch solche Wirklichkeiten, die sehr viel mehr Berechtigung haben könnten, als jene, die gerade ›gegeben‹ sind. Auch aus der Position der Schwäche heraus lassen sich noch immer maßgebliche Worte vorbringen, die gegen die schlechte Wirklichkeit kontrafaktisch antreten.

Mit dem Mut derer, die nichts zu verlieren haben, läßt sich in aller Seelenruhe konstatieren, daß Illegitimes allein durch Macht und Zwang niemals legitimiert werden kann. Selbst wenn die Opfer nur noch gute Miene zum bösen Spiel machen und sich nolens volens auf illegitime, ja schmutzige Verhältnisse einlassen müssen: Die Differenz bleibt, daß dies alles nur in einer falschen Wirklichkeit geschieht, in einer, die selbst nicht legitim ist, die eigentlich daher nicht zählt. — Die Frage wäre in der Tat, was dann eigentlich überhaupt noch zählt.

Das Malum einer schlechten Wirklichkeit, die mit Macht geschaffen und mit Zwang, Lügen und Erpressung aufrecht erhalten wird, läßt sich nicht mehr übersehen, sobald diese Differenz zur Sprache gebracht worden ist. Diese Tatsache ist dann *in* der Welt. Sie ist nicht mehr nur im Bewußtsein des Opfers, sondern auch der Täter muß sich damit konfrontieren, daß seine Sicht der Dinge ganz und gar nicht unumstritten ist.

Die Faktizität einer gegebenen Wirklichkeit ist dann nicht mehr ausschlaggebend. Der faule Zauber wirkt nicht mehr. Die Künstlichkeit der Verhältnisse, der Druck wird offensichtlich. Es gelingt dem Täter nicht mehr, seine Sicht der Dinge zu oktroyieren. Die von ihm mit Gewalt künstlich hoch gehaltene Wirklichkeit ist nicht rechtens, nur weil sie wirklich ist. Sie ist illegitim und das kann nicht nur, das muß sogar gesagt werden. — Damit ist der Bann gelöst, der Zauber ist verflogen, die Macht des Täters verliert ihre magische Kraft. Er wird zum Opfer der von ihm selbst geschaffenen Verhältnisse.

Unser Vermögen, was uns bewegt zum Ausdruck zu bringen, erlaubt uns seltsam wundersame Dinge. Wir können die Verhältnisse in denen wir leben, ja sogar uns selbst sogar mehr oder minder unbeteiligt von außen betrachten. Wir können mit

virtuellen Welten umgehen und die eine mögliche Wirklichkeit gegen die andere ausspielen. Und werden dann die entscheidenden Differenzen miteinander konkurrierender Wirklichkeiten selbst zur Sprache gebracht, dann ist bereits so etwas wie *Kritik* als solche möglich geworden. Man lebt dann nicht mehr ganz so krankhaft nur im endlosen Hader mit sich und der Welt, sondern man weiß nunmehr gute Gründe zu haben, im Hader mit der gegebenen Wirklichkeit zu *sein*.

Wer Differenzen so zur Sprache gebracht und bewußt gemacht hat, wird sich selbst im Verhältnis zu den miteinander konkurrierenden Wirklichkeiten nochmals beobachten können. Wer diese Meta-Perspektive einnehmen kann, wird zum Zuschauer seiner selbst und kann das eigene Opfersein von außen betrachten. — Dann werden auch extreme Erfahrungen nicht mehr so großen seelischen Schaden anrichten können, weil sie doch ›nur‹ aus einer Wirklichkeit stammen, die ohnehin als solche nicht sein soll. So läßt sich der puren Not gehorchen und dem bloßen Zwang nachgeben, ohne je wirklich eingewilligt zu haben. Dann wird etwas getan oder gelebt, ohne tatsächlich daran Anteil zu haben. Was zählt, ist nicht das Leben jetzt, sondern was einzig zählt, ist das Leben danach.

Die Selbstachtung kann demnach wieder gewonnen und stabilisiert werden, wenn es gelingt, die richtigen Worte zu finden, um die Differenz zwischen dem falschen und dem richtigen Leben zum Ausdruck zu bringen. — Ähnliches folgert auch der Psychoanalytiker HORST EBERHARD RICHTER, wenn er konstatiert, der Fall zeige:

Sogar in extremer Erniedrigung und Drangsalierung kann man offenbar seine Selbstachtung bewahren, indem man von innen heraus eigene Freiheit dem äußeren Zwang entgegensetzt.¹

Aber lösen wir uns nun etwas von der Binnenperspektive. Wenn erst einmal bewußt geworden ist, daß die herrschende

¹Horst Eberhard Richter: »Wir können von Natascha nur lernen«. A. a. O.

Wirklichkeit auf Dauer nicht wird unabänderlich sein können, dann kann diese Stellungnahme auch stark genug machen, nicht vor der Zeit verzweifeln zu müssen. Auf den richtigen Augenblick, auf den *Kairos* kommt es an.

Der falsche Prinz

In der Wirklichkeit geht es allerdings oft nicht zu wie im Märchen. Eigentlich müßte, wenn der Bann erst einmal gebrochen ist, der übliche Glückstaumel routiniert vonstatten gehen. Tatsächlich gelingt der Wechsel vom falschen ins richtige Leben nicht so plötzlich, nicht so vollständig und vor allem nicht mit so viel Glück wie im Märchen. Und danach ist auch nicht alles wieder gut. Fast zynisch wirken märchenhafte Motive, weil der Kontrast so augenfällig spürbar wird, wenn der Wandel zum Besseren in Wirklichkeit eben keineswegs so glatt verläuft und schon gar nicht so gut ausgeht wie im Märchen.

Im Fall KAMPUSCH scheint allerdings einiges den idealen Üblichkeiten märchenhafter Figuren und Wendungen zu entsprechen. Da ist dieses unwahrscheinlich glückliche Ende, wozu nicht zuletzt auch der Tod des Unholds zählt. Gerade im Märchen überleben die Urheber des Übels bekanntlich das glückliche Ende eher selten. Aber es bleibt in Wirklichkeit, anders als in diesen idealen Geschichten, real immer irgend ein *Rest*, etwas, das nicht aufgeht — im Glück.

Märchen sehen so idealisierend darüber hinweg, daß posttraumatische Störungen alsbald schon zur eigenen Person einfach mit dazu gehören. Sie sind ungebeten wie der Froschkönig, verwandeln sich aber nicht und werden keineswegs zu einem Prinzen. Vieles wird ganz und gar nicht wieder gut und schon gar nicht besser als jemals zuvor. Die gestörte Weltordnung wird nicht wieder neu eingerichtet, nichts wird auf Null gestellt, vielmehr geht der Weltlauf einfach darüber hinweg, daß hier etwas Ungeheuerliches geschehen ist.

Zwar hatte das unverhoffte Wiederauftauchen der NATASCHA KAMPUSCH tatsächlich etwas von einem Märchen. Immerhin

war es doch eine gänzlich unverhoffte glückliche Wendung im Fall eines ungeheuerlichen Verbrechens. Und tatsächlich taucht hier ein vormalige Opfer als sehr starke Person, als Persönlichkeit aus dem Nichts wieder auf, so daß man sich nach dem Geheimnis fragt, wie solches Selbstbewußtsein zustande kommen mag, wie sie unter solchen Bedingungen ein derartiges sprachliches Differenzierungsvermögen entwickelt konnte. Aber der Schlußakt, in dem alles gänzlich gut ausgeht, dieser märchenhafte Schlußakkord bleibt einfach aus.

Die Entführung der NATASCHA KAMPUSCH beginnt, wo Märchen eigentlich aufhören, mit dem Schlußakkord, wenn der Prinz das Mädchen endlich gefunden und zur Hochzeit in sein Schloß abholt. Die Bösen sind dann vernichtend geschlagen, der Bann ist gebrochen, alle sind restlos glücklich. Die Welt kommt endlich wieder in Ordnung, ein letztes Winken vielleicht, eine Schlußszene, die an Unbedarftheit nichts zu wünschen übrig läßt. — Hier ist alles umgekehrt, es ist und bleibt eine verkehrte Welt. Denn der, der sie ›abholte‹ mit seinem großen weißen Wagen, war alles andere als das. Er war ein falscher Prinz, ein von allen guten Geistern verlassener Eigenbrötler, ein ganz seltsamer Vogel...

WOLFGANG PRIKLOPIL muß sich eines Tages eingestanden haben, er werde es auf übliche Weise wohl niemals zu den üblichen Verhältnisse und vor allem zu einer *eigenen* Frau bringen. Nicht irgendeine Frau allerdings, sondern eben eine solche, wie er sie sich vorstellte, eine, die ganz auf ihn und seinen Zwangscharakter abgestimmt reagieren würde, so wie seine Mutter aber nicht so dominant. Vielmehr wollte *er* diese Frau so dominieren, wie er zeitlebens von seiner Mutter dominiert worden ist.

Dann muß dieser Plan in ihm gereift sein. Er käme nur zu einer Frau, wenn er sich eine raubt. Nein, nicht eine erwachsene Frau, ein zehnjähriges Mädchen mußte es sein. Das alles wohl in der Erwartung, sie werde sich schon mit der Zeit an ihn gewöhnen und jede Distanz, jede Befremdung, jeden Widerstand aufgeben. Sie würde sich im Verlaufe der langen Jahre ganz

allmählich in dieses absonderliche Verhältnis fügen. Sie werde das ganze Unrecht der Entführung, die Freiheitsberaubung, seine Gewaltausbrüche, die Erpressung mit Dunkelheit, Kälte und Aushungern, die Bevormundung nach Altvätersitte, den Terror seiner absonderlichen Zwänge nach und nach vergessen und sich an alles gewöhnen. — Sie würde mit der Zeit so zutraulich wie ein gezähmtes Tier, würde jeden Widerstand aufgeben und ihm untertan sein als *seine* Frau, die er sich selbst geformt hat.

PRIKLOPIL muß geglaubt haben, das geraubte Mädchen würde sich auf Dauer nicht nur an ihn gewöhnen, sondern sich ihm vielleicht sogar aus freien Stücken zuwenden. Sie würde mehr und mehr Verbundenheit zu ihm entwickeln und dann, eines Tages würde sie ihm womöglich alles verzeihen. Ja, sie würde sich vielleicht sogar in ihn verlieben, dann wäre alles gut. — Aber der Plan ging nicht auf.

Er hat NATASCHA KAMPUSCH als Mädchen geraubt, hat sie entführt, eingesperrt, beherrscht, verängstigt, drangsaliert und erpreßt aber sie war ihm niemals zugetan. Vielleicht hat er es auch nicht wirklich erwartet, ihr jemals wirklich sympathisch zu werden. Sein Heimwerkerparadies wurde für sie zum Gefängnis. Sie fühlte sich, wie sie später zu Protokoll geben wird, *wie ein armes Hendl in einer Legebatterie*¹ Und im gleichen Interview hebt sie noch einmal hervor, wie sehr ihr alles widerstrebt haben muß:

*Ich bin sehr freiheitsliebend. Ich bin durchdrungen vom Gedanken der Freiheit.*²

Irgendwann paßte dann doch noch alles zusammen, der *Kairos* war da, der glückliche Augenblick war doch noch gekommen und sie ergriff die Gelegenheit beim Schopf. — Die Redensart, *eine Gelegenheit beim Schopf packen*, läßt sich auf ein illustres Detail in der Darstellung des KAIROS zurückführen. Als Gott des vielleicht nie wieder kehrenden Augenblicks, in dem das

¹Zit. n.: Westdeutsche Allgemeine Zeitung vom 7. September 2006.

²Zit. n. Ebd.

glückliche Gelingen tatsächlich möglich ist, trägt er nach vorn eine Locke, woran er sich ergreifen läßt. Sobald aber die Gelegenheit vorbei ist, läßt er sich am kahlen Hinterkopf nicht mehr fassen.

Jahrelang hatte sie sich auf diesen Moment vorbereitet. Das Mädchen war darüber längst zur Frau geworden. Sie konnte sich nunmehr selbst befreien und sie agierte als Prinz in eigener Angelegenheit. Sie brachte die Flucht tatsächlich zustande, die Prinzessin befreite sich selbst. Stunden später zittert sie noch, was die ungeheure Anspannung wenigstens nachempfinden läßt, als sie sich einer jungen Polizistin anvertraut. Und diese macht dann auch prompt einige Bemerkungen gegenüber der Presse, was ihre sofortige Beurteilung nach sich zieht.



Francesco de Rossi: Kairos. Auf einem Fresko im Audienzsaal des Palazzo Sacchetti in Rom, 1552/54.

Diesen Fehler wird NATASCHA KAMPUSCH kein weiteres Mal machen, sie wird definitiv Grenzen setzen und darauf bestehen, daß ihre Intimsphäre respektiert bleiben soll. Man wird davon ausgehen dürfen, daß sie darin von ihrem selbst gewählten Beraterstab bestärkt wurde, sich genau so zu verhalten. Aber sie hatte sich das alles ohnehin selbst bereits sehr konkret vorgestellt und ausgemalt in den langen Jahren ihrer Gefangenschaft. Sie wollte nicht in die Opferrolle gehen, sie wollte in die Öffentlichkeit und sie wollte den Rummel um ihre Person dann auch für sich nutzen. Sie wollte aber auch einen letzten Rest an Persönlichkeitsschutz dabei für sich wahren.

Die Schöne und das Monster

Es gibt und gab seitens der Medien stets ganz bestimmte Erwartungen. Im Hintergrund stehen Plots wie: *Die Schöne und das Biest*. Man hätte vielleicht auch gern gesehen, wäre das Monster bekehrt worden von ihr und gleichsam auf den Pfad der Tugend zurückgeführt worden. Wo das nicht der Fall ist, dort werden Blut, Schweiß und Tränen erwartet. Der Modellvorrat an Projektionen ist immer von erstaunlicher Einfältigkeit.

Auch anderweitige Szenarien kommen in Frage, die noch immer beliebt sind und in einer seltsamen Ahnungslosigkeit bei Hochzeiten praktiziert werden. Die sogenannte *Entführung der Braut* aber auch andere Plots werden dabei zur Geltung gebracht. Anders aber als bei der Anspielung an eine Altvätersitte, die für viele Frauen mehr als einschneidend, vielmehr schicksalhaft waren, geht es in der öffentlichen Sensationslüsternheit fast ausschließlich um ein voyeuristisches Interesse am Sex unter Gewaltanwendung.

Das Mitfühlen hat selbst etwas penetrantes, denn den Erwartungen zufolge sollte es möglichst pervers, möglichst schillernd, möglichst abscheulich sein, was da angeblich vorgefallen sein soll. Vielleicht Kindersex oder auch ein Privatbordell für Freunde und Bekannte und immer wieder gern genommen wurde auch eine möglichst gruselige sadomasochistische Modellvorstellung.

Daß es aber einem Zwangscharakter wie WOLFGANG PRIKLOPIL gerade nicht um Sex gehen kann, schon gar nicht um exzessive, womöglich ›schmutzige‹ Praktiken, bei einem, der unter einem exzessiven Sauberkeitszwang leidet, beschäftigt die sensationslüsternen Geister nicht. — Aber ein solcher Mädchenraub, der über Jahre vonstatten geht, läßt keine noch so entlegene Phantasie ohne Inspiration. Alles aber auch wirklich alles läßt sich auf die Folie dieses Falles projiziert, nur daß die Hauptfiguren, *diese* Frau als das Opfer und *dieser* Mann als der Täter, für viele dieser Phantasien ganz und gar nicht in Frage kommen können.

Die Sensation um die so eindrucksvolle Entführte, die nach

über acht Jahren urplötzlich wieder auftauchen sollte, nahm aber einen gänzlich anderen Verlauf. Anstelle der Sex-Monster-Geschichten geriet ein anderes Motiv ins Blickfeld der öffentlichen Wahrnehmung, eine auch von ihrem Medienberater nicht wirklich vorhergesehene Romantisierung. — Beim ersten Fernseh-Auftritt zeigte sich eine erstaunliche Ikonographie, worauf noch näher einzugehen sein wird. Dann folgte bald der offene Brief an die Presse und die Weltöffentlichkeit, worauf Parallelen zur englischen Prinzessin LADY DI gesehen wurden. Auch diese hatte eine Pressekonferenz einberufen mit der Bitte, man möge sie nicht ständig derart verfolgen. Spätestens da bekam der Fall und der Aufstieg der NATASCHA KAMPUSCH in der öffentlichen Wahrnehmung etwas von einem modernen Märchen.

Es schien, als sei sie wie eine verwunschene Prinzessin von einem Unhold über Jahre gefangen gehalten worden, bis sie jetzt doch noch hatte entkommen können. Der Bann schien gebrochen und dem üblicherweise anstehenden glücklichen Leben bis ans Ende aller Tage schien märchenüblicherweise nichts mehr im Wege stehen. Die erforderlichen Einkünfte sollten alsbald mit der eigenen Story selbst bestritten werden. Sie wurde als Opfer zur alleinigen Nutznießerin des eigenen Falls und natürlich meldeten sich Neider. Aber wer, gab sie in ihrem zweiten Fernseh-Interview zu bedenken, würde denn ernsthaft mit ihr tauschen und acht lange Jahre von Kindheit und Jugend opfern?

Ein öffentliches Opfer ist und bleibt aber immer ein Außenseiter, es geht etwas Unheimliches damit einher, Opfer geworden, gewesen und in mancherlei Augen noch immer geblieben zu sein. Dahinter stehen uralte magische Vorstellungen, irgendetwas am Opfer müsse schon auch mit ursächlich sein dafür, daß es zur Tat kam. Immer wieder wird KASPAR HAUSER als Vergleich bemüht. Aber sie ist anders als der nur vermeintliche Bruder, sie ist überhaupt ganz anders als erwartet: KASPAR HAUSER taucht plötzlich auf, NATASCHA KAMPUSCH wird jahrelang vermißt. KASPAR HAUSER steht urplötzlich in Nürnberg, niemand

weiß, von woher er kam, abgerissen, stammelnd, kaum des aufrechten Ganges mächtig. — Ganz anders KAMPUSCH, sie ist beredt, ihr erster Fernseh-Auftritt hat etwas Märchenhaftes.

Und dann beim Fernsehauftritt dieses Kopftuch, was sofort Bilderfahrungen mit der Ikonographie einer Madonna aufkommen läßt. Gerade dieses Detail, — vermutlich der Rest einer ursprünglich angedachten Vermummung, auf die dann wohl in letzter Minute doch noch verzichtet wurde, setzt ein ganz anderes Zeichen, es ist das der Unschuld.

Wo alles auf möglichst gruselige Sexmonster-Storys erpicht ist, tritt das Opfer selbst nicht nur nicht als ein solches auf, sondern bedient sich der Insignien einer Madonna. Man möchte vermuten, daß so genial nicht einmal Medien-Profis konzipieren können. So wird es dann wohl eher eine glückliche Fügung gewesen sein, anstelle der üblichen Sex and Crime-Geschichten eine ganz andere, die eigene Story zu erzählen.

Gewiß hatte sich NATASCHA KAMPUSCH, inzwischen umgeben mit einem eigenen Beraterstab, aber sie wird sich nicht nur manches sondern sehr viel im Vorfeld bereits überlegt haben. Es darf vermutet werden, daß sie die Choreographie ihres Auftritts selbst minutiös festgelegt hat, bis hin zur Wahl der Möbel, die weiß sein sollten. Es sollte eine möglichst sympathische Atmosphäre geschaffen werden. Und in diesen Kulissen tritt eben wider Erwarten nicht als Opfer auf, — und genau das war eben auch eine Meldung, es ist ›die‹ Meldung dieser Tage, besser noch als das Übliche.

Am 18. September 2006 kommentiert MARTIN SCHWARZ in *Münchener Europolitan* den überraschenden Auftritt von KAMPUSCH folgendermaßen:

Was KAMPUSCH so attraktiv für Medien macht und sie jetzt schon hat zur Legende reifen lassen, ist nicht alleine ihr bloßes achtjähriges Überleben in einem knapp zwölf Quadratmeter großen unterirdischen Verlies in der Gewalt des Sonderlings WOLFGANG PRIKLOPIL. Vielmehr ist es die unglaubliche Metamorphose, die NATASCHA KAMPUSCH vor den Augen der Welt vollführt hat: erwar-

tet wurde ein zitterndes, der Sprache kaum mächtiges und ob ihrer Gefangenschaft völlig ungebildetes, bemitleidenswertes Häuflein Elend, ein Wrack, das nie mehr wird das ganz gewöhnliche Leben eines Jugendlichen aufholen können.

Wer aber da auf dem Bildschirm erschien, war eine erstaunlich starke, erstaunlich gebildete und erstaunlich mit der Komplexität der deutschen Sprache vertraute junge Frau. Von einem ›Pakt mit dem späteren Ich‹ sprach sie und vom Hunger und seinen Folgen: ›Jeder Gedanke quält sich aus einem heraus‹. In einem anderen Interview verwendete sie Wörter wie ›Teleportation‹ — kurzum: wer da vor den Mikrofonen ausgewählter Medien saß, hatte die Sprachbeherrschung eines Duden-Redakteurs und ein Verständnis der Zeitläufte, das den meisten ihrer Altersgenossen mit viel geradlinigerem Lebenslauf fehlt.

Verblüffend: eine normale Schulbildung, ein normales Lebensumfeld war ihr nicht vergönnt. Kein MTV, kein Viva, keine Disco, keine Clique, kein Jamba-Klingelton-Abo. Nur den österreichischen Kultursender ›Ö1‹ durfte sie in ihrem Verlies hören. Und die liberale Tageszeitung ›Der Standard‹ lesen.¹

Sie sei — und das mache sie für die Medien so attraktiv — eben nicht so, wie man sich einen Menschen mit diesem Schicksal vorgestellt hatte, konstatiert MARTIN SCHWARZ. Mit ausgesuchter Süffisance kommt er dann auf ein interessantes Detail zu sprechen, wenn er weiter ausführt, KAMPUSCH sei umgeben von den teuersten Rechts- und Medienberatern Österreichs. Dann folgt das anspielungsreiche Detail:

Ihre mediale Vermarktung etwa übernahm DIETMAR ECKER, der mit seiner gleichnamigen PR-Agentur so ziemlich alle berät, die in der Alpenrepublik Rang und Namen und im Idealfall ein Imageproblem haben. So etwa die schwer in die Turbulenzen eines Finanzskandals getaumelte österreichische Bank BAWAG oder den

¹Martin Schwarz: Natascha Kampusch und kein Ende: Ein Medien-Phänomen. In: *Europolitan*, 18.09.2006.

*Viagra-Hersteller PFIZER oder — pikant — das österreichische Bildungsministerium.*¹

Dann folgt die Pointe mit dem Hinweis, in österreichischen Medien würden sich inzwischen die Kommentare darüber mehren, die verwundert danach fragten, wie eine 18jährige ohne Schulbildung mehr Ahnung von der Welt und der deutschen Sprache haben kann als ein gewöhnlicher österreichischer Schüler.²

Ihr offenkundiger Bildungsstand, ihr Artikulationsvermögen geben gerade wegen mangelnden Schulbesuchs einiges zu denken. In diesem Sinne könnte, ja müsste diese Eloquenz vielen Theoretikern und noch mehr Schul- und Bildungsprogrammatikern eigentlich Probleme bereiten. Vor allem auch Sozialtheoretiker, die wenig auf Individuelles geben, müssten Schwierigkeiten eingestehen.

¹Ebd.

²Vgl. ebd.

10. Vorlesung: 18. Juni 2013

Der Auftritt als Outing

Zwei Wochen nach der Flucht strahlte der ÖSTERREICHISCHE RUNDfunk (ORF) am 6. September 2006 das erste, von CHRISTOPH FEURSTEIN geführte Interview mit NATASCHA KAMPUSCH im kurzfristig geänderten Abendprogramm aus. Ihr Gesicht war aber, anders als erwartet, weder verhüllt noch unkenntlich gemacht worden.¹

Sie trage lediglich ein Kopftuch, das aber wie ein Accessoire aussehe. Sie sei hübsch, habe aber mit dem erstellten Computerbild nur *entfernte Ähnlichkeit*, läßt der Interviewer CHRISTOPH FEURSTEIN im Vorfeld verlauten. Für das Gespräch sei der jungen Frau eine eigene Visagistin zur Seite gestellt worden, und JOHANNES FISCHER, einer der Verantwortlichen des ORF, wird zitiert mit den Worten: *Auf ihr Äußeres legte sie enormen Wert.*²

Er habe für mehr Schutz plädiert, sagte ihr Medienberater DIETMAR ECKER. Die Entscheidung, ihr Gesicht doch zu zeigen, habe sie aber selbst getroffen. Allerdings hatte sie nicht wirklich eine Wahl, wie es scheint. Sie wäre so oder so von Fotografen verfolgt worden. — Er habe darüber mit internationalen Medien gesprochen und diese hätten *ganz klar gesagt, wenn sie verdeckt bleibt, dann werden sie die Fotografen so lange jagen, bis sie das erste Bild haben.*³

Das Kopftuch ist allerdings weit mehr als ein Accessoire. Sie war zwar längst entschieden, sich nicht zu verbergen sondern in die Öffentlichkeit zu gehen. Aber der Auftritt eines Opfers

¹Vgl. hierzu: [Wikipedia: Entführung von Natascha Kampusch](#).

²Erste Kampusch-Interviews: »Ich dachte nur an Flucht« In: *Der Spiegel*, 06. September 2006.

³Vgl. ebd.

hat immer auch etwas von einem Outing, das dürfte ihr von Anfang an klar gewesen sein. Vermutlich entsprach ihre Frisur nach diesen zwei Wochen in Freiheit einfach noch nicht ihren Vorstellungen. Auch hatte sie sich womöglich vorgestellt, noch eine Weile länger inkognito bleiben zu können. Das Tuch war vielleicht gedacht als Schleier zu fungieren, dann aber wurde es zusammengerafft und das Ergebnis war eine Präsentation, die geprägt war von diesem seltsam unzeitgemäßen Accessoire.

Diese Metamorphose vom potentiellen Schleier zum Kopftuch ist als Bildmotiv äußerst interessant, denn *Bilder* sagen mehr als tausend Worte. Sie sprechen uns direkt an und unterlaufen dabei jeden Anflug von Kritik. Kaum haben wir gesehen, was sie uns angeblich unmittelbar zu sagen haben, glauben wir auch schon, verstanden zu haben.

Bilder sind hoch agil, sie springen uns an wie tollwütige Tiere und infizieren die Wahrnehmung, benebeln die Urteilskraft. Wir glauben, was wir sehen, weil wir sehen, was wir glauben. Das ist ganz anders beim Sprechen. Nicht einmal ein einziger Satz läßt sich auf Anhieb verstehen so wie ein Bild. Verse könnten es noch am ehesten unmittelbar mit den Bildern aufnehmen und doch sind auch sie nicht selten ohne Auslegung nicht ganz so einfach zu verstehen wie ein Bild.

Bei einem einzigen Satz, sei er nun gesprochen oder gelesen, müssen wir schon warten, bis gesagt worden ist, was ausgesagt werden soll. Auch müssen wir schon verstehen können und auch verstehen wollen. Das bedeutet, wir müßten uns schon bereitwillig auf das einlassen, was da gesagt werden soll, was vielleicht auf den langwierigen Prozeß einer Auseinandersetzung hinausläuft. Das Verstehen von Worten, Sätzen oder ganzen Texten, von Büchern, Werken oder Stücken kann Minuten, Stunden, Tage, vielleicht sogar Monate oder auch Jahre dauern.

Bilder dagegen sprechen unmittelbar, nicht selten sogar ungefiltert zu uns, als würden sie das Hirn, die Emotionen, das Bildgedächtnis und vor allem das Einfühlungsvermögen einfach nur fluten. — Erst allmählich kommen *Bildwissenschaften* auf, die sich diesem Problem widmen, daß wir uns beim Übergang

vom linguistic zum visualistic Turn eine Unmittelbarkeit einfangen, die nicht geheuer sein kann. Und selbstverständlich läßt sich auch über Bilder reden, wie sie es machen, daß sie uns so in ihren Bann ziehen können; was da eigentlich hinter unserem Rücken mit uns, unserer Wahrnehmung, unserem Urteilsvermögen und unserer Vernunft angestellt wird.

Bildsymbole sind wie die *Metaphern* unserer Sprache, sie erzählen immer auch sehr viel mehr, als die Textur selbst zu erkennen gibt. Das kann zu aberwitzigen Überlagerungen führen, wenn die Intention des Autors und der Eigensinn einer Metapher miteinander überkreuz liegen. In der Regel obsiegt die Metapher: Sie hat das letzte Wort, weil sie den Leser auf subtile, selbst durchaus bildliche Weise nicht nur anzusprechen sondern auch auf ihre Fährte zu locken versteht.

Sobald Bildsymbole auftreten, wird es interessant, weil sich die Deutung darauf konzentrieren kann, warum überhaupt ein Symbol, warum ein ganz bestimmtes Symbol ganz bewußt ein Zeichen gesetzt worden ist. Zufällig ist da nichts, auch die nichtintendierten Nebenbedeutungen, die mit Metaphern uns Symbolen einhergehen, sind relevant. Wir geben eben immer etwas zu verstehen, im Zweifelsfall eben das falsche, dann wird das Medium zur Botschaft, dann sollte es allerdings auch nicht verwundern, wenn darauf ein heilloses Durcheinander entsteht.

Zwischen Symbolen und Metaphern lassen sich allerdings einige Gemeinsamkeiten verzeichnen. Insofern wäre es erforderlich, die unmittelbare Anmutung, mit Bilder auf uns eindringen, zunächst einmal ganz bewußt abzuwehren. Wir haben nämlich dann eben noch nicht wirklich verstanden. Wenn wir stattdessen ganz bewußt bei den Symbolen mit der Deutung von Bildern beginnen, dann wird eine Bilddeutung möglich, die es vielleicht sogar mit der Auslegung von Texten aufnehmen kann.

Das *Kopftuch* der NATASCHA KAMPUSCH ist ein solches Bildmotiv, das den Einstieg in die Deutung der Hintergründe erlaubt. Ein solches Symbol wirkt schließlich auch dann noch, selbst wenn es nicht bewußt gesetzt worden ist. Es gehen damit nicht selten sehr einflußreiche Assoziationen einher, denn fast

automatisch werden traditionelle, ethnische und insbesondere religiös motivierte Assoziationen dadurch geweckt: Die Haare, die nicht frei fallen dürfen und daher zumindest gebunden sein müssen, sollen als Zeichen der Bändigung fungieren. Sie sollen nicht frei, ungebunden, offen und insofern *wild* sein, denn das würde bezeugen, daß sich die Trägerin ihrer Freiheit, ihrer Selbstbestimmung, ja vielleicht sogar ihrer Autonomie bewußt wäre und womöglich auch bedienen würde. Die Haare, die Haube, das Kopftuch, der Schleier oder auch der Zopf waren und sind dagegen noch immer symbolisch von größter Bedeutung, ganz bestimmte Rollenbilder und Klischees zu verifizieren. Rein äußerlich wird hinreichend zu verstehen gegeben, mit wem und womit man es zu tun hat ...

Die Haare sind oft ein Medium der sozialen Klassifikation. Sie werden nicht nur gern verdeckt, sondern oft auch in Form gebracht, geflochten, gebunden, gefärbt, gelegt und verziert. Nicht selten sind sie nur schwer zu bändigen, aber gerade dann zeigt sich der Sieg des Menschen über das, was ansonsten von Natur aus wachsen würde, wie es will.

Haare finden sich an den heikelsten Stellen beim Menschen, sie bezeugen den Freiheitsdrang, die Selbstkultivierung und nicht zuletzt gerade das Selbstverständnis, so daß zumeist darüber eine Klassifizierung gelingt. Anhand der Frisur, einer bestimmten Kopfbedeckung oder auch anhand bestimmter Details läßt sich deuten, ob die Träger einer bestimmten Religion oder auch einer bestimmten Szene zugeordnet werden können. Manches läßt sich auf diese Weise rein äußerlich bereits auf Anhieb erschließen.

Unsere Haare stehen in der Tat für das, was wir noch vom Tierreich haben, sie stehen an den intimsten Stellen: Am Kopf, der die intellektuelle Freiheit, den Eigensinn, vielleicht auch den unbeugsamen Willen verkörpert und am Geschlecht, das erotische Freiheit zwar möglich macht aber fast immer gebändigt und in Form gebracht wird. Die Intimirasur ist insofern selbst eine ganz besondere Form der Selbstkultivierung.

Die Offenlegung der Intimität kommt einem Zug der Moderne entgegen, der wohl immer schon Ansporn gewesen sein

dürfte, sich möglichst vieler Körperbehaarung systematisch zu entledigen. Es verschafft Abstand von der Tierwelt, der wird entstammen. Die glatte Haut ist das Künstliche, das behaarte Fell dagegen ist das Naturbelassene. Gerade die Künstlichkeit, die Naturferne, die Naturenthobenheit, die Überkultivierung einer Natur, die erst doch vollkommene Künstlichkeit als ganz besonders ›natürlich‹ erscheint, ist und war schon immer Ansporn, die Haare entweder zu bändigen oder gleich ganz zum Verschwinden zu bringen.

In diesem Fall haben wir es mit dem Kopftuch eines ganz bestimmten Typs zu tun, das in eine ganz andere Richtung verweist. Kopftücher oder schlußendlich auch der Schador sind religiöse Symbole, die bezeugen sollen, daß *diese* Frau hier tatsächlich einem bestimmten zumeist religiös oder traditionell vorgeprägten Selbstverständnis verpflichtet ist.

Das Kopftuch der *Natascha Kampusch* ist allerdings weit entfernt von religiöser Symbolik, es ist vielmehr das äußere Erkennungsmerkmal einer längst untergegangenen Epoche. Das um den Kopf auf diese Weise gebundene Tuch stand im Nachkriegsdeutschland über Jahrzehnte symbolisch für die Rolle eben jener Hausfrauen, die noch bis in die 70er Jahre im Milieu der Kleinbürger ihre seltsamen Auftritte hatten. Das Kopftuch der KAMPUSCH im ersten Fernsehauftritt ist eine Reprise dieser längst vergangenen Zeiten, als Hausfrauen noch mit Kittel und Schürze herumliefen und sich tatsächlich solcher Kopftücher bedienten, wenn es daran ging, höchst rollenkonform Putz zu machen.

Im Gruselkabinett spießbürgerlicher Rollenklischees symbolisiert dieses Kopftuch genau das, was der Entführer von einer Frau nach seinem Geschmack erwartete, eine rollenkonforme Privatputzfrau, die ihn ohne wenn und aber als ihren Herren und Meister anerkennt. — WOLFGANG PRIKLOPIL ist nie erwachsen geworden, er ist immer ein Junge geblieben, der sich die Zuwendung ertrotzte, von er glaubte sie wäre das, worauf es eben ankommt. Selbstverständlich wollte er nicht mit der Zeit gehen, sondern zurück in die Beziehungsverhältnisse längst

vergangener Tage. Genau dafür steht dieses Tuch, daß mit der Rolle der Frau noch alles in Ordnung sein würde. Es verdeckt die Haare aus vielfachen Gründen und ist zugleich ein Zeichen der Gefangenschaft, des Konformismus, des ausdrücklichen Verzichts auf Individualität und Selbstbestimmung.

Wenn NATASCHA KAMPUSCH ein solches Tuch anlegt, dann könnte sie sich genau das dabei gedacht haben, daß sie diesen Teil der alten Identität tatsächlich dem öffentlichen Licht aussetzt. Es ist eine interessante Geste, das Alte eben nicht hinter sich zu lassen, keinen Schnitt zu machen, sondern tatsächlich mehr oder weniger bewußt dieses Zitat, diese Anspielung, diesen ganzen Symbolismus einer schrecklich verkorksten Beziehungshölle direkt aus der vorherigen Dunkelheit ganz unvermittelt ins Rampenlicht einer Öffentlichkeit zu ziehen, die dafür aber gar kein Auge hat.

Das Putzfrauenkopftuch ist eine Referenz an die vormalige Gefangenschaft, in der sie sehr oft ein Kopftuch getragen haben dürfte. Es ist tatsächlich gebunden wie das jener Putzfrau, die sie ihm hatte sein müssen. — Der auf peinlichste Reinlichkeit versessene Entführer hatte ihr zunächst den Kopf kahl rasiert, weil er keine Haare, keine Spuren, weil er nicht die kleinste Unsauberkeit ertragen konnte. Das Kopftuch wird vermutlich ein Kompromiß gewesen sein, auf die demütigende Prozedur der Tonsur zu verzichten. — So hält dann im ersten Fernsehinterview dieses Kopftuch die Erinnerung an das vormalige Dasein wach, es ist die Signatur jener Haussklavin, die sie hatte sein müssen.

Darunter dann dieses zarte, noch immer mädchenhafte Gesicht, die wohlbedachten Worte, das Lachen mitunter, die ironischen, manchmal sarkastischen Selbst-Kommentare und immer wieder die geschlossenen Augen, wenn sie mit sonorer Stimme spricht, erzählt und erläutert. Es scheint, als würde sie die Worte eher in sich finden, nicht im Dialog und schon gar nicht in kommunikativer Kooperation mit ihrem Gegenüber. Es scheint, als würde sie in erster Linie noch immer eher zu sich selbst sprechen, was sie ja nun auch über Jahre hatte tun müssen.

Wenn das Ungeheuer wach wird

Es hat etwas davon, wie es ist, wenn Blinde sprechen, die vielleicht in der Dunkelheit nicht ein tatsächliches Gegenüber ausmachen können, um es zu fixieren und direkt anzusprechen. Der Kopf liegt im Nacken, es wird von unten nach oben gesprochen, die Augen geschlossen und die Lippen geben den Worten nur unter Druck nach, der erst einmal innen aufgebaut werden muß. Alle Worte werden wohl erwogen, eben auch darauf, ob es sich lohnt, für sie diesen Druck aufzubauen.

Es ist allerdings kaum verwunderlich, daß sie den Dialog eher mit sich selbst führt und das eigentliche Sprechen wie ein Kraftakt erscheint. Sie erwägt ihre Worte sehr genau, trägt mit diplomatischem Gespür ihre Sachen vor und auch später sind die Augen beim Sprechen oft noch über längere Perioden geschlossen. Dieser Gestus läßt ans Verlies, an die Einsamkeit, an die Isolation, das Alleinsein, an das Auf-sich-selbst-gestellt-Sein während der langen Jahre denken.

Sie hat sich über Jahre alles selbst sein müssen, alles in eigener Person. Denn mit dem Entführer hat sie ganz gewiß nicht wirklich über den eigenen Fall, über die eigenen Beweggründe, Sorgen und Nöte und schon gar nicht über ihre Zukunfts-Pläne reden können. Sie hat sich selbst zum Gegenüber werden müssen, also konzentriert sie sich auf das eigene Innere, wenn sie spricht. — Die ganze Konstellation läßt ein weiteres Mal¹ an die *Schachnovelle* von STEFAN ZWEIG denken.

Der Protagonist, Dr. B. war vor dem sogenannten ›Anschluß‹ Österreichs dort als Vermögensverwalter für Adel und Klerus tätig gewesen. Nach dem Einmarsch der Wehrmacht interessierten sich die Nationalsozialisten ganz besonders für ihn, weil sie sich unter seiner Mitwirkung die Aneignung der vormalig von ihm verwalteten Besitztümer erhofften. Man erwartet also Einzelheiten und sperrt ihn über Monate in ein Hotelzimmer, um ihn mürbe zu machen. Jegliche Form der Ablenkung war ihm verwehrt, so daß eine ganz spezifische Form der Psycho-Folter

¹Siehe hierzu: S. 89.

ihn ganz allmählich ergreifen sollte.

Horror ist eben nicht nur, wenn etwas grauenvolles geschieht, Horror ist es auch, mit etwas Fürchterlichem zu rechnen, das dann aber auf sich warten läßt. Überhaupt ist die Ungewißheit über das eigene Schicksal etwas, das allen Entführungsoptionen ganz große Probleme bereitet. Genauso geschieht es hier, mit konsequenter Perfidie: Erst nach zweiwöchiger völliger Isolation beginnt man Dr. B. in unregelmäßigen Abständen zu verhören. Derweil beginnt sein Geisteszustand sich augenscheinlich zu verschlechtern.

Auf der manischen Suche nach Beschäftigung nutzt er eine zufällige Gelegenheit. — Aus einer Manteltasche im Wartezimmer des Verhörzimmers stiehlt er ein Buch, das sich zu seiner Enttäuschung aber nicht als Lektüre sondern als ein Kompendium berühmter Schachpartien erweist. Er vertieft sich dennoch darin und beginnt nun in seiner Isolation damit, die dokumentierten Partien nachzuspielen und später auch auswendig zu lernen, was ihm nach einigen Monaten auch vollständig gelingt. Nachdem alle Partien darauf den Reiz des Neuen verloren haben, beginnt er damit, selbst neue Partien zu entwickeln. Er spielt nunmehr gegen sich selbst und sieht sich gezwungen, zwei unabhängige geistige Instanzen zu erschaffen, was zu einer Persönlichkeitsspaltung führt, wenn er sich selbst aufspaltet in ein ›Ich Schwarz‹ und ein ›Ich Weiß‹.

Das Schachspielen gegen sich selbst wird manisch. Er entwickelt eine immer weiter um sich greifende Dynamik; nach einer Partie wird umgehend Revanche eingefordert und auch gewährt. So entwickelt sich eine ruinöse Dynamik. Es ergeht ihm mit dem Schachspiel gegen sich selbst wie einem Alkoholiker, der einfach nicht wieder aufhören kann, wenn er auch nur einen einzigen Tropfen gekostet hat. Nicht anders führt die Schach-Sucht des Dr. B. ihn unkontrollierbar in einen Zustand, den er als ›Schachvergiftung‹ bezeichnet.

Nun wäre es allerdings eine offene Frage, ob eine Isolation unbedingt diesen Verlauf nehmen muß wie in der *Schachnovelle*. Alle derartigen Fälle lassen sich ohnehin schwer miteinander

vergleichen. Allerdings läßt sich anhand des Romans erahnen, was ein *Trauma* eigentlich ist.

Als der Protagonist später durch puren Zufall in eine Partie mit einem Schachgroßmeister gerät und dabei auf sich aufmerksam macht, zeigt sich, daß nicht überwunden worden ist, was längst überwunden schien. Der zunächst anonym von ihm geschlagene Gegner wird aufmerksam auf Dr. B. und bietet eine weitere Partie an. Damit ist aber das Programm seiner Manie bereits gestartet, denn wie ehemals beim vormaligen Spiel gegen sich selbst, gewährt Dr. B. diesem realen Gegenüber selbstverständlich Revanche. Damit verletzt er aber eines seiner ehernen Prinzipien, nie wieder ein Spiel auf das andere folgen zu lassen. Also wird das schlafende Ungeheuer wieder wach und das verborgene Trauma ergreift erneut Besitz von ihm. Schnell wird er wieder zum Opfer der längst überwunden geglaubten Manie.

Derweil versteht es der ihm eigentlich unterlegene Gegner, diese Schwäche seines Kontrahenten geschickt für sich zu nutzen. Er verzögert das Spiel, zieht es bewußt in die Länge und unterzieht so die Nerven seines Gegners auf eine harte Probe. Allmählich zeigen sich bei Dr. B. darauf die klassischen Symptome seiner ominösen ›Schachvergiftung‹: Wieder verfällt er den typischen Verhaltensweisen jener eigentlich längst überstandenen Einzelhaft, die ihn dauerhaft traumatisiert hat. Unkontrolliert läuft er hin und her, brennender Durst tritt auf und er herrscht seinen Gegner unhöflich an.

Der alte Wahn ist wieder wach geworden, immer neue Partien werden im Kopf eröffnet, wieder spielt er Synchronschach gegen sich selbst und eröffnet ein Brett neben dem anderen. Derweil läuft die eigentlich reale Partie nur noch nebenher. Die Differenz zwischen Vorstellung und Wirklichkeit löst sich auf und schlußendlich stimmt die Vorstellung im Kopf nicht mehr mit der Wirklichkeit überein. — Wieder wird er zu einem willenlos Süchtigen, der einfach nicht mehr aufhören kann, der jegliche Selbstkontrolle verliert, der sich selbst auflöst und schlußendlich jeden Bezug zur Wirklichkeit verliert. Das einzige was dann

noch bleibt ist ein radikaler Schnitt: Nie wieder wird er sich auch nur auf eine einzige Schachpartie einlassen.

Das Schachspielen selbst dürfte eigentlich nicht das Problem sein, schwieriger ist da eher, an was es erinnert, was dadurch so alles wieder hochkommt. Die Selbst-Ablenkung durch Schachspiel hat in diesem Fall allerdings eine fatale Seite: Dr. B. vollzieht dabei an sich selbst, was die, die ihn der Isolationsfolter unterzogen haben, damit bezweckten.

Es ist eine fatale Übertragung, mit der das Schachspiel selbst belastet wird. Das, was eigentlich hatte helfen sollen, wird somit selbst zum Problem. Allein durch Schachspielen werden die elementaren Ängste seiner Foltererfahrung wieder wach. Wie durch einen unerbittlichen Zwang beginnt er sogleich wieder mit dem Prozeß der Selbstauflösung. Das Opfer vollzieht an sich selbst, was die Täter gar nicht mehr vollziehen mußten, den Verlust der Persönlichkeit und der Selbstkontrolle. Das alles wird nun getriggert ausgerechnet durch das, womit sich das Opfer hatte ablenken wollen. Wie bei einem Schlüsselreiz genügen bereits minimale Anspielungen und schon läuft das volle Programm — außer Kontrolle. Was dann nur noch bleibt, ist pure Abstinenz, konsequente Enthaltbarkeit, gleichsam die Kontrolle der Selbstkontrolle. — Freiheit ist allerdings definitiv etwas anderes.

Wenn etwas wie im *Traum* geschieht, dann geht eigentlich alles wie von selbst, dem Verständnis nach im positiven Sinne. Wenn etwas an ein *Trauma* rührt, wenn Ungeheuerlichkeiten damit wieder akut werden, dann geht alles im negativen Sinne wie von selbst. Während die einen außer sich geraten vor Glück und eigentlich nicht fassen können, was ihnen da Gutes widerfährt, werden die anderen von einem Unglück ergriffen, das sich ebenso wenig fassen läßt. — Die Glücklichen und auch die Unglücklichen, alle geraten sie außer sich, je nachdem, ob es an einen *Traum* oder an ein *Trauma* rührt. Während die einen sich selbst gewinnen, können die anderen dagegen nur immer wieder sich selbst verlieren.

Opfer und Erwartungen

Wir glauben noch immer an die Maximen einer urtümlichen Magie, an eine Ordnung hinter der Ordnung. Es ist weit mehr als nur eine Frage der politischen Korrektheit, nur nicht auszusprechen, was gleichwohl gefühlt, was an atavistischen Vorstellungen aktiviert und auch gedacht wird, wo solche Schicksale mit ihren Traumata an Urängste rühren. Wir nehmen eben alles, was uns oder anderen zustößt, immer auch persönlich.

Es hatte ja nur *mir* oder *dir* oder *ihm* oder *ihr* passieren können, wem denn sonst? Das erscheint alles immer so typisch, es paßt — scheinbar. Und dann wird hineingeheimnist, was später wieder herausgelesen wird. Es scheint, als gäbe es nicht nur glückswürdige sondern eben auch dem Unglück geweihte Menschen. Die übelste Form der *Moral* ist noch die, denen, die Unglück auf sich gezogen haben, insgeheim mit dieser Vorstellung zu kommen, daß sie es wohl auf sich gezogen haben müssen.

Im Hintergrund stehen klare Vorstellungen davon, was sich gehört und was nicht, wie Täter und was Opfer ist, was überhaupt gesehen werden sollte und was gänzlich außen vor zu bleiben hat. Es geht nicht darum, wie die Dinge wirklich liegen, es geht darum, eine naive Sicht der Welt aufs Neue wieder einmal bestätigt zu sehen: Da kann man eben mal wieder sehen, wozu Männer in der Lage sind und was Frauen so alles ertragen müssen. Da ist mal wieder einer Mutter die Tochter genommen worden und es muß für das Kind ganz schrecklich gewesen sein, so allein und dann mit diesem fremden Mann ... — Das Moralin in diesen heuchlerischen Mitfühligkeiten verdirbt jeden Gedanken daran, daß die Verhältnisse immer aber auch wirklich immer sehr viel komplizierter sind.

NATASCHA KAMPUSCH hat vielen dieser Erwartungen von Anfang an nicht entsprochen. Sie hat sich gegen die klassische Opfer-Rolle entschieden, was bedeutet hätte, die eigene Identität aufgeben, einen Schnitt machen und mit dem vormaligen Leben zu brechen, ja es sogar zu verleugnen, um sodann in

die Anonymität der eigenen Scham zu flüchten. Opfer schämen sich zumeist im Namen der Öffentlichkeit, daß sie geworden sind, wozu sie andere gemacht haben. Und genau das, diesen Kotau hat NATASCHA KAMPUSCH dieser Öffentlichkeit nicht abgestattet. Es war vielmehr von Anfang an für sie im eigenen Interesse, es mit dieser Öffentlichkeit aufzunehmen.

Jeder Fall ist anders, so wie auch die handelnden Personen und die näheren Umstände stets andere sind. Sie hat es sich zutrauen können, ihre Identität beizubehalten und öffentlich zu machen, wie sie empfindet und was sie über den eigenen Fall denkt, was sie sich selbst überlegt hat, wie sie die Gefangenschaft erlebt, gesehen und bewältigt hat. — So führt sie dann dieser Öffentlichkeit vor Augen, daß auch das Leben danach noch immer eine Fortsetzung des Lebens davor. Und genau das möchte man weder hören noch sehen. Man hat es sich aber anders vorgestellt, erst noch ein paar schockierende Monster-Sex-Meldungen möglichst en détail und dann sollten die Opfer aber auch möglichst bald von der Bildfläche verschwinden, nachdem sie ihre Schuldigkeit getan haben.

Es gibt keine märchenhafte Möglichkeit, mit der List eines chirurgischen Eingriffs gezielt das *Trauma* aus der eigenen Biographie wieder herauszuschneiden. Das Ungeheure ist längst Teil der eigenen Person geworden, es läßt sich nicht schneiden, nicht brennen oder ausmerzen. — Die *Heilung* der Psyche geht anders vonstatten, als es die materialistische und vor allem konsumistische Moderne gern hätte. Es geht nicht durch Pillen, nicht durch Konditionierung und schon gar nicht durch schamvolle Abkapselung.

Die Überwindung eines Traumas gelingt nicht durch Krieg, sondern durch Frieden, nicht durch Abwehr sondern durch Annahme, nicht durch Abspaltung sondern durch Aussöhnung, was allerdings das aller schwierigste sein dürfte. Die Überwindung eines Traumas gelingt nur durch Umarmung und, schockierender noch, durch Aussöhnung mit dem Täter. — Opfer und Täter haben ein illegitimes Verhältnis, das aber erst wieder gelöst werden kann, nachdem es anerkannt wurde. Das dürfte

das allerschwierigste, ja das allerschlimmste sein, übrigens für Opfer und Täter gleichermaßen.

Es ist also nur konsequent, daß sie sich dem Trauma stellt und eben auch dem, was ihr seitens der Öffentlichkeit an mitunter heftigen Reaktionen entgegen gebracht wird. Sie hat die Manege, in der sie als eloquentes und starkes Opfer hatte vorgeführt werden sollen, für sich umfunktioniert. Sie vollführt Teile ihrer Therapie vor aller Augen, in aller Öffentlichkeit.

Das ist aber nun nicht, was sich der *Boulevard* von einer solchen Person des öffentlichen Lebens, von einem öffentlichen Opfer verspricht. Man will nicht dazu lernen, such auch keine neuen Einsichten ins Verstehen, ins Verständnis. Man möchte sich gruseln, will unterhalten werden und erwartet daher vor allem etwas, das schockt, um sich mal wieder so richtig echauffieren zu können. Es ist daher eine durchaus ernst zu nehmende Fragestellung, was ist eigentlich schlimmer für diese Opfer: Sind es die Täter, die gar nicht anders können oder ist es *diese* Öffentlichkeit, die gar nicht anders will.

Vor allem schweigt sie sich systematisch aus über genau das, was einzig von Interesse wäre für viele dieser Medien, es sind Sex, Crime, Blut und Tränen. Eine Melange, in der sich dann die übliche Dosis geheuchelter Mitgefühle sehr gut untermischen läßt, um zu überspielen, daß es einzig um Voyeurismus geht und um den Schauer, nicht selbst ein solches Opfer geworden zu sein. Zugleich aber neidet man ihr die zweifelhafte Prominenz, die Aufmerksamkeit, die mehr oder minder dauerhafte Präsenz in den Medien und vor allem, daß sie sich den eigenen Fall als Einkommensquelle erschlossen hat.

Für sie kam es nicht in Frage auch nur zu erwägen, mit einem Schnitt in der Biographie und mit dem Schritt in die Anonymität ließe sich das Ganze besser bewältigen. Sie hat sich für die Vorwärtsstrategie entschieden und von Anfang an die Pressearbeit im eigenen Fall selbst zu managen versucht. Sie wollte die zweifelhafte Berühmtheit später ganz bewußt nutzen, für sich aber auch darüber hinaus.

Höhlenausgänge

Es gibt sehr viele unterschiedliche Gründe für die Annahme, daß sie mit dem Schicksalsschlag selbst sehr offensiv umgegangen ist. Als kleines Mädchen wollte sie bereits eine Berühmtheit werden. Mit der Mutter lag sie ständig im Hader und der Vater, dem sie eigentlich zuneigte, war psychisch längst abgestürzt. Sie hatte sich vorgestellt, wie es wohl wäre, entführt zu werden. — Aber wer stellt sich das in Kindertagen nicht vor, wenn es eng wird, wenn die Verhältnisse erdrückend erscheinen wie bei anfangs immer nur bedauernswerten Protagonisten im Märchen, die erst sehr viel später ganz groß rauskommen werden. Sie war und wollte etwas Eigenes sein und sie wollte Berühmtheit. Aber die Publizität, die ihr später zufallen sollte, ist allerdings etwas zweifelhaft.

Wenn jetzt jemand käme und mich einfach mitnähme. Das ist ein kindlicher Wunsch, der gern auch durchsetzt ist mit Konsequenzen aus dem Gefühl, nicht wirklich angenommen zu sein. *Dann werdet ihr schon sehen, was ihr davon habt. Wenn ich erst weg bin, dann werde ich Euch so fehlen, wie ich heute schon gern gesehen werden würde, wo ich doch noch da bin.* — Wünsche gehen manchmal in Erfüllung, das Unwahrscheinliche geschieht, auch wenn man sich hüten würde, es als ein Wunder zu bezeichnen, was dann geschah. Es war eben doch nur ein falscher Prinz, der sie holte mit seinem weißen Wagen.

Sie geriet von einer schlechten Wirklichkeit in die nächste. Das ist auch der Konstruktionsfehler im Höhlenlabyrinth von PLATON. Woher nehmen wir eigentlich die Gewißheit in der Annahme, daß es überhaupt einen Höhlenausgang gibt, daß sich nicht dahinter wieder nur eine andere Höhle befindet?

Aber das *Höhlengleichnis* sollte als Allegorie verstanden werden, nicht nur bezogen auf unser Erkenntnisvermögen, daß wir immer nur Abbilder studieren, immer nur Wirklichkeitsschatten reinterpretieren, die Wirklichkeit selbst aber nie zu Gesicht bekommen, schon gar nicht die *Ideen*, die hinter allen Modellen und Vorstellungen stehen könnten. Das wäre ja was, die Modell-

vorstellungen als solche sehen zu können. Das wäre wirkliche *Philosophie*. Genau das ist es auch, was SOKRATES zu sehen sich wünscht, nach seinem Ende...

Es sind drei Leben, die im Fall der NATASCHA KAMPUSCH voneinander zu unterscheiden sind. Zunächst lebt sie bis zum Alter von zehn Jahren bei den Eltern, schlußendlich dann bei der Mutter. Dann wird sie entführt und verbringt acht Jahre in Zwangsverbindung mit einem Sonderling. Und im dritten Leben hat sie das Alter der Mündigkeit erreicht. Die Übergänge erscheinen rein äußerlich sehr spektakulär aber im Inneren unterscheiden sich diese Phasen gar nicht so sehr.

Im Prinzip setzt sich auch nach ihrer Entführung auf imaginäre Weise die vormalige Situation einfach nur immer weiter fort. Sie wird jetzt zwar nicht mehr von der Mutter drangsaliiert sondern von diesem seltsamen Menschen, der ihr Vormund, ihr Gebieter, der schlußendlich wohl auch ihr Partner sein will, was immer er sich unter Partnerschaft vorgestellt haben mag.

Von seinem ganzen Verhalten her könnte der Entführer eigentlich auch ihr Bruder sein, denn er ist ganz offenbar in seiner geistigen Entwicklung zurück geblieben. Mit seinem ausgeprägten Zwangscharakter verwahrt er sich dagegen, bei sich selbst überhaupt irgendwelche Kritikpunkte zu sehen. Da es die Frau nach seinem Geschmack nicht gibt eben weil er sich nicht auf Auseinandersetzungen in Augenhöhe einlassen kann, schon gar nicht mit dem weiblichen Geschlecht, kommt ihm diese Idee, sich ein Mädchen zu rauben. Er würde sie erziehen und ganz allmählich so umformen, bis sie geworden sein würde, wonach ihm ist. Irgendwann wird sie ihm dann wohl schon noch zufallen, wenn sie erst einmal zu dem geworden ist, was er für normal hält und worüber er auch nicht mit sich reden lassen will.

Es sind die naiven Freuden eines wohlgeordneten Spießerlebens am Rande der Gesellschaft, die er mit ihr teilen will und teilen kann. Die Hecken sind hoch, die Rollläden sind dauernd heruntergelassen, an den Fenstern sind angeblich Sprengfallen angebracht. Er geht keiner geregelten Tätigkeit nach, ernährt sich von Gelegenheitsarbeiten, macht einige wenige Geschäft-

te mit Wohnungs-Sanierungen, bekommt vielleicht auch noch Geld von der Mutter. Es ist finanziell wohl auch sehr knapp. Man baut am Haus, sie leistet ihm Schwerstarbeiten, ist seine unterernährte Leibeigene und er hat es auf diese Weise doch noch zu einer Frau gebracht, zu einer, die nicht ihn, sondern die *er* in der Hand hat. Vermutlich hat er sie durchaus hierhin und auch dorthin mitgenommen ...

Sie muß sich alledem fügen, sie muß sich arrangieren. Erst kann sie nicht fliehen, sich kaum widersetzen und als sie es endlich könnte, da ist es zu spät. Der *Kairos* spielt erst einmal nicht weiter mit. — Welche Gelegenheit müßte das sein, wollte sie eine plötzlich sich bietende Chance zur Flucht tatsächlich nutzen. Sie erfährt sich selbst in der eigenen Hilflosigkeit, unter den gegebenen Umständen — vorläufig und bis auf weiteres, noch nichts entscheidendes für sich tun zu können.

Bei der Begegnung mit Fremden schneidet sie Grimassen, meint so auf sich aufmerksam machen zu können aber es wird wohl alles so gedeutet, wie sie befürchtet. Ohnehin dürfte sie eine sonderbare Erscheinung gewesen sein zu jener Zeit, als man ohne weiteres andernorts auf Baustellen arbeitet, in Baumärkte fährt oder auch schon mal in einen Ski-Urlaub. Sie bringt es nicht über sich, tatsächlich auf sich aufmerksam zu machen. Stattdessen wird sie befremdlich gewirkt haben mit ihrer überaus servilen Aufmerksamkeit, einer Selbstverleugnung allerhöchsten Grades. Sie wird von ihrer ganzen Erscheinung her weder am Körper und auch nicht am Geist von nicht eben sehr gesunder Ausstrahlung gewesen sein.

Wer also sollte ihr helfen wollen? Im Märchen sind alle Prinzessinnen immer schön und auch Aschenbrödel ist eine verkannte Schönheit, ein paar Zaubernüsse genügen und ihr Prinz ist wie von Sinnen. Er will, er muß sie einfach haben. So einfach geht das im Märchen, wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Verschwiegen wird, was Märchen gar nicht verschweigen, daß Entwicklungen ihre Zeit brauchen. Die gehen nur wie im Fluge dahin, im Märchen.

Sie wollte heraus aus der Rolle eines Mädchens, dem andere

sagen, was sie zu tun habe. Das hatte sie hier, das hatte sie dort. Also war auch das frühere Leben nicht gerade verlockend. — In welches frühere Leben sollte sie denn zurück? Niemand geht nach einer solchen Erfahrung wieder zur Tagesordnung über. Also machte sie etwas daraus, sie machte etwas aus sich, sie machte etwas aus diesem Dasein und sie führte wie im Märchen die Beziehung mit einem Sonderling als ein Dasein auf Zeit. Und selbstverständlich würde sie sich lösen von dem, worauf sie sich niemals wirklich eingelassen hat, wenn nur erst ihre Zeit gekommen sein wird.

Wenn sie dann nach ihrer gelungenen Flucht ihr drittes Leben beginnt, dann paßt etwas, das nie zuvor gepaßt hätte. Sie ist inzwischen mündig geworden, sie ist ihr eigener Herr, sie muß sich von niemandem mehr etwas sagen lassen. Sie muß sich nicht mehr ohrfeigen lassen, sie kann ihre Ansichten vertreten und es muß sie nicht kümmern, was andere davon halten. Sie hat nunmehr ein Recht auf ihre eigene Meinung. — Und doch setzt sich da etwas fort: Es ist ihre Art zu reden, sich zu beherrschen, mit diplomatischem Geschick zu agieren und minutiös zu bedenken, was sie wie und warum zu Gehör bringt. Aber gerade diese Souveränität ist wiederum etwas, das den Erwartungen an die Opfer-Rolle nicht hinreichend entspricht. Diese Konstellation führt nun dazu, daß sie auf lange Sicht nicht herausfinden wird aus dieser Rolle, aus diesem Widerspruch, aus dieser Bindung an eine Vergangenheit, die sie einfach nicht losläßt.

Genau das wird dann immer wieder zur Meldung, daß das Opfer als Subjekt den Erwartungen der Öffentlichkeit nicht wirklich entspricht. — Auch hier wird wieder ein Schlaglicht geworfen auf die möglichen Motive, wie sie einer Öffentlichkeit unterstellt werden müssen, die nach wie vor mit gewissen Erwartungen an eine solche Story herangeht.

Sie läßt sich aber nicht auf die Rolle des Opfers ein, sie erscheint nicht als Objekt der eigenen Geschichte, sondern als Subjekt im eigenen Fall. Sie betreibt Opfer-Selbst-Management vor aller Öffentlichkeit. Es ist ein interessantes Experiment mit einer Medien-Öffentlichkeit, die irgendwann vielleicht auch

einmal verstehen sollte, daß die einfachen Rezeptions-Muster diesem ›Fall‹, diesem ›Aufstieg‹ und diesem ›Opfer‹ ganz einfach nicht das Wasser reichen können. Überhaupt, viele Modelle, die an die Wirklichkeit herangetragen werden, um zu verstehen, sind der Rede nicht wert, weil es ihnen nur darum geht, sich auf moralische oder auch auf anderweitige Weise einfach nur zu erregen.

Das macht die Publizität der NATASCHA KAMPUSCH so interessant: Wesentlichen Erwartungen auf Übernahme der Opferrolle wurde zu Recht nicht entsprochen. Dieser Fall ist untypisch, das macht ihn so bemerkenswert: Sie läßt sich nicht ein weiteres Mal zum Objekt machen, — sie besteht darauf, als Person behandelt, betrachtet und auch bewertet zu werden.

Das Ganze ist von außen betrachtet ganz gewiß zunächst einmal ein Kriminalfall, ein Verbrechen. Aber es ist auch, nolens volens, einer dieser Menschenversuche, die anzustellen nicht erlaubt sein kann. — Betrachten wir es aber als einen solchen, dann läßt sich manche Frage anbringen, vor allem wie es möglich sein kann, unter solchen Umständen die *Psyche* zu stabilisieren, zum anderen jene, ob es überhaupt möglich sein wird, jemals dieser Rolle wieder zu entwachsen. Das Prinzip der Opfer-Manege lautet schließlich: Einmal Opfer, immer Opfer. Gleichwohl wäre es wünschenswert, würde es ihr auch noch gelingen, dem zu entwachsen, würde sie ein weiteres Mal einem Zwangssystem, nunmehr dem der Medien und dem der herrschenden Meinung entkommen.

Der Auftritt

Sie war ganz offenbar das Opfer einer Entführung geworden. Zeugen hatten beobachtet, wie die Zehnjährige aufgegriffen und in einen weißen Lieferwagen gestoßen worden war. Danach verlor sich ihre Spur, sie war verschollen und blieb unauffindbar. Dann taucht sie acht Jahre später urplötzlich wieder auf.

Entscheidend ist in diesem Fall für ihren Auftritt auch die Tatsache, daß der Täter sich kurz nach ihrer Flucht selbst

getötet hatte. So mußte sie also auch einen Teil *seiner* Rolle mit übernehmen und auch Rede und Antwort stehen, wenn es darum ging, *seine* Sicht der Dinge zu vertreten.

Wenn es kein richtiges Leben im Falschen gibt, dann gilt das allerdings auch für den Täter. Wir sollten daher unsere Theorie von den einander widerstrebenden Wirklichkeiten aus experimentellen Gründen auch einmal auf den Entführer anwenden: Allerdings dürfte es für den Täter stets schwieriger sein als für das Opfer, zur eigenen Situation ein eher distanzierendes, reflektierendes Verhältnis aufzubauen. Dementsprechend versagt auch die Sprache ihre Dienste, sie arbeitet nicht mehr an der Differenz zwischen dem richtigen und dem falschen Leben sondern vielmehr ist sie darauf aus, zu legitimieren, was sich nicht legitimieren läßt.

Im Unterschied zu derjenigen des Opfers ist die Wirklichkeit des Täters ja gerade die, mit der das Opfer auf Kriegsfuß lebt. Der Täter hat ja gerade *diese* Wirklichkeit zu verantworten, dem das Objekt seiner Begierde zum Opfer gefallen ist. Er hat die Falle gebaut, die Wirklichkeit in Szene gesetzt, hat sie herbeigeführt, hat alles mehr oder minder so gewollt, wie es dann auch gekommen ist. Also müßte er auch für alles weitere verantwortlich sein, selbst wenn ihm die Fäden entgleiten, wenn die ganze Sache einen anderen Verlauf nimmt und vielleicht außer Kontrolle gerät. Der Täter hat einen Anfang gemacht, er hat getan, was nur Menschen tun können, einer bestimmten Wirklichkeit ein Ende zu bereiten, um einer anderen dafür den Vorzug zu geben.

Ein Täter wird ganz anders als das Opfer, wohl kaum von sich behaupten wollen, er habe die von ihm geschaffene Wirklichkeit gar nicht gewollt, er sei selbst zum Opfer dieser von ihm selbst geschaffenen Wirklichkeit geworden. Das könnte sogar der Fall sein, aber in der Regel wird man es ihm nicht glauben, zumindest würde dann sofort die Gegenfrage gestellt, warum er dann, nachdem ihm klar geworden sei, daß das alles nicht wirklich gewollt gewesen sein könnte, die ganze Sache nicht einfach beendet hätte. — Ganz so einfach kommt daher niemand aus

dieser Rolle wieder heraus. Eben das haben Täter und Opfer dann auch gemeinsam, beide sind einander verbunden, beide stehen in einem absonderlichen illegitimen Verhältnis zur Tat.

Es ist schon bemerkenswert, zu beobachten, wie KAMPUSCH dem Täter PRIKLOPIL ganz offenbar verbal zugesetzt haben muß, wenn sie ihm wieder und wieder vorhält, was er ihr und ihrer Familie angetan habe und wie sehr die Sammlung seiner Vergehen und Verbrechen gesellschaftlich geächtet ist. Sie glaubt durchaus Anzeichen von Scham und des Bedauerns bei ihm erkannt zu haben, sie weiß aber nur zu gut, daß er allein aus diesen Gründen schon gar nicht mehr zurück kann. Mehr noch, sie weiß von ihm, daß er sich umbringen wird, bereits kurz nachdem sie geflüchtet sein wird. Sie weiß, was das für das normalitäts-beflissene Umfeld des Täters bedeutet, welche Welten dann zusammenbrechen werden.

Der Täter hat sein Elternhaus nie verlassen. Der Vater ist früh gestorben, die Mutter hat sich daraufhin ganz auf ihn konzentriert, wo sie beide doch nunmehr ganz allein seien in dieser Welt. Seit Jahren lebt er nun allein in diesem Haus, das er zu seiner Heimwerkerhöhle umfunktioniert hat, eine Biedermann-Hölle fernab jener gesellschaftlichen Wirklichkeit, von der er sich einfach nicht genug abschotten kann. — In diese Höhle hat er dann auch das Mädchen verschleppt um aus ihr zu machen, wonach ihm war.

Das alles paßt natürlich überhaupt nicht zu den Prinzipien der von ihm bevorzugten, nach außen signalisierten und angeblich so hoch geschätzten kleinbürgerlich geordneten Welt, in der niemals gut gesprochen wird von denen, die auch nur ein wenig anders sind als die anderen.

Also führt er ein Doppelleben und versucht sich im Keller eine Frau heranzuzüchten, die ganz die Seine sein würde. Er will diese Welt und keine andere, er kann sich ganz offenbar überhaupt nichts anderes vorstellen, schon gar nicht, sich selbst zu verändern. Die Freiheit zur Tat hat er sich genommen aber die Freiheit zum Leben konnte er selbst sich nicht gewähren. Daher dürfte es ihm auch nicht sonderlich schwer gefallen sein,

diese Freiheit seinem Opfer zu nehmen. Ja, er könnte es sogar guten Gewissens getan haben.

11. Vorlesung: 25. Juni 2013

Ratio und Psyche

Die Verhältnisse sind weit komplizierter, als es sich der Alltagsverstand je zugestehen würde, denn unsere herkömmliche *Rationalität* ist einfach nicht in der Lage, anders als in Schwarz-Weiß zu denken. — Wahrscheinlich ist es dieses Schaudern, das am *Verbrechen* so reizt, das nicht selten *Verbrecher* sogar reizvoll erscheinen läßt. Haben sie doch mitunter das Charisma verwegener Charaktere, sind sie doch welche, die sich mal etwas getraut haben, was sich sonst so schnell niemand herausnimmt.

Alles was nicht nach Recht und Gesetz vonstatten geht, was sich an den Rändern der Gesellschaft, im Zweilicht oder im Halbseidenen abspielt, bekommt immer sehr schnell diesen seltsamen Ruch, per se etwas Besonderen zu sein, selbst wenn es noch so banal, noch so erbärmlich, noch so einfältig und nicht selten einfach nur sehr schlecht inszeniert daherkommt. Der Gangsta-Rap hat eine Zeit lang gespielt mit den Dummdreistigkeiten dieser Klischees, als wäre demonstrativer Konsum das Ei des Columbus, als könnte, wer nur Geld hat, auch Macht und Anerkennung für sich beanspruchen. Da war eine geradezu kindliche Naivität am Werke, die ernsthaft geglaubt haben muß, einzig auf die Selbst-Inszenierung als gar nicht so edler Verbrecher käme es an.

Diese Klischees zu bedienen, war für einige weniger durchaus sehr lukrativ. Auf Seiten der Konsumenten waren es kleine Fluchten aus den Paradiesen einer Normalität, die sehr schnell als sehr eng empfunden werden. — Alles ist immer schon vorgegeben und wohl eingerichtet, viel zu absehbar, überschaubar und in jeder Hinsicht vorherbestimmt. Da ist nichts anderes, nichts, von dem überhaupt noch so etwas wie der Reiz des Verbotenen, der Lust an der Übertretung ausgehen könnte.

Nichts Eigenes ist in einem Leben, das nur die ausgetrampelten Wege geht und wenn noch so viel Hochgefühle damit verbunden sein mögen. In der gegenwärtigen Sport-, Freizeit- und Eventkultur sind gerade solche Szenen oft nur einstudiert und nichts weiter als reine Inszenierung. — Die meisten Mitmenschen sind regelmäßig viel zu tief verstrickt in die Arrangements mit einer Welt, auf die sie sich eingelassen haben, in die sie eingelassen sind, aus der heraus sie nicht einen einzigen Blick zurück auf sich selbst sich herausnehmen würden.

Da bieten dann *Krimis* wenigstens ein paar Spuren des ganz Anderen. Kommissare, die sich selbst ins gesellschaftliche Abseits, in die Dunkelkammern der Gesellschaft begeben, die eigentlich mikrosoziologische Feldstudien betreiben und zumeist dabei noch immer wie die großen Zeitgeist-Narren fungieren. Man muß sich wirklich nicht um sie sorgen, denn sie sind ebenso empfindungslos wie unbesiegbar. — Helden und Antihelden kommen wie alle Narren überall hin und auch überall wieder heraus. Derweil können sich Autor und Leserschaft auf ihrer Fahrt ins Blaue eingehender auf die jeweils besuchten Finsterlingswelten einlassen, um das Schauderhafte wohligh über sich ergehen zu lassen und Erfahrungen zu machen, die sie selbst so wohl nie machen würden.

Der *Kriminalroman* liefert wie ein Zen-Rätsel immer eine ausufernde Geschichte, so daß die *Ratio* vollständig mit sich selbst beschäftigt ist und es ausnahmsweise gestattet, sich immer mal wieder darauf einlassen zu können, daß es nicht nur Grauwerte in solchen Welten gibt, sondern womöglich Farben, solche sogar, die auch noch im Dunklen leuchten können. — Da ist es schon seltsam, daß nach so viel Genuß an Dunkelwelten sich noch immer nichts getan hat, die Borniertheiten der Alltagsrationalität tatsächlich dann auch ein wenig mehr zu überwinden.

Aber es scheint, als würden nur Kinder sich mit *Empathie* auf Märchen einlassen. Erwachsene nehmen dagegen beim Krimi ihre *Rationalität* zur Hilfe. Diese soll ja gerade verhindern, daß überhaupt irgendein unreines Gefühl aufkommt. Die Welt der

Märchen ist unzweideutig, die der Kriminalromane dagegen müßte eigentlich bereits einiges an Mehrdeutigkeiten spürbar werden lassen. Aber der Krimi kennt keine Wunder, nur im Märchen darf gezaubert werden und auch nur dort entfalten Zauberkräfte tatsächlich ihre zunächst unüberwindbare Wirkung. Was im Krimi der Mord, das ist im Märchen der böse Fluch, ein Zauber, eine Verwünschung...

In Mythen und Märchen wird demonstriert, daß Menschen verzaubert sein können, daß sie göttlichen aber auch dämonischen Einflüssen unterliegen und dann nicht mehr sie selbst sind. Vieles davon läßt sich einfach nicht mit der üblichen Alltagsrationalität vereinbaren. Es scheint, als wäre die übliche Ratio in ihrer ganzen Beschränktheit einzig und allein darauf aus, bei allen Erklärungsmöglichkeiten stets diejenigen zu goutieren, die möglichst materialistisch, möglichst kausal und konsequentialistisch daherkommen. Es scheint, als würde dahinter eine Angst lauern, daß es nichts darüber hinaus geben möge, geben mag und geben darf. Und es gibt sie eben doch, Einflüsse, von denen sich unsere Alltagsrationalität nichts träumen lassen möchte.

Nicht von ungefähr meidet die herkömmliche Alltagsrationalität jede ernsthafte Auseinandersetzung mit der Psychologie. Da sind nur Formeln und Floskeln erwünscht, die alles möglichst billig herabspielen. Der vorherrschende Trieb unserer *Rationalität* ist einzig und allein an der Entwarnung interessiert. Sie hat die Aufgabe von den *Mythen* übernommen, den Eindruck zu erwecken, die Welt sei doch nicht ganz so fremd, feindlich und so hyperkomplex, wie sie erscheint.

Alles muß daher immerzu ›bedingt‹, also ganz klar verursacht und dementsprechend auch gewollt worden sein. Alles hat immer nur eine ganz klare Ursache, ist stets physisch und möglichst selten überhaupt psychisch ›bedingt‹. Ein ganz und gar nicht märchenhafter, sondern armseliger Determinismus ist am Werk in allen diesen einschlägigen, viel zu erwachsenen Weltbildern, die alles panisch vermeiden, was die Quellen dieser Ängste auch nur anrühren könnte. Was vormals noch die Aufgabe von Göttern war, ist herabgesetzt worden auf das Niveau einer

umfassenden Ignoranz, die nun von sich glaubt, alles im Griff zu haben. — Das Interesse daran, den einen oder anderen Blick hinter die Kulissen zu wagen, geschieht daher meist nur mit Netz und doppeltem Boden: Man möchte für sich selbst keinerlei Bedenken hegen müssen, möchte sich zugleich aber an der Panik der anderen ergötzen und zugleich von allem was droht, systematisch verschont bleiben.

Film, Werbung und Konsum haben einige nicht unwesentliche Teile übernommen, jenen *Sinn* zu vermitteln, jene Sinnhaftigkeit erlebbar zu machen, die zuvor noch durch Glaubensbekenntnisse repräsentiert wurden. Der *Glaube* von heute zielt nicht mehr auf inneres Erleben sondern auf äußerlichen Konsum. — Der Weltbürgerkrieg in Glaubensfragen kennt derzeit nur die Wahl zwischen Skylla oder Charybdis: Entweder religiös fanatischer Fundamentalismus oder aber ein hoch attraktiver Konsumismus, der den Himmel auf Erden bereits zu Lebzeiten verspricht. Und beide derzeitigen Alternativen geben auf die *Psyche* nicht viel, entweder ist sie in den Händen noch immer viel zu despotischer Götter oder jeder ist des eigenen Glückes Schmied. Wer mit der gegebenen *Psyche* nicht mehr zufrieden ist, besorgt sich halt ein andere, oder?

Es ist die Frage, ob es nur die Grenzen unserer *Sprache* sind, an denen wir mit dem, was gesagt werden sollte, regelmäßig scheitern. Vielleicht wird uns schon viel früher die Sprache verschlagen, noch bevor überhaupt die Eindrücke aufkommen können, wofür es sich lohnen würde, nach neuen Worten zu suchen. — Gewiß fehlen mitunter auch Worte. Entscheidend aber ist etwas anderes: Ob überhaupt gesagt werden darf, was gesagt werden müßte. Und da liegt es nicht so sehr an den fehlenden Worten, sondern an den *Tabus*, die immer wieder neu errichtet werden zum Schutz einer Welt, in der nicht sein kann, was nicht sein darf.

Unsere Alltagsrationalität ist viel zu borniert, um sich auf die Untiefen psychischer Konstellationen einlassen zu können. Sie kann auch keine Täter–Opfer–Konstellation nachvollziehbar werden lassen, sondern bewegt sich nicht selten mit Bedacht

immer nur auf der einfältigsten Ebene. Vor allem dient die herkömmliche Rationalität der Gefahrenabwehr, es gilt nur nicht selbst ins Nachdenken zu geraten. Was ehemals noch der *Aufklärung* dienen mochte, dient inzwischen ganz offenbar nur noch der Verteidigung einer heiligen Einfalt, die möglichst einfache Erklärungsmuster bevorzugt und dabei auf klare Verhältnisse setzt.

Die von KANT seinerzeit so programmatisch kritisierte *selbstverschuldete Unmündigkeit* setzt sich nunmehr amalgamiert mit der pseudo-rationalistischen Weltsicht unserer Tage einfach immer nur weiter fort. Eine Kritik unserer bornierten Alltags-Vernunft findet kaum statt und wenn, dann greift sie nicht. Nach wie vor ist es entscheidend, keinem Phänomen überhaupt Realität zuzugestehen, das sich jenseits der Ränder der standardisierten Erklärungsmuster findet. Nichts darf daher überhaupt zur Kenntnis genommen werden, bei dem die herkömmliche Rationalität mit ihrem eng begrenzten Vorstellungsvermögen nicht mithalten kann.

Was vormals als *teuflich* denunziert worden ist, wird noch immer mit einem Schwefelgeruch belegt, der allerdings von dieser Welt ist. Nach wie vor stecken handfeste weltliche Interessen dahinter, wenn etwas vergöttlicht oder aber verteufelt wird. Um die Sachen selbst geht es dabei nur sehr selten.

Dagegen wirken die zauberhaften Figuren in Märchen und Mythen fast wohltuend. Wenn Akteure verwunschen, verzaubert, entführt und verhext worden sind, dann wird ihnen zugestanden, daß sie in anderen Umständen sind und tatsächlich selbst ein Opfer der eigenen Wahnvorstellungen oder auch mancher mentaler Beeinflussung geworden sein können. — Aber unsere Normalsicht hat keinen differenzierenden Blick für solche Konstellationen. Die derzeit vorherrschende *Ratio* ängstigt sich ganz offenbar selbst viel zu sehr, einfach nur den Boden unter den Füßen zu verlieren, würde sie zugestehen, daß es in solchen Situationen ganz besonders eigenartig zugeht.

»So eine Tat verändert das ganze Leben«

Welches Selbstverhältnis an den Tag gelegt wird, ist ganz besonders entscheidend, weil damit vorgegeben wird, welchen Weg später die eigene *Psyche* überhaupt wird nehmen können. — So spricht JAN PHILIPP REEMTSMA in der Darstellung seiner 33-tägigen Geiselhaft in einem Kellerverlies nicht von sich als *Ich* sondern von *Er*. Auf diese Weise spaltet er die Keller-Wirklichkeit einfach von sich ab.

Das ist eben nicht der *Reemtsma in Freiheit*, das ist nicht ›Ich‹, nicht einmal ein Alter-Ego, sondern einfach nur ein ›Er‹, eben ein *Reemtsma im Keller*, der nur aufgrund seines gefüllten Bankkontos in diese Lage geraten ist. Und doch ist es eine Grenzerfahrung, die sehr persönlich ist. Das, was da geschehen ist, was mit einem getan, was einem angetan wurde, läßt sich nicht wirklich abspalten, außen vorhalten, wegdrücken, aus dem Spiel lassen.

Der Zynismus der Entführer, das ganze sei doch nichts weiter als ein etwas unkomfortabler Hotelaufenthalt, tut sein übriges, die psychische Notlage noch deutlicher vor Augen zu führen. Ein solches ›Aus-der-Welt-Sein‹, bei einem zugleich völligen Ausgeliefert-Sein, bereitet die allergrößten Probleme, vor allem doch Jemandem, der es zeitlebens gewohnt ist, sich nichts sagen lassen zu müssen. — Hinzu kommt die begründete Befürchtung, womöglich verstümmelt oder sonst wie einfach zum Verschwinden gebracht zu werden.

In dieser Lage wird die Welt zu einem Zustand, aus dem, wer ein *Opfer* geworden ist, mitunter auch herausfallen kann ohne jemals wiederzukehren. Das ist dann auch der grauenhafte Ungrund unserer *Rationalität*, die sich diesem Horror einfach nicht stellen will, weil sie sich ihm nicht stellen kann.

Anders geht NATASCHA KAMPUSCH ihrer Darstellung zufolge mit ihrer eigenen Selbsterfahrung während ihrer Gefangenschaft um. Sie ist allerdings auch aus ganz anderen Gründen entführt worden, der Entführer wollte nicht ›nur‹ ihr Geld sondern ihr Leben — für sich. Auch waren es nicht 33 sondern 3096 Tage,

die dann auch titelgebend waren für ihre Autobiographie.

Vieles läßt sich nicht miteinander vergleichen, jeder dieser Menschen von Menschen zugefügten Verbrechen ist anders. Aber die Ängste, die Erfahrung, hoffnungslos ausgeliefert zu sein, die Bedrohung, die Befürchtungen, die nervliche Dauerbelastung, die Entpersönlichung und vor allem die Beeinflussung des Selbstverhältnisses, sind stets wiederkehrende Phänomene, und der Umgang damit scheint nach dem Muster der herkömmlichen Rationalität schlichtweg ausgeschlossen zu sein.

Ganz anders als KAMPUSCH hat REEMTSMA sich entschieden dagegen verwahrt, dieses Schicksal als das *seine* überhaupt anzunehmen. Er war von Anfang an unversöhnlich und blieb auch weiterhin konsequent bei dieser Einstellung. — Das ist sehr gut nachvollziehbar.

Nur das Problem scheint zu sein, daß sich auf diese Weise keine Möglichkeit ergeben kann, doch noch ›Frieden‹ zu schließen mit sich, mit diesem Schicksalsschlag, der nun ja, was nicht falsch ist, einfach auch nur ein Verbrechen darstellt. Das ist schon richtig, worauf eine viel zu einfältige Rationalität da insistiert, wenn es immerzu heißt, ja aber was hat das mit *mir* zu tun? Warum soll ich mich damit auseinandersetzen müssen, wo ich doch gar nicht gefragt wurde? — Aber mit dieser Abspaltung einer *Grenzerfahrung* ist einem Verbrechens-Opfer ganz und gar nicht geholfen. Nur einer bornierten Rationalität ist damit ein viel zu hohes Opfer gebracht worden, das eigene Seelenheil. Und so scheint es, als könnte niemals wieder gut werden, was da so eiskalt und rücksichtslos zerstört worden ist.

Gleichwohl gibt es unterschiedliche Weisen der Auseinandersetzung, die vor allem in der eigenen *Psyche* ansetzen, was den *Umgang mit sich selbst* betrifft, wenn eine solche Erschütterung als Teil zur eigenen Lebensgeschichte hinzugekommen ist. Ganz anders als KAMPUSCH das Unglück der Entführung von Anfang fast konsequent zu sich nimmt und integriert, verwahrt sich REEMTSMA nach Leibeskräften genau gegen diese Alternative. — So aber läßt sich kein *Trauma* überwinden, die *Ratio* muß daran verzweifeln, weil sie nur auf Rache sinnt und sich gar

nicht vorstellen kann, auf anderer Ebene mit dem Unsäglichen doch noch Frieden schließen zu können.

Die *Borniertheit unserer Rationalität* kommt zustande, weil immer nur eine einzige, allgemein gültige Einschätzung aller Dinge erlaubt sein soll. Widersprüche, unterschiedliche Perspektiven, ja Verständnis für einander widersprechende Sichtweisen, Verständnisweisen für Opfer *und* Täter werden dagegen vehement abgewehrt und mit moralischer Entrüstung zurückgewiesen: Wo kämen wir hin, wenn wir Tätern irgendein Verständnis entgegenbrächten? Hochmoralisch wird eine Maxime verkündet, bei der die eigene Psyche auf der Strecke bleibt. — Sobald bornierte Rationalitäten ins Hintertreffen geraten, stoßen sie *Moralin* aus, um sich einzunebeln, um nichts mehr zu sehen, nichts mehr hören und auch nichts mehr sagen zu müssen.

Wer aus purer Konsequenz und mit heiligem Zorn gerade Tätern keinerlei Schwäche zugestehen will, wird die eigene Erfahrung als Opfer niemals überwinden können. — Es ist nämlich Schwäche, die da empfunden wird, eine grausame, unleugbare, lebensbedrohliche eigene Schwäche, die sich später als *Trauma* verewigen wird, wenn nicht die eigene Verhärtung überwunden werden kann. Dazu müßte aber die *Ratio* erst gebracht werden, unterschiedliche, ja widersprüchliche Sichtweisen nicht sogleich bis aufs Blut zu bekämpfen und den systematischen Perspektivwechsel nicht einfach immer nur zu sabotieren.

Es ist allerdings sehr schwer, so einen von Menschen zugefügten Schicksalsschlag wie einen Unfall zu akzeptieren, weil es ja nun nicht hatte sein müssen, weil das Unheil von Menschen verursacht wurde, die auch anders gekonnt, wenn sie nur anders gewollt hätten. Damit hadert dann die *Psyche* der Opfer vielleicht noch das ganze weitere Leben lang. Und so ist es dann nicht nur die Tat selbst, sondern darüber hinaus dieses lebenslängliche Verhältnis.

Opfer haben, wenn sie traumatisiert worden sind, eine dauerhafte illegitime Verbindung mit Jemandem, den sie zutiefst verachten müssen, wenn sie einzig und allein auf die Stimme ihrer *Ratio* hören. Das ist Verachtung, abgrundtiefer Haß, das ist

eine Verbindung, die mindestens so stark ist wie eine ganz große Liebe. Nur schafft aber dieser Haß genau das, was nicht sein sollte, er stiftet weiterhin eine ungeheuer prägende Verbindung, anstatt sie zu lösen.

Aber zum differenzierteren Umgang mit solchen Zwischentönen, wie sie sich in der Darstellung *ihrer* Erfahrungen und Erlebnisse bei NATASCHA KAMPUSCH finden, ist eben eine herkömmliche *Ratio* nicht in der Lage. Sie würde das eigene Empfinden förmlich Lügen strafen, würden sich die Gefühle erdreisten, solche Zwischentöne vorzubringen wie diese hier:

Rückblickend kann ich nicht mehr sagen, warum beim Anblick des Lieferwagens in mir sofort die Alarmglocken schrillten: Es mag Intuition gewesen sein, vielleicht aber auch einfach die Überflutung mit all den Meldungen über sexuellen Mißbrauch ...

Als ich mich dem Mann bis auf etwa zwei Meter genähert hatte, sah er mir in die Augen. In diesem Moment schwand meine Angst. Er hatte blaue Augen und wirkte mit seinen etwas zu langen Haaren wie ein Student in einem alten Fernsehfilm aus den 1970er Jahren. Sein Blick ging auf seltsame Weise ins Leere. Das ist ein armer Mann, dachte ich, denn er strahlte so etwas Schutzbedürftiges aus, daß ich den spontanen Wunsch hatte, ihm zu helfen. Das mag seltsam klingen, wie ein unbedingtes Festhalten am kindlichen Glauben an das Gute im Menschen. Aber als er mich an diesem Morgen zum ersten Mal frontal ansah, wirkte er verloren und sehr zerbrechlich.¹

Das ganze Arrangement erinnert entfernt tatsächlich ans *Rotkäppchen*, das eben nicht die Straßenseite wechselt, sondern mutig auf den nicht gerade geheuer erscheinenden Fremden zugeht. Helfen würde sie ihm ganz gern, trösten vielleicht. Und von zu Hause weg würde sie auch ganz gern, die noch verbleibenden Jahre der Kindheit vielleicht ein wenig anders verbringen. — Da blicken manche Motive durch, die jeder von uns eigentlich

¹Natascha Kampusch mit Heike Gronemeier und Corinna Milborn: 3096 Tage. Berlin 2010.

hegt, die aber gemeinhin nicht zum Ausdruck gebracht werden dürfen, weil sich so etwas auch nur zu denken nicht schickt.

Sie habe ihm schon in der ersten Sekunde verziehen, sagt sie in der ARD-Dokumentation *Natascha Kampusch — 3096 Tage Gefangenschaft*, gedreht für den NDR von PETER REICHARD unter der Regie von ALINA TEODORESCU. Sie sitzt in einem abgedunkelten Raum, spricht leise aber meist gefaßt. Wieder ist es dieser Eindruck, der von einer unzureichenden *Ratio* sogleich souffliert wird, daß *so* kein Opfer sprechen dürfe, daß eine, die *so* spräche, keines sein könne.

Am 25. Januar 2010 zeigt dieser Film erstmals Bilder aus dem Haus des Täters, aus der beklemmenden bürgerlichen Heimwerkerhöhle des WOLFGANG PRIKLOPIL, in der er sein Opfer gefangen hielt, das Wohnzimmer, die Sofagarnitur und den akkurat platziertem Nippes dieser heilen Scheinwelt. Dann auch erstmals bedrückende Film-Sequenzen aus dem Kellerverlies, das ganz bewußt mit einer subjektiveren Handkamera ausgeleuchtet wird.

Aber sie hat nicht verziehen, um zu verzeihen. Sie hat ihrem Peiniger verziehen, um von dem Haß, der sonst entstanden wäre, nicht selbst erfaßt zu werden. Das ist nicht mehr rational, das ist *Vernunft*. Und genau so spricht sie es dann auch sehr differenziert aus, differenzierter eben, als es der Alltags-Rationalität jemals erlaubt sein würde.

MICHÈLE BINSWANGER schildert am 26. Januar 2010 in der TV-Kritik für den TAGES ANZEIGER diesen differenzierenderen Eindruck folgendermaßen:

Sie nennt ihn konsequent den »Täter«, erzählt von seinem Putzzwang, von Mißhandlungen, wie er ihr aus Hygienegründen den Kopf scherte und nicht erlaubte, daß sie weinte, weil er »Angst hatte, das Salz der Tränen greife die Fliesen an«. Dennoch bringt sie auch Mitgefühl auf. »Sein Verhalten kam aus einer großen Kränkung, einer Krankheit und dafür kann der Mensch nichts.« sagt KAMPUSCH. »Ich habe das alles nur durchgehalten, weil ich ihm immer sofort alles verziehen habe. Hätte ich das nicht getan, wäre ich selbst so voll Haß gewesen,

daß ich es selbst nicht ausgehalten hätte. Dann wäre ich wohl auch rein physisch zugrunde gegangen.»¹

Ganz anders reagiert JAN PHILIPP REEMTSMA auch noch fünf Jahre später beim Prozeß gegen THOMAS DRACH, den erst später gefaßten mutmaßlichen Drahtzieher der Lösegeld-Erpressungs-Entführung. Er schildert dem Gericht seine Todesangst und die Folgen der Tat und demonstriert dabei, wie sehr ihn das *Trauma* noch immer im Griff hat.

Auch REEMTSMA spricht von *dem Angeklagten* und erwähnt ihn namentlich nicht, eine Sprachregelung der bewußten Distanzierung, die auch KAMPUSCH anfangs sehr systematisch verwandt hat. DRACH habe ihm angedroht, ihn allein und angekettet im Keller zurückzulassen. Das eigentliche Verbrechen dabei sei aber nicht die Angst vor dem Tod, denn darauf könne man sich vorbereiten, so REEMTSMA.

»Es ist die Frage, wann, wo und wie der Tod eintreten kann und dass jemand die Machtstellung hat, darüber entscheiden zu können.« Und diese Frage hat ihn bis zum letzten Tag seiner Entführung gequält. An diesem Tag habe er gehört, wie oben im Haus aufgeräumt wurde, Flaschen zusammengeräumt wurden, und befürchtet, daß die Entführer nun die Spuren beseitigen und ihn im Keller dem sicheren Tod überlassen.

Nervös und angespannt wirkt REEMTSMA bei der Schilderung der Tat. Immer wieder nestelt er an seiner Armbanduhr herum. Aber er redet ruhig, beschreibt seine Erlebnisse sehr detailliert, nur manchmal meint man, ein leichtes Beben in der Stimme zu hören. »Durch diesen Prozeß ist auf einmal alles wieder da,« erklärt er. »So eine Tat verändert das Leben.« Die ganze Familie habe bis heute Alpträume, manche Worte, wie etwa »Keller«, könne er nicht mehr aussprechen, ohne an die erlebten Qualen zu denken. Im vergangenen Frühjahr erst sei es ihm zum ersten Mal passiert, daß er beim Betreten seines Hauses nicht an die Entführung gedacht

¹Michèle Binswanger: TV-Kritik: Mit Kampusch im Haus ihrer Qualen. In: Tages Anzeiger, 26.01.2010.

hat. »Alles verliert seine Selbstverständlichkeit. Ständig ist da die Sorge, daß die Welt auch an jeder anderen Ecke wieder einbrechen könnte.« Und erst im Verlauf dieses Prozesses sei ihm klar geworden, »daß die Auswirkungen der Tat auf meinen Sohn sehr viel größer sind, als ich bislang dachte.« (...)

Noch im Kellerverlies hatte das Opfer seinen Entführern ins Gesicht gesagt: »Ich will sie vor Gericht sehen.« Zumindes hat er erreicht. Immer wieder blickt REEMTSMA während seiner Aussage zu seinem Peiniger hinüber. Der verfolgt REEMTSMAS Worte ungerührt, kann dem Blick aber nicht standhalten.¹

Von den Flügeln der Seele

PLATON hat mehrfach äußerst eindringlich illustriert, wie wichtig es ist, schon zu Lebzeiten auf Ausgleich zu sinnen. Die Vorstellung von Seelenwanderung ist dabei überaus prägend, sie ist eine erstaunlich selbstverständliche Grundannahme.

Tatsächliches Seelenheil ist derweil aber nur schwer zu erringen, viel leichter dagegen, es wieder zu verlieren. *Federn* werden dabei zum allegorischen Symbol einer Parabel, den Zug mit den Göttern am Firmament überhaupt jemals antreten zu können. — Missetaten beschweren die Seele, was mit einem Verlust von Federn an den geflügelten Seelenflügeln illustriert wird, und dabei spielt es weit weniger eine Rolle, ob man nun Opfer oder Täter gewesen ist.

Daher ist es gerade auch für die Opfer so sehr von Bedeutung, nicht belastet zu sein durch schwer wiegende Missetaten, und zugleich über ein möglichst dichtes Federkleid an den Seelenflügeln zu verfügen. Verloren werden die Federn durch alles was die Seele belastet und schwer macht, durch *negativen Wahnsinn*, wie Verbrechen, Lieblosigkeit oder auch Haß. — Neue Federn wachsen dagegen wieder nach durch alles, was in diesem Sinne

¹Lisa Erdmann: Reemtsma im Drach-Prozess: »So eine Tat verändert das ganze Leben«. In: Der Spiegel, 11.01.2001.

die Seele wieder aufhellt und unbeschwert macht, durch *positiven Wahnsinn*, also durch Philosophie, Kunst und vor allem durch Liebe.

Die *Seele* und mit ihr die *Psyche*, was sehr oft als dasselbe betrachtet werden kann, ist eben von ekstatischer Natur. Es wird ihr nicht selten immerhin nachgesagt, sie sei auch in der Lage, ohne Körper weiter zu existieren. Da sollte es dann allerdings kaum mehr verwundern, daß eine viel zu diesseitige, erdenschwere, streng materialistische und demütigend moralisierende *Ratio* wohl kaum etwas von solchen luftigen Angelegenheiten versteht.

Die Seelen-Diätetik bei PLATON ist dagegen umso beredter: Der *positive Wahnsinn* wird wärmsten anempfohlen. Der negative Wahnsinn aber, wozu eben vor allem der Haß gehört, schmälert dagegen die entscheidenden Fähigkeiten, sich überhaupt jemals mit der notwendigen Leichtigkeit in die höheren Gefilde begeben zu können. — Bei Vergehen ist Läuterung erforderlich, mit unterschiedlichem Grad der Qual für die Seelen, die dort hineingelangen, jede nach ihrem Belastungsgrad.

Dann wird ein Modell der mythischen Wasserkreisläufe exemplarisch vorgeführt, was unmittelbar nach dem Tod auf die Seele zukommt. Die Unterwelt ist ein System von Flüssen. Neben *Styx*, *Acheron*, *Letha* und *Kokytos* ist der *Pyriphlegethon* einer der Flüsse der Unterwelt. Dieser eine Fluß mutet allerdings eher an wie ein Lavastrom, denn er führt kein Wasser, sondern Flammen, die alles verbrennen und niemals erlöschen. Darin schwimmen dann Seelen, um sich zu reinigen, um Sühne und Buße zu tun und auch, um Abbitte zu leisten, wenn sie es zu Lebzeiten nicht fertig gebracht haben, was ihnen jetzt gleichsam nachträglich abverlangt wird. — Schließlich gibt es da diese ganz seltsame Passage: Einerseits über den *Acheron* aber auch über den *Pyriphlegethon* werden die Seelen Verstorbener an eine bestimmte Stelle herangeführt.

PLATON zufolge bildet der *Pyriphlegethon* nahe seiner Quelle einen See inmitten einer Ebene aus Feuer. Er führt glühende Steine und siedenden Schlamm mit und fließt dann weiter in die

Tiefen der Erde, bevor er sich zuletzt in den Tartaros ergießt. Er verläuft hier ganz nahe dem vom Fluß *Acheron* gebildeten *Acherusischen See*, mündet aber nicht in diesen.

Die aus dem Feuerstrom in den Acherusischen See angelangten gequälten Seelen genießen ganz offenbar genau hier für einen Moment einen gewissen Augenblick der Ruhe. Hier kommen sie zu sich nach allen Qualen und hier haben sie den Ausweg bereits vor Augen. Hier könnten sie aus dem ewigen Kreislauf der Qualen wieder hinausgelangen, aber dazu wäre ein Ausgleich erforderlich, ein Ausgleich mit ihren Opfern. Und so rufen dann die Täter nach ihren Opfern und flehen sie an, ihnen doch noch zu vergeben. — Es ist die wohl grauenhafteste Szene im *Phaidon*, es ist jener Dialog, in dem SOKRATES den Schierlingsbecher zu sich nimmt und zuvor noch die Gelegenheit ergreift, über das Jenseits zu spekulieren, bevor das Gift zu wirken beginnt ...

Da nun dieses so ist, so werden, sobald die Verstorbenen an dem Orte angelangt sind, wohin der Dämon jeden bringt, zuerst diejenigen ausgesondert, welche schön und heilig gelebt haben, und welche nicht. Die nun dafür erkannt werden, einen mittelmäßigen Wandel geführt zu haben, begeben sich auf den Acheron, besteigen die Fahrzeuge, die es da für sie gibt, und gelangen auf diesen zu dem See. Hier wohnen sie und reinigen sich, büßen ihre Vergehungen ab, wenn einer sich irgendwie vergangen hat, und werden losgesprochen, wie sie auch ebenso für ihre guten Taten den Lohn erlangen, jeglicher nach Verdienst. Deren Zustand aber für unheilbar erkannt wird wegen der Größe ihrer Vergehungen, weil sie häufigen und bedeutenden Raub an den Heiligtümern begangen oder viele ungerechte und gesetzwidrige Mordtaten vollbracht oder anderes, was dem verwandt ist, — diese wirft ihr gebührendes Geschick in den Tartaros, aus dem sie nie wieder heraussteigen. Die hingegen heilbare zwar, aber doch große Vergehungen begangen zu haben erfunden werden, wie die gegen Vater oder Mutter im Zorn etwas Gewalttätiges ausgeübt, oder die auf diese oder andere Weise Mörder geworden sind, — diese müs-

sen zwar auch in den Tartaros stürzen; aber wenn sie hineingestürzt und ein Jahr darin gewesen sind, wirft die Welle sie wieder aus, die Mörder auf der Seite des Kokytos, die aber gegen Vater und Mutter sich versündigt, auf der Seite des Pyriphlegethon. Wenn sie nun auf diesen fortgetrieben an den Acherusischen See kommen, so schreien sie da und rufen die, welche von ihnen getötet worden sind oder frevelhaft behandelt.

Haben sie sie nun herbeigerufen, so flehen sie und bitten, sie möchten sie in den See aussteigen lassen und sie dort aufnehmen. Wenn sie sie nun überreden, so steigen sie aus, und ihre Übel sind am Ende; wo nicht, so werden sie wieder in den Tartaros getrieben, und aus diesem wieder in die Flüsse, und so hört es nicht auf, ihnen zu ergehen, bis sie diejenigen überreden, welchen sie Unrecht getan haben; denn diese Strafe ist ihnen von den Richtern angeordnet.¹

Das Grauenhafte an dieser Szenerie, wenn die Täter nach den Opfern rufen, damit ihnen doch noch vergeben würde, ist allerdings dieser Ruf selbst, der ja nun von den Opfern eigentlich gehört werden müßte. Es scheint daher, als dürften, solange die Täter noch nicht gesühnt haben, auch die Opfer selbst sich keineswegs der Leichtigkeit des Himmlischen hingeben können. Es scheint sogar, daß es im Interesse der Opfer sein könnte, daß den Tätern vergeben werden möge ... — Ein zugegebenermaßen ebenso beunruhigender wie mit herkömmlicher *Rationalität* kaum faßbarer Gedanke, aber gleichwohl eben ein solcher, der mehr die *Psyche* selbst in den Blick nimmt, dem eben an der Unbeschwertheit der Seele mehr gelegen sein sollte als an allem anderen.

NATASCHA KAMPUSCH hat offenbar von Anfang an diesen Vorsatz gefaßt, auf diese Weise die psychische Folter wenigstens einigermaßen heil zu überstehen. Es habe ihr dabei vielleicht geholfen, daß sie anfangs noch ein Kind war, denn als Erwachsene hätte sie diese extreme Form der Fremdbestimmung und der

¹Platon: Phaidon. In: Platon: Sämtliche Werke. Berlin 1940. 113d–114b.

psychischen Folter wohl kaum heil überstanden. Kinder seien eben

von klein an darauf ausgerichtet, die Erwachsenen des engsten Umfeldes als feste Größen wahrzunehmen, an denen man sich orientiert und die die Maßstäbe dafür setzen, was richtig und was falsch ist. Kindern wird vorgeschrieben, was sie anziehen und wann sie ins Bett gehen sollen. Es wird gegessen, was auf den Tisch kommt, und was nicht gewünscht ist, wird unterbunden. (...) Ich war es gewohnt, Anweisungen von Erwachsenen zu befolgen, auch wenn sie mir gegen den Strich gingen. (...) Sogar Kindern zumindest vorübergehend die Freiheit zu nehmen war nichts, was mir außerhalb des Denkbaren erschien. Auch wenn ich es selbst nicht erlebt hatte: Es war damals in manchen Familien noch eine gängige Erziehungsmethode, Kinder, die nicht gehorchten, in den dunklen Keller zu sperren.¹

Noch habe der vermeintliche Wohltäter, der sie in sein *Reich* entführt hatte, die Fassade aufrecht erhalten. Die Situation selbst sei hochgradig absurd gewesen. Anfangs sei sie noch sicher gewesen, in einem *Märchen* gelandet zu sein, dessen Sinn sich ihr aber nicht erschloß.

Sie hat sich vielleicht tatsächlich eine Zeit lang gefühlt, wie die Heldin im Märchen von *Frau Holle*, wie *Alice im Wunderland*, wie die vielen Protagonisten in Märchen und Mythen, die einfach auf eine Reise zu sich selbst gehen, die eine Entwicklung vollführen, wenn sie mit sehr viel Geduld und oft doch auch durchaus sehr beschwerlich beginnen zu tun, was getan werden muß.

Mein neues Zuhause war ein Verlies, meine Bezugsperson der Täter. Meine ganze Welt war aus den Fugen geraten, und er war der einzige Mensch in diesem Alptraum, zu dem meine Welt geworden war. Ich war von ihm so abhängig, wie es sonst nur Säuglinge und Kleinkinder von ihren Eltern sind: Jede Geste der Zuwendung,

¹Natascha Kampusch: 3096 Tage. A. a. O. S. 88f.

jeder Bissen Essen, das Licht, die Lust — mein ganzes physischen und psychisches Überleben hing von diesem einen Mann ab, der mich in sein Kellerverlies gesperrt hatte. Und mit seinen Behauptungen, daß meine Eltern nicht auf Lösegeldforderungen antworteten, machte er mich auch emotional von sich abhängig.¹

Dann folgt eine Aussage, die nachvollziehbar ist, mit der gleichwohl die herkömmliche Schwarz-Weiß-Rationalität ihr liebe Not hat. Als ob sie es nicht selbst nur zu gut wüßte, welche Widerstände damit wach gerufen werden, appelliert sie eben doch an die höhere *Vernunft*, wenn sie näher ausführt, wie sie zu diesem Menschen stand, der ihr die Jugend geraubt hat:

Wollte ich in dieser neuen Welt überleben, mußte ich mich auf seine Seite stellen. Für jemanden, der nie in einer solchen extremen Situation der Unterdrückung war, mag das schwer verständlich sein: Aber ich bin heute stolz darauf, daß ich diesen Schritt jenem Menschen gegenüber geschafft habe, der mir alles geraubt hat. Denn dieser Schritt hat mir das Leben gerettet. Auch, wenn ich zunehmend mehr Energie aufbringen mußte, um diesen ›positiven Zugang‹ zum Täter aufrechtzuerhalten. Er selbst hat sich sukzessive zum Sklaventreiber und Diktator gewandelt. Aber ich bin nie von meinem Bild abgerückt.²

Ja und sie bringt Verständnis für den Täter auf, nichts vorgespieltes, nichts ideales, nichts, was so sein müßte, sondern etwas, das sie selbst so bestimmt hat, das sie selbst so empfunden haben muß. Da ist es dann schon auch erstaunlich, warum so etwas eher abstoßend wirkt, vielleicht, weil es irritiert. Auf jeden Fall aber, weil es nicht ins Schwarz-Weiß-Schema paßt.

Sie habe sich ihn als armes, ungeliebtes Kind vorgestellt. Dabei sei es ein für sie überlebensnotwendiger Schutzmechanismus gewesen, den Täter als Menschen zu sehen, der nicht von Grund auf böse war, sondern der es erst im Laufe seines

¹Ebd. S. 90.

²Ebd. S. 90.

Lebens geworden ist. Und sie gesteht es ihm tatsächlich zu: WOLFGANG PRIKLOPIL habe über den Umweg eines schrecklichen Verbrechens, so konstatiert sie, nichts anderes schaffen wollen,

als eine kleine, heile Welt, mit einem Menschen, der ganz für ihn da war. Er hat das wohl auf normalem Weg nie erreicht und deshalb beschlossen, jemanden dazu zu zwingen und dafür zu formen. Im Grunde wollte er auch nichts anderes als jeder Mensch: Liebe, Anerkennung, Wärme. Er wollte einen Menschen, für den er selbst der wichtigste Mensch auf der Welt war. Er scheint keinen anderen Weg gesehen zu haben, als ein schüchternes, zehnjähriges Kind zu entführen und es so lange von der Außenwelt abzuschneiden, bis es psychisch so weit war, daß er es neu ›erschaffen‹ konnte.¹

Es bleibt ihr keine andere Wahl, sie muß sich auf den Täter einlassen. Nicht mehr nur äußerer Zwang hielt sie zurück, überhaupt nur an Flucht zu denken. Sie spricht selbst von einem *psychischen Gefängnis*, dem sie im Verlaufe der Gefangenschaft immer weniger entrinnen konnte.

Ich war eingeschüchtert und ängstlich. (...) Ich war ein Kind und gewohnt, erwachsenen Autoritäten zu gehorchen — umso mehr, wenn sie Konsequenzen signalisierten. Die anwesende Autorität war er. Selbst wenn die Haustür ... offen gestanden hätte: Ich weiß nicht, ob ich den Mut gehabt hätte zu rennen. (...) Ich steckte bereits so tief in der Gefangenschaft, daß die Gefangenschaft längst in mir steckte.²

Der Fisch, so konstatiert sie nicht ohne Sarkasmus, *springt nicht über den Glasrand, dort lauert nur der Tod.*³ — Und doch folgt noch ein Satz, der alles wieder aufhebt: *Die Sehnsucht nach Freiheit blieb.*⁴

¹Ebd. S. 144.

²Ebd. S. 131.

³Ebd. S. 153.

⁴Ebd.

Das Finale in Märchen und Wirklichkeit

Nach ihrer Flucht irrt der Täter noch eine Weile herum, nimmt Kontakt zu einem Freund auf, um dann nach wenigen Stunden bereits den für diesen Fall längst angekündigten Selbstmord zu begehen. Das ist allerdings nur konsequent: Er würde sich verantworten müssen vor aller Augen. Er müßte sich mit den eigenen Maßstäben messen, bewerten, aburteilen und verdammen lassen. Alles würde ans Licht kommen. Hinter den Fassaden seines Daseins würde das Monsterhafte zum Vorschein kommen, die schlimme Wahrheit, daß er nie wirklich war, als was er sich dargestellt hat.

WOLFGANG PRIKLOPIL war für die Außenwelt wohl ein schüchterner, höflicher Mann, der in seiner adretten Kleidung immer etwas zu jung wirkt. Er trug ordentliche Stoffhosen und gebügelte Hemden oder Polo-Shirts. Seine Haare waren immer frisch gewaschen und ordentlich frisiert, in einem Stil, der ein bisschen zu altmodisch für das beginnende neue Jahrtausend war. Für die wenigen Leute, mit denen er zu tun hatte, blieb er vermutlich unauffällig. Es war nicht leicht, hinter seine Fassade zu blicken, denn er wahrte sie hundertprozentig. PRIKLOPIL wie ging es dabei weniger um das Einhalten gesellschaftliche Konventionen — er war ein Sklave der Fassade.

Er liebte Ordnung nicht nur, sie war für ihn überlebenswichtig. Unordnung, vermeintliches Chaos und Schmutz brachten ihn völlig aus dem Konzept. (...)

Ebenso wichtig wie Ordnung waren Regeln. (...)

Es muß ihn sehr bedrückt haben, daß er sein Leben nicht in den Griff bekam, obwohl er sich doch immer an alle Regeln hielt; so sehr, daß er eines Tages beschloß, eine ganz große Regel zu brechen und mich zu entführen. Aber obwohl er dadurch zum Verbrechen geworden war, hielt er seinen Glauben an Regeln, Anleitungen und Strukturen fast religiös aufrecht.¹

¹Ebd. S. 176f.

Mit der Flucht eines Opfers muß die Tat und damit auch der Täter auffliegen, das ist auch der Grund für so viele Morde, denn Opfer sind eben immer auch Tatzeugen. Sie haben etwas gesehen, erlitten und können bezeugen, was sie besser nicht erlebt hätten. — In diesem Fall aber ist das Opfer dem Täter entkommen. Es blieb ihm nichts weiter als der Suizid, um der drohenden sozialen Hinrichtung doch noch zuvorzukommen.

Damit ist zugleich eines der wesentlichen Bedingungen für ein Märchen erfüllt, der Tod des Unholdes, noch bevor schlußendlich das Unwahrscheinliche doch noch passiert, das glückliche Ende der ganzen Geschichte. Aber anders als im Märchen ist für die *Psyche* in Wirklichkeit das Problem damit keineswegs aus der Welt. — Da sich der Täter dem medialen Tribunal durch Selbstmord entzogen hat und für die öffentliche Aufarbeitung nicht mehr zur Verfügung steht, können sich die Diskurse nicht wie üblich ganz auf ihn konzentrieren, also machen sie dem Opfer zusätzlich zu schaffen.

Täter sind für die Allgemeinheit in der Regel weit interessanter als *Opfer*. Diese sind oft einfach nur stumm, denn was sie zu sagen haben, ist eigentlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Zumeist verfügen sie auch gar nicht über Worte, die mitteilbar machen könnten, was sie erlebt und erfahren haben. So erscheinen sie dann nur noch wie die passiven Objekte von Tätern, die vollkommen frei über sie haben verfügen können.

Dabei setzt wohl auch eine hintergründige Faszination ein, sich vorzustellen, wie es wohl wäre, selbst über solche Macht zu verfügen, wie sie in Sklavenhaltergesellschaften eigentlich völlig selbstverständlich waren. — Es scheint, als wären da einige Erinnerungen an dunklere Zeiten noch in uns wach, sich unter dem Deckmantel moralischer Entrüstung klammheimlich zu delectieren an solcher Macht, eben daran, daß sich da einer einfach nimmt, wonach ihm ist.

Während Opfer eher nur wie stumme Zeugen agieren, können Täter zur Verantwortung gezogen werden, sofern sie denn überhaupt anders gekonnt haben als sie es taten. Reden werden sie zumeist in aller Offenheit kaum. Es scheint, als wären sie

nicht von dieser Welt gewesen, als sie noch taten, was nicht hätte getan werden sollen. Aber man erwartet Antwort von ihnen. Sie sind schließlich diejenigen, die sich etwas Bestimmtes dabei gedacht haben müssen und die aus einem persönlichen Defizit heraus, wie in diesem Fall, ihren absonderlichen Privatwillen nach einer Leib- und Lebenssklavin einfach umgesetzt haben. Nur zu gern würde man sie danach befragen, was sie sich eigentlich *dabei* gedacht haben. — Aber Opfer können in der Regel nicht über die Tat sprechen, Täter haben sich etwas anderes dabei gedacht und die juristische Aufarbeitung solcher Fälle kommt gerade diesem Bedürfnis nicht entgegen, daß die Täter der Öffentlichkeit Rede und Antwort stehen sollten, was sie zumeist gar nicht können.

Am Tag ihrer Flucht wurde zwar noch nach dem Täter gefahndet, bald aber war die Nachricht heraus, daß er sich vor einen Zug geworfen hatte. Da dieser nun nicht mehr Rede und Antwort stehen würde, blieben zunächst noch Spekulationen über mögliche Mittäterschaften und schlußendlich blieb nur noch das Opfer. — Auch diese Ereignisse haben wieder etwas von einem Märchen. Der Unhold ist tot und kann ihr nichts mehr anhaben. Allerdings beginnt dieses moderne Medien-Märchen genau dort, wo gemeinhin die Märchen enden, mit dem Tod des Ungeheuers und dem spurlosen Verschwinden des bösen Geistes als Urheber allen Übels, so daß die Welt flugs darauf wieder in Ordnung kommt, als wäre nichts gewesen.

Anders als in der Märchenwelt verhält es sich jedoch in der Wirklichkeit: Wenn der Täter nicht mehr lebt und wenn, wie in diesem Fall, keine anderen Täter mehr zur Verfügung stehen, an denen sich das öffentliche Moral- und Rechtsempfinden halten könnte, dann muß sich die gesamte Aufmerksamkeit auf das Opfer richten. Alle Teildiskurse, ganz besonders aber der unbefriedigte Täterdiskurs werden weiter fortgeführt und genau damit entsteht eine sehr heikle Konstellation: Der unbefriedigte Täterdiskurs wird sich in Ermangelung eines Tätersubjektes mit einigen seiner Verdächtigungen gegen das Opfer wenden, zunächst, weil sich der Täter selbst nicht mehr zur Rechenschaft

ziehen läßt, dann aber auch, weil immer wieder Mutmaßungen lanciert werden, so etwas wie *diese* Gefangenschaft könne auf Dauer doch wohl ohne Arrangements zwischen Täter und Opfer gar nicht vonstatten gegangen sein. Das ganze Spiel läuft also nach den Regeln eben jener bornierten Rationalität, die sich jeder *Vernunft* einfach entzieht.

12. Vorlesung: 2. Juli 2013

Psychose und Moderne

Eine der ersten Schlagzeilen über den Täter nach meiner Selbstbefreiung lautete: »Die Sexbestie«.¹

Über diesen Teil ihrer Gefangenschaft werde sie allerdings ganz bewußt nicht schreiben und nichts verlauten lassen. Es sei der letzte Rest an Privatsphäre, den sie sich noch bewahren möchte, nach den unzähligen Berichten, Verhören und Fotos. Aber so viel mochte und wollte sie dann doch noch dazu sagen:

In ihrer Sensationsgier lagen die Boulevardjournalisten weit daneben. Der Täter war in vielerlei Hinsicht eine Bestie und grausamer, als man es sich überhaupt ausmalen kann — doch in dieser Hinsicht war er es nicht. Natürlich setzte er mich auch kleinen sexuellen Übergriffen aus, sie waren Teil der täglichen Drangsalierungen, wie die Knüffe, die Fausthiebe, die Tritte im Vorbeigehen gegen das Schienbein. Doch wenn er mich in den Nächten, die ich oben verbringen mußte, an sich fesselte, ging es nicht um Sex. Der Mann, der mich schlug, in den Keller sperrte und hungern ließ, wollte kuscheln. Kontrolliert, mit Kabelbindern gefesselt, ein Halt in der Nacht.²

Innerhalb von zwei Wochen unmittelbar nach ihrer Flucht überstürzen sich die Ereignisse: Bereits kurz nach Bekanntwerden des unwahrscheinlich glücklichen Ausgangs der Entführung von NATASCHA KAMPUSCH ist der unbefriedigte Täterdiskurs im Begriffe, sich unmittelbar am Opfer zu vergreifen. Sie soll als Opfer, als Objekt einer Untat vorgeführt werden. In Ermangelung des Täters soll sie jedoch auch für diesen sprechen.

¹Ebd. S. 187.

²Ebd. S. 187.

Aber als Opfer entspricht sie nicht den Erwartungen und den Täter ersetzen kann sie auch nicht. — Hier stehen ganz offenbar Modellvorstellungen im Hintergrund, die das Verstehen systematisch verhindern, weil sie eine differenziertere Sicht der Dinge gar nicht erlauben.

Anders als die Kinder, denen wir Märchen erzählen, glauben wir selbst ganz und gar nicht an Wunder, Zauberei, an Geister und Götter, die eingreifen ins Geschehen, die uns helfen, hindern oder auch lenken in dem was wir tun oder nicht tun. Wir glauben allenfalls an charakterlose Zufälle aber nicht mehr an Geister, Götter oder Dämonen, die sich etwas dabei gedacht haben. Alle höheren Mächte dieser Tage sind irdischer Natur, sie stützen sich auf Macht und Geld, auf Geld und auf Macht. — Das sind aber Entitäten, mit denen die *Psyche* nichts anfangen kann. Das besagt nichts. Götter und Dämonen waren immer für einen ganz entscheidenden Hintersinn zuständig, von dem sich die *Psyche* eine gewisse Seelenruhe und die *Diskurse* eine gewissen Schicksalsergebenheit versprechen konnten.

Der gegenwärtige *Zeitgeist* verlangt uns inzwischen aber etwas anderes ab, nämlich ohne solche surrealen Motive, ohne Hintersinn und auch ohne Verschwörungstheorie auskommen zu müssen. Wir sollen und müssen aufgeklärt sein oder zumindest uns aufgeklärt geben. Wir sollen daher glauben und so tun, als ob wir es wüßten: Es gibt keine Verschwörungen und auch keine Geister, Dämonen oder gar Götter, die wirklich das ganze Geschehen beeinflussen würden, noch dazu alles hinter unserem Rücken, so daß wir rein gar nichts davon mitbekommen würden. Wer solches behauptet, macht sich verdächtig, nicht ganz zurechnungsfähig zu sein.

Noch immer beruht *Psychologie der Moderne* auf einer frugalen Antipsychologie, stets darauf aus, alle Motive der *Psyche* möglichst klein zu halten. Im Zweifelsfall wird alles, was geistiger Natur sein könnte, schlichtweg verleugnet. Alles soll entseelt sein, auch die *Psyche* soll möglichst nichts Eigenes haben. Da ist es signifikant, wie entgeistert uns inzwischen die Natur, die Welt, die Menschen und auch das Soziale und das Individuelle

vorkommen.

Die *Ökologie* hat den Blick nachhaltig entgeistert. Die vormalige Natur ist zur Umwelt verkommen. Dem Blick und dem Gefühl wurde der letzte Rest dessen genommen, was zuvor noch als Naturschönes, als Erhabenes, als Seelenlandschaft oder auch als beseelte, vielleicht verwunschene oder auch verfluchte Landschaft erfahren werden konnte. Was vorzeiten noch als beseelt erschien, ist inzwischen zur Umwelt degradiert worden, zum Hinterland einer technischen Zivilisation, die nur mit dem Ausbeuter-Blick unterwegs ist. Auch der touristische Blick beutet die Landschaften aus, wenn erwartet wird, bestimmte Ensembles seien zuverlässig darin, die zu erfahrenden Gefühle zu generieren. Bei dieser Reduktion von Natur zur Umwelt und dann weiter zur reinen Ressource wird alles zum Muster ohne Wert. Kein Baum, kein Berg, kein Fluß, keine Landschaft werden da noch ihren eigentümlichen Geist bewahren können. Wir spüren nichts, rein gar nichts mehr, auch dort nicht, wo vor uns noch ganz andere Dichter und Denker gestanden haben müssen, als sie sehr wohl nachweislich noch etwas gespürt haben. — Wir glauben inzwischen mit Gewißheit, daß es keine Geister, keine Hexerei, keine Verschwörung und auch keine Verzauberung geben darf.

Dabei zeigen sich allenthalben Phänomene gerade solcher Klassen, daß es geradezu aberwitzige Verschwörungen gibt, etwa wenn US-Amerika flächendeckend wirklich alles abhört und dabei ganz bewußt keinen Unterschied macht zwischen Freund oder Feind. Man möchte eben die Hegemonie über Information und über die Kommunikation, um die Diskurse selbst wie gewünscht gestalten, lenken und steuern zu können. Es geht nicht um die Abwehr von Terror, es geht um die *Kontrolle der Gedanken*, — um wieder ein weiteres Motiv zu bemühen, das sehr gern von Psychotikern verwandt wird.

Damit kehren aber auch alle vormaligen, längst zu Grabe getragenen Figuren aus dem Horrorkabinett voraufklärerischer Zeiten wie die Untoten wieder zurück. Die Figuren manifester Psychosen, die an sich ungläubwürdige Rede von Gedan-

kenkontrolle, unterirdischen Folterkellern, von unvorstellbaren Verschwörungen und schlußendlich auch von der Auflösung zwischen Menschen und Maschinen, wie sie etwa im staatlich sanktionierten Drohnen-Terror vonstatten gehen, sind inzwischen Wirklichkeit geworden.

Es scheint, als würden alle noch so unwahrscheinlichen und daher eigentlich übertriebenen Ängste doch noch wahr, als wäre der gegenwärtige Zeitgeist selbst von einer manifesten *Psychose* ergriffen worden. Die Prinzipien der Denkökonomie sind ausgehebelt, es muß mit dem schlimmsten gerechnet werden und das bei gesundem Verstand. — Wie Zombies tanzen die Fratzen der tiefsten Ängste um das goldene Kalb einer Informationsökonomie, die ganz offenbar längst schon das Denken selbst kontrolliert. Und es gehört dazu, daß immer alles herunter gespielt wird. — Eine gespenstische Agonie zeigt sich dieser Tage im Netz aller Netze, nachdem bekannt geworden ist, wie leichtfertig im Namen der Freiheit gerade diese verraten und verkauft worden ist.

Es ist schon seltsam, wenn psychotische Figuren von der Wirklichkeit ins Recht gesetzt worden sind, wenn Thriller-Autoren zu seufzen beginnen über Plots, die ihnen niemand abgekauft hätte, wenn sie damit gekommen wären, daß wirklich alles verwandt ist und abgehört wird und daß es nicht etwa um Terroristen geht und schon gar nicht um Kinderpornographie, die auch gern herangezogen wird, um noch mehr Staat im Netz zu legitimieren. Es geht um Orwell 2.0, die Antiutopie des Antikommunisten ist erst wirklich geworden, nachdem der Ostblock längst kollabiert ist.

Der *Schlaf der Vernunft* hat diese Ungeheuer geboren. Alles was an Hintergründen zuvor noch durchaus eine Rolle gespielt hat in unserer Phantasie, ist ins Abseits gedrängt worden. Die Psychotiker sitzen auf Planstellen in den Informationsministerien, die dazu errichtet worden sind, nicht nur abzuhören, sondern die Gedankenströme zu lenken. Das Ziel dürfte sein, überall auf der Welt alle diejenigen zu kennen, auf die es ankommen würde, sollte man sich auch nur aus den entlegensten Gründen

vornehmen, irgendeine Unruhe, einen Umsturz oder auch eine Restitution einzuleiten, zu steuern und genau dorthin zu lenken, wohin die Reise gehen soll, ganz nach eigenen Ermessen.

Der *Schlaf der Vernunft* ist ein Wachtraum, der sehr stark den Schöner–Wohnen–Interieurs entlehnt zu sein scheint. Einfach nur strahlend helle Räume mit nichts darin und wenn, dann allenfalls ein Mobiliar, das selbst wie auf Urlaub scheint, um derzeit zu signalisieren, daß beispielsweise dieser Stuhl hier sich in einer Identitätskrise befindet, die noch nicht abgeschlossen ist.

Übersichtlich sollte die Welt geworden sein, wenn erst die Moderne alles geschleift haben würde, was noch aus der Vergangenheit hervorragt an psychischen Eisbergen, die bekanntlich einiges an Tiefgang aufzuweisen haben. Die spiegelnden Oberflächen moderner Glaspaläste sind das Symbol einer Transparenz, die auf Vexierspiegelspielen beruht. Dabei spiegelt sich der kritische Betrachter einfach nur selbst. Es sind die eigenen Projektionen, denen da begegnet wird, und angeblich spielt sich nichts Entscheidendes im Hintergrund ab. Die Glasmauern geben vor, daß wir in einer offenen, rational nachvollziehbaren Welt leben, in der es eigentlich keine Geheimnisse gibt. Man muß eben nur immer etwas von der Sache verstehen, um die es da gerade geht.

Alles was zählt, soll offensichtlich sein, alles transparent, demokratisch, wissenschaftlich, freiheitlich und diskursiv. Keine Geister, keine Götter, Dämonen oder Hexereien und auch keine verschwörerischen Mächte, die alles und jedes kontrollieren. Wer bisher an so etwas glaubte, wer es sogar lauthals vermutete, machte sich schnell verdächtig, nicht ganz zurechnungsfähig zu sein. — Was sind das für Zeiten, in denen Psychosen vorherrschen? Die herrschende Rationalität des vorherrschenden Zeitgeistes hat inzwischen einen hochgefährlichen Hang zum Totalitären. Die Werte selbst erodieren. Noch wird der Schein gewahrt aber systematisch wird bereits doppeltes Spiel betrieben. Längst ist ein Zynismus am Werk, dem es nicht mehr wirklich auf Glaubwürdigkeit ankommt. Die Standard–Erklä-

rungen sind denkbar einfach: Es kann nicht geben, was es nicht geben darf.

Es sind in der Tat ausgemachte Ungeheuerlichkeiten, die sich da abgespielt haben und die sich auch weiterhin abspielen. Aber schon immer war es die Methode der Wahl, was irritiert mit möglichst starken Tabus zu belegen. Und hier sind Hintergründe, die ungeheuerlich irritieren, im Kleinen wie im Großen: Wo kämen wir denn auch hin, wenn es illegitime Machenschaften und auch illegitime Verhältnisse gibt und wenn diese weiterhin bestehen, weil gar nicht darüber geredet werden kann? — Eben genau dorthin, wo wir gerade stehen: Die Welt fügt sich seit geraumer Zeit immer weniger den üblichen Erwartungen, daß Täter nur täterhaft und Opfer nur opferhaft in Erscheinung treten können. Und sollte es doch einmal vorkommen, daß sich da etwas vermischt und Irritationen darüber aufkommen, dann werden gewisse Zauberformeln bemüht.

In solchen Fällen wird dann über die Köpfe der Opfer hinweg einfach diagnostiziert, warum sie sich nicht erwartungsgemäß verhalten. Sie werden entmündigt und ein weiteres Mal zum Opfer gemacht und dabei wird ihnen nunmehr auch noch die Interpretationshoheit über den eigenen Fall, über die eigene Person und das eigene Leben entzogen.

Sehen und Absehen

Unsere zeitgenössische *Rationalität* verfügt über ein Arsenal von Pseudo-Erklärungen, die allesamt dazu angetan sind, systematisch wegzuerklären, was nicht dem herrschenden Weltbild entspricht. Was nicht sein darf, das nicht sein kann. Und sollte es doch einmal der Fall sein, dann muß eben schnell wieder zum Verschwinden gebracht werden, was nicht vorstellbar sein soll. Man könnte schließlich ins Nachdenken geraten über sich selbst und die vorgegebene Weltanschauung mit ihren Plattitüden. *Sehen* hat es ganz offenbar konstitutiv damit zu tun, von allem absehen zu können, was nicht ins Konzept paßt.

Die Schwarz-Weiß-Malerei herkömmlicher Rationalität be-

trifft eben nicht nur das Verhältnis zwischen Täter und Opfer sondern auch das zwischen Freund und Feind. Die Dinge sind selten so, wie wir sie gern hätten, wie wir geneigt sind, sie uns vor Augen zu führen. Vor allem, was die Hintergründe anbelangt, so gibt es stets wohl weit mehr Anlaß, darüber beunruhigt zu sein, daß unser Denken womöglich gar nicht mithalten kann mit den Phänomenen, wollten wir uns tatsächlich auf die wirklich wirkliche Wirklichkeit einlassen.

Alles was die womöglich tatsächlich dunkleren Hintergründe betrifft, muß daher verängstigen. Alarmglocken schrillen, die *Psyche* gerät schnell in Panik, da sie sich aber nicht mehr den Göttern zuwenden kann, wird der Part ganz diesseitig reinszeniert. Da tritt dann eine betont unterkühlte *Ratio* auf die Bühne der Diskurse um im Brustton der Souveränität zu versichern, sie wüßte Bescheid, hätte sich längst das vielberufene unabhängige Expertenurteil verschafft. Da sei kein Anlaß zur Sorge, nicht der geringste Grund, beunruhigt zu sein.

Dieser Experten-Gestus ist allerdings einer, der rein gar nichts erklärt, sondern vielmehr möglichst alles wegerklärt, was der gewünschten Sicht der Dinge widerspricht. Mit *dieser* Rationalität geht es zu wie beim Hexeneinmaleins in GOETHES Hexenküche aus *Faust I*:

»Du mußt versteh'n!
 Aus Eins mach Zehn,
 Und Zwei laß geh'n,
 Und Drei mach gleich,
 So bist Du reich.
 Verlier die Vier!
 Aus Fünf und Sechs,
 So sagt die Hex',
 Mach Sieben und Acht,
 So ist's vollbracht:
 Und Neun ist Eins,
 Und Zehn ist keins.
 Das ist das Hexen-Einmaleins!«

FAUST sagt ob der seltsam anmutenden Worte:

»*Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber.*«

Aber MEPHISTO klärt ihn auf und wartet mit der ihm eigenen bemerkenswerten, immer zynisch hochgestimmten Menschenkenntnis auf:

»*Das ist noch lange nicht vorüber.*
Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für
Toren.
Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrtum statt Wahrheit zu verbreiten.«¹

Nicht was erklärt wird, sondern was mit einer Erklärung zugleich auch zum Verschwinden gebracht wird, darauf käme es an, wollte sich eine *Vernunft* solcher rein rationalen Vexierspielchen annehmen, eine, die sich darauf versteht, Teilrationalitäten in agonale Konflikte zu führen, auf daß die Diskurse endlich zu dem werden, was sie sein sollten, Meinungsbildungsprozesse, die wirklich offen und nicht korrupt sind. — Und da gibt es mancherlei, was angeführt werden könnte. Was nicht ins Weltbild paßt, wird einfach sehenden Auges wie durch einen Zauberkraft zum Verschwinden gebracht. Es verschwindet nicht wirklich, es kommt aber nicht mehr in Betracht, eben weil es nicht mehr in Betracht kommen soll.

Genau das zeigt sich, wenn etwa vom *Stockholm-Syndrom* gesprochen wird. Es gibt diese seltsame Weise verwunschen zu sein, wenn sich die Opfer mit den Tätern verbünden. So etwas wäre zu anderen Zeiten als Hexerei aufgefaßt worden, wenn jemand dem Willen anderer ausgeliefert ist. Im Märchen würde von einem Zauber, von einer Verzauberung gesprochen, eine Verwandlung, die eben dafür sorgt, daß alles reibungslos

¹Johann Wolfgang von Goethe: Faust. Eine Tragödie. In: Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hamburg 1948ff. Bd. 3, S. 82f.

funktioniert. Eigentlich ist es eine verkehrte Welt aber wenn die Sichtweise selbst umgekehrt wird, dann erscheint das Anormale vollkommen normal.

Rationalitäten sind zu eitel und viel zu spezialisiert, als daß ihnen irgendetwas auffallen könnte, was über ihren beschränkten Horizont hinausgeht. Da braucht es schon weit mehr an Überblick, eben die Stimme einer Vernunft, die allerdings nicht aus dem Munde von FAUST sondern aus dem eines Dämonen sich vernehmen läßt, wenn MEPHISTO erläutert:

*Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrtum statt Wahrheit zu verbreiten.*¹

Wer sich auf Teilrationalitäten verläßt ohne Gespür dafür, daß mit jedem Blick, mit jeder Hinsicht auf etwas, mit jeder Art auszulegen, zu verstehen und auszudeuten immer auch ein Akt verbunden ist, manches andere, was vielleicht sehr viel relevanter sein würde, aus dem Blick zu verlieren, sollte sich nicht wundern. Es ist verkehrte Welt, es ist bereits ein seltsamer Zauber, der über allem liegt, wenn alles, was nicht in den Kram paßt, einfach nur unter Kuratel gestellt wird, weil nicht sein darf, was nicht sein kann.

So wird dann auch ein ganz klarer Unterschied zwischen Opfer und Täter, zwischen Freund und Feind erwartet und keinerlei Kooperation, kein Vertrauen, schon gar nicht ein illegitimes Verhältnis. So etwas verunsichert, macht Angst, weil es ausgeschlossen wurde aus der vorherrschenden Sicht, wie die Welt zu sein und wie sie auch zu erscheinen hat.

Irgendetwas stimmt mit der Modellierung ganz und gar nicht. Die Konsequenz wäre daher eigentlich eine Kritik dieser Modellvorstellung aber genau das wird vermieden. Stattdessen werden Erklärungen bemüht, die das, was die Weltbilder stört, zum Verschwinden bringen. Man erklärt einfach für irrelevant, was relevant wäre aber nicht relevant sein soll.

¹Ebd.

Sie machten mich... mit einem kleinen Wort zum zweiten Mal zum Opfer. Sie sagten nur ›Stockholm-Syndrom‹.¹

Dagegen versucht sich NATASCHA KAMPUSCH folgendermaßen zu verwehren:

»Unter dem Stockholm Syndrom versteht man ein psychologisches Phänomen bei dem Opfer von Geiselnahmen ein positives emotionales Verhältnis zu ihren Entführern aufbauen. Dies kann dazu führen, daß das Opfer mit den Tätern sympathisiert und mit ihnen kooperiert« — so steht es im Lexikon. Eine kategorisierende Diagnose, die ich entschieden ablehne. Denn so mitleidsvoll die Blicke auch sein mögen, mit denen dieser Begriff aus dem Handgelenk geschüttelt wird, der Effekt ist grausam: er macht das Opfer ein zweites Mal zum Opfer, indem er ihm die Interpretationshoheit über die eigene Geschichte nimmt — und die wichtigsten Erlebnisse darin zum Auswuchs eines Syndroms macht. Er rückt genau jedes Verhalten, das maßgeblich zum Überleben beiträgt, in die Nähe des Anrühigen.

Die Annäherung an den Täter ist keine Krankheit. Sich im Rahmen eines Verbrechens einen Kokon der Normalität zu schaffen ist kein Syndrom. Im Gegenteil es ist eine Strategie des Überlebens in einer ausweglosen Situation — und realitätsgetreuer als jene platte Kategorisierung von Tätern als blutrünstige Bestien und Opfern als hilflose Lämmer, bei der die Gesellschaft gerne stehen bleibt.²

Bornierter Rationalismus

Unsere konsequent rationalistische Weltsicht bereitet uns diese Probleme. Anders als in den Märchen werden in der Deutung der Wirklichkeit immer nur ganz bestimmte Modellvorstellungen zu Grunde gelegt, vor allem solche, in denen tatsächli-

¹Ebd. S. 195.

²Ebd. S. 176.

che *Psychologie* auf ein Mindestmaß reduziert worden ist. Es soll nichts geben, schon gar nichts Psychologisches, das ängstigen könnte. Erklärungen werden gegeben, denen es mit ihrem Schwarz-Weiß-Denken aber gar nicht möglich ist, auch kompliziertere Verhältnisse noch nachvollziehen zu können. In Wahrheit wird noch immer einfach nur geglaubt. Die eigentliche Leistung viele solcher Formeln liegt in ihrer Zauberkraft, sie bringen einfach zum Verschwinden, was nicht ins Weltbild paßt.

Wir können es ohnehin mit der Wirklichkeit selbst nicht aufnehmen. Dazu ist die Welt einfach zu komplex. Aber die Muster unserer Wahrnehmungsweisen sind kaum ein Deut besser als die der Vormoderne, als noch mit Hexerei, als noch mit dem Eingreifen der Götter gerechnet wurde. Die Leistung der zeitgenössischen *Rationalität* besteht ganz offenbar eher darin, die Möglichkeit zwielichtiger Phänomene selbst in Abrede zu stellen. Das mag vorerst beruhigen, so wie auch das Pfeifen im Dunkeln beruhigende Wirkung haben soll.

Auf Dauer ist ein solcher Rationalismus allerdings nichts weiter als Etikettenschwindel. Solche Rationalität ist zutiefst irrational, weil sie sich ex negativo von Wahnvorstellungen lenken läßt. Während andere Zeitgeister noch an dunkle Mächenschaften, hintergründige Manipulationen und an die Existenz illegitimer Verbindungen glaubten, besteht die Leistung unserer Rationalität ganz offenbar nur darin, so etwas kategorisch auszuschließen. — Es wäre an der Zeit, der eigenen Sprache einen differenzierteren Ausdruck abzuverlangen. Die rationale Weltdeutung hat dagegen ein denkbar borniertes Rezept, es wird einfach nur geleugnet, was nicht ins Konzept paßt.

Gegen diesen bornierten Rationalismus gehen *Märchen und Mythen* mit guten Gründen vor. Es >gibt< eben tatsächlich diese seltsam bindenden Zauberkräfte, die es beispielsweise einem Menschen nicht erlauben, sich auf sich selbst zu besinnen. Daher wäre es angebracht, näher nachzuvollziehen zu können, wie ein solcher Identitätsverlust tatsächlich vonstatten geht, so daß auch unwahrscheinliches Verhalten durchaus denkbar und nachvollziehbar wird. Es geht eben zu, als würde tatsächlich

so etwas wie ein Zauber, ein Fluch oder ein Dämon über einer *Psyche* schweben, um sie zu etwas zu bewegen, das eben unter ›normalen‹ Umständen geradezu ausgeschlossen wäre.

Die in Mythen und Märchen verdichteten Motive der Psychologie sind selbst aber kaum mehr präsent in der vorherrschenden Weltanschauung. Unsere Erklärungsversuche sind weit unter Niveau. Wir sind nicht in der Lage, uns in die Lage versetzen, auch außerordentliche Konstellationen wie etwa solche paranormalen illegitimen Verhältnis zwischen Opfern und Tätern eingehender nachzuempfinden, sie eben nicht einfach nur auf der Grundlage von naiver Schwarz-Weiß-Malereien verstehen zu müssen.

Es ist schon auch selbst wieder phänomenal, mit welcher Selbstverständlichkeit erwartet wird, wie sich ein Opfer zu geben und zu äußern habe. — Sie sei in den Jahren nach ihrer Selbstbefreiung vorsichtiger geworden mit Äußerungen darüber, daß auch im Bösen zumindest für kurze Augenblicke noch so etwas wie Normalität,

*ja sogar gegenseitiges Verständnis möglich ist. Das ist es, was ich meine, wenn ich davon spreche, daß es weder in der Realität noch in Extremsituationen entweder Schwarz oder Weiß gibt, sondern winzige Abstufungen den Unterschied machen.*¹

Stattdessen seien gerade die Nuancen dazwischen äußerst entscheidend, wird zu Bedenken gegeben. Sie sei den Stimmungsschwankungen des Täters oft zuvorgekommen und habe immer wieder an sein Gewissen appelliert:

*Indem ich ihn als Mensch sah, mit einer sehr dunklen und einer etwas helleren Seite, konnte ich selbst Mensch bleiben. Weil er mich so nicht brechen konnte.*²

Die Nachsätze sind allerdings stets interessant, die auf solche Sequenzen folgen, in denen sie eingesteht, wieviel sie hat

¹Ebd. S. 193.

²Ebd. S. 192.

zugestehen müssen und wo sie ihm dann doch Grenzen gesetzt hat, ihre Grenzen.

Darüber sei sie anfangs erstaunt gewesen, daß sie als Opfer zu solchen Differenzierung fähig sei. Die Gesellschaft aber, in der sie nach ihrer Gefangenschaft gelandet sei, könne nicht die kleinste Nuance zulassen.

Verbrechen wie jenes, das an mir begangen wurde, bilden das grelle, schwarzweiße Gerüst für die Kategorien von Gut und Böse, an dem sich die Gesellschaft aufrecht hält. Der Täter muß eine Bestie sein, damit man selbst auf der guten Seite stehen kann. Man muß sein Verbrechen ausschmücken mit Sado-Maso-Phantasien und wilden Orgien, bis es so weit entrückt ist, daß es mit dem eigenen Leben nichts mehr zu tun hat.

Und das Opfer muß gebrochen sein und es auch bleiben, damit die Externalisierung des Bösen funktioniert. Ein Opfer, das diese Rolle nicht annimmt, personifiziert den Widerspruch in der Gesellschaft. Man will das nicht sehen. Man müßte sich mit sich selbst beschäftigen. Deshalb löse ich in manchen Menschen unbewußt Aggressionen aus.¹

Allerdings ist die Ausgangslage in den Tagen nach ihrer Flucht ausgesprochen heikel. Der Täter ist tot, die voyeuristischen Ambitionen können also gar nicht mehr erwartungsgemäß bedient werden. Sie ist die Einzige, die überhaupt noch greifbar ist. Und da sich die Gesellschaft eher im Täter spiegeln möchte, kommen Grauwerte ins Spiel.

Das Opfer soll stellvertretend für den Täter sprechen, aber je mehr sie sich darauf einläßt, umso schlimmer wird es für alle, denen an einer einfachen Welt gelegen ist. — Wenn sie dann als Opfer auch noch Verständnis für den Täter signalisiert, dann entsteht dieser ungeheuerliche Verdacht: Sie wäre eigentlich kein ›richtiges‹ Opfer, das alles könne *so schlimm* gar nicht gewesen sein. Sie habe vieles wohl einfach nur inszeniert, um

¹Ebd. S. 194.

ganz groß rauszukommen und vor allem, um damit Geld zu verdienen.

Das öffentliche Urteil in solchen Angelegenheiten fällt innerhalb von zwei Wochen. Wie weiland im CIRCUS MAXIMUS kommt es einzig darauf an, ob schlußendlich der Daumen des Publikums nach oben oder nach unten zeigt. Daher sind solche Konstellationen so heikel. Die Würfel sind bereits gefallen, noch bevor die öffentliche Demontage beginnt. Dann wird nur noch vorgeschoben, was angeblich den Ausschlag gegeben haben soll, tatsächlich ist es aber eine Melange aus Gefühlsschwankung und Machtbewußtsein, das sich in den Diskursen zum Ausdruck bringt.

Immerzu wird der Eindruck erweckt, hinter alledem stünde eine Rationalität, die auf nachvollziehbare Weise tatsächlich den Ausgang solcher Diskurse bewirkt. Das ist allerdings mitnichten der Fall, denn der tatsächliche Verlauf von *Diskursen* ist im wesentlichen abhängig von ihrer Inszenierung. — Von Manipulation zu sprechen wäre übertrieben, denn der Verlauf solcher Prozesse ist eher abhängig von den Mustern, die da jeweils bemüht und bedient werden. Wer damit geschickt umzugehen versteht, kann allerdings den Verlauf solcher Prozesse ganz entscheidend beeinflussen.

Das macht dann auch das Projekt des US-amerikanischen Geheimdienst-Imperialismus so bedeutend. Wer im Zweifelsfall über die nötigen Informationen verfügt, die nur gestreut werden müssen, um Freunde gegeneinander aufzubringen und um Feinde dazu zu bewegen, sich zu verbünden, kann spielen mit der Welt wie nur Götter mit Menschen spielen können. — Es ist nur zu befürchten, daß sich die Götter mehr dabei gedacht haben, als sie noch aktiv in die Menschheitsgeschichte eingegriffen haben ...

Den Diskurs wie einen Tiger reiten

Die Konstellation war dementsprechend heikel in jenen Tagen kurz nach der Flucht, die Würfel waren noch nicht gefallen.

Es ist daher für Diskursanalytiker stets äußerst interessant, hinter die Kulissen zu blicken und zur Kenntnis zu nehmen, wie beispielsweise DIETMAR ECKER, der ad hoc engagierte Medien-Berater von NATASCHA KAMPUSCH die Situation seinerzeit rückblickend schildert. — Der Druck sei enorm gewesen, bekundet er in einem Interview mit der Hamburger ZEIT:

Manche Journalisten sagten: »Wir meinen es nicht böse, aber werden so lange Fotografen zu Frau KAMPUSCH schicken, bis wir das erste Foto haben. Und auch die passende Geschichte dazu werden wir finden!«¹

NATASCHA KAMPUSCH hatte sich allerdings längst selbst auf diese Rolle vorbereitet. Sie habe von sich aus Interviews geben wollen und ursprünglich hat ECKER ihr vorgeschlagen, diese vor allem mit Qualitätsmedien zu führen. Dann aber habe sich urplötzlich eine Soap-Opera entwickelt,

wie wir sie seit LADY DI nicht mehr erlebt hatten. Ich mußte verhindern, daß Frau KAMPUSCH auf der Straße angespuckt wird. Im britischen Boulevard stand schon, sie sei schwanger, hätte eine Affäre mit ihrem Entführer gehabt. Wiener Journalisten fragten: »Na, hat die nicht vielleicht ein Gspusi gehabt mit diesem PRIKLOPIL?« Die so genannten seriösen Medien luden Experten ein, die den Zustand des Mädels öffentlich analysierten. Frau KAMPUSCH konnte nachlesen, ob sie nun wirklich am Stockholm-Syndrom litt. Das war doch zum Kotzen.²

ECKER habe dann zunächst mit seriösen Medien verhandelt, die aber schnell signalisierten, sie brächten in dieser Sache nicht wirklich gute Honorare zusammen und so blieb dann nur der Boulevard.

Die Herausgeber von NEWS und KRONE sagten: »Dietmar, was braucht das Müdel? Was können wir tun? Braucht sie einen Job, eine Ausbildung?« NEWS und

¹ Wurde sie erpreßt? Interview mit Medienberater Dietmar Ecker. In: Die Zeit, vom 14.09.2006; Nr. 38.

² Ebd.

KRONE haben schließlich ein schönes Packerl gemacht und ihr finanzielle Grundversorgung, Job und die dringend benötigte Wohnung geboten. Aber bitte mißverstehen Sie mich nicht. Ich sage nicht: »Super, ich habe für das Mädlel viel herausgeholt.« Ich habe genug Distanz zu mir, um zu wissen, welch abenteuerlicher Grenzgang das war.¹

Es ging also darum, den Tiger zu reiten, sich der Medien und insbesondere des Boulevards zu bedienen, um den Hype für sich arbeiten zu lassen und dem Diskurs einen Verlauf zu geben, der anders als üblich sein sollte. Genau das ist schließlich auch das Geschäft eines Medien— und Imageberaters wie DIETMAR ECKER.

Auf der Internetpräsenz der Schweizerischen Kommunikationsberatung ›Knill+Knill‹ findet sich wiederum eine kollegiale Aufbereitung der Strategie des Kampusch-Beraters. In einem Kommentar vom 15. September 2006 werden uns weitere Einblicke in die Hintergründe gegeben:

Ein Artikel Spiegel 37/06 ist aufschlußreich. Wir erfahren, wie ECKER seine Klientin für den Fernsehauftritt vorbereitet hat. Der Zeitpunkt sei genau geplant worden, denn ECKER weiß, wie die Medien ticken. Der öffentliche Meinungsbildungsprozeß findet in der Regel zwei Wochen nach einem Ereignis statt. Zu diesem Zeitpunkt entscheide die Öffentlichkeit, ob sie eine Person sympathisch finde oder nicht, ob sie ihr Bild möge oder nicht. Deshalb mußte ECKER das Interview genau in dieser Zeitspanne organisieren. Die Öffentlichkeit wollte endlich ihr Gesicht sehen. Hätte man die Person länger versteckt, so hätten sie die Paparazzi gejagt wie LADY DI.²

ECKER ließ das Ganze in eine, d. h. — in seine gewünschte Richtung — ablaufen: Nach dem Interview würden alle Me-

¹Ebd.

²Knill+Knill Kommunikationsberatung: Hellseher die schwarz malen. Teil I. 9. September, 2006. Darin: Nachtrag vom 15. September 2006: Der Medienberater und Natascha Kampusch. Siehe: @ rhetorik.ch.

dien das Interview kommentieren, analysieren und die Bilder nachdrucken. NATASCHA würde sodann bis in alle Details ausgeleuchtet, auch von Psychologen und Experten (was dann tatsächlich auch der Fall war!).

ECKER wußte ebenfalls: ›Die Omis werden dann weinen und die Leute werden NATASCHA lieben!‹ ECKER kannte die Gesetzmäßigkeiten von Soap Opern. Kommentar: Auch wir finden aus unserer Sicht, daß der Zeitpunkt des Interviews richtig gewählt worden war, denn die ersten heimlich aufgenommenen Handy-Fotos haben dazumal bereits kursiert und wurden in Wien für 14'000 Euro angeboten.¹

Sie war allerdings vorgewarnt. Sie wußte längst, was da auf sie zukommen würde. — Im März 2004 hatte sie im Keller über Monate den Prozeß um den belgischen Serienmörder MARC DUTROUX am Radio und im Fernsehen verfolgt. Im August 1996 war dessen Haus gestürmt worden. Zwei Mädchen konnten noch befreit werden, die zwölfjährige SABINE DARDENNE und die 14-jährige LAETICIA DELHEZ. Vier weitere Mädchen waren nur noch tot aufgefunden worden.

Sie verfolgte diesem Prozeß und zog daraus ihre Lehren gezogen, daß man Opfern von Gewaltverbrechen nicht immer Glauben schenke, und daß Mitleid und Empathie den Opfern keineswegs unbegrenzt entgegen gebracht würden, sondern schnell in Aggression und Ablehnung umschlagen könnten. — Ganz besonders identifiziert sie sich mit einem der Opfer, mit SABINE DARDENNE, die sich ebenfalls nicht erwartungsgemäß verhielt, als sie vor Gericht nicht ausgesagte, was von ihr erwartet wurde. Im Radio hörte sie dann von den Schmähungen, denen SABINE DARDENNE ausgesetzt war.

Seinerzeit herrschte die Überzeugung vor, DUTROUX sei kein Einzeltäter, sondern habe im Auftrag eines großen Netzwerks bis in die höchsten Kreise gehandelt. Das war der Plot der Wahl: Die Gesellschaft in Belgien wünschte sich ganz offenbar bei dieser Gelegenheit eine Skandal, der selbstverständlich bis

¹Ebd.

in die höchsten Kreise reichen sollte. Aber auch dieses Opfer verhielt sich nicht erwartungsgemäß: SABINE DARDENNE bestand darauf, außer DUTROUX niemanden gesehen zu haben. — Seinerzeit habe sie dann auch erstmals den eigenen Namen im Radio gehört ...

Fragen der Optik

Die herkömmliche *Ratio* arbeitet nur zu gern mit Zaubersprüchen. Es gibt vielerlei Stegreifformeln, die nichts begründen und schon gar nicht irgend etwas nachvollziehbar machen, die aber immer wieder alles wegerklären, was auch nur im geringsten irritieren könnte. Das ist gelebte Unvernunft, es ist der Ausdruck eines gläubigen Unglaubens, weil wie zu anderen Zeiten auch, stets die vorherrschende Weltansicht nur durch solche Glaubensbekenntnisse schlußendlich immer wieder blendend daraus hervorgeht.

Wir glauben nur zu gern an die wundersame Kraft ganz bestimmter Erklärungsmuster, die nicht einfach nur etwas erklären sondern zugleich mit ihrer Erklärung alles, was nicht erklärt werden kann, einfach zum Verschwinden bringen. — Theorien machen die Welt nicht nur verstehbar. Sie interpretieren nicht nur, was gesehen wird, sie schreiben vielmehr vor, was wie gesehen werden soll. Damit aber erschaffen sie die Welt selbst, indem sie vorentscheiden, daß und wie wir sie sehen, wie wir sie sehen sollen.

Alles andere wird wegerklärt. Dabei wird die eigene Wahrnehmung und damit alles, was auf eine bestimmte Weise gesehen wird immer im Sinne einer ganz bestimmten Ordnung vorstrukturiert. Die Welt, die Wirklichkeit, ja vor allem die vielberufene ›Realität‹ kann dann gar nicht mehr anders, sie muß im Auge des Betrachters genau so erscheinen, wie sie vorgestellt wird.

Wir kommen allerdings ums Konstruieren nicht herum. Wir können es nicht mit der Wirklichkeit selbst aufnehmen, daher muß konstruiert werden. Auch die Kritik einer Konstruktion ist wieder nur ein Konstrukt. — Ein Skandal ist es nur, daß nicht

selten gerade die naivsten Sichtweisen und der Glaube daran zur ›Realität‹ erklärt werden. Alles, was nicht ins System naiver Kalküle paßt, wird einfach geleugnet. Es soll nicht zählen, was nicht zählen soll.

Die Metaphorik vom *Sehen* hat sich seit Anbeginn der Neuzeit beträchtlich gewandelt. Weit wichtiger als die umstrittene Laufbahn der Planeten ist aber der metaphorische Einfluß, den die geschliffenen Linsen auf unser *Sehen* als Ansichtssache seither ausgeübt haben. Die *Optik* hat unsere Vorstellung vom *Sehen* gleichsam umgedreht. Es ist nicht selbstverständlich sondern vielmehr kontraintuitiv, daß wir angeblich passiv nur spiegeln, was in unser Blickfeld gerät.

Vorzeiten war der Blick noch etwas ganz anderes. Es gingen Sehstrahlen von ihm aus und zweifelsohne konnten Blicke wie die der MEDUSA töten. Diese urtümliche Vorstellung von einer Kraft, die dem Blick innewohnt, von einer Macht, die die Dinge selbst verändern kann, indem sie einfach nur auf eine bestimmte Weise darauf blickt, hat erkenntnistheoretisch allerdings noch immer sehr viel mehr Berechtigung als das metaphorisch der Optik entlehnte Modell vom passiven Sehen. — Unser *Erkennen* ist nicht wie das eines Spiegels, der allenfalls seitenverkehrt wiedergibt, was sich in ihm nur spiegelt, der bündeln oder streuen kann, was real in der Welt um ihn herum so alles vor sich geht.

Der menschliche Blick ist anders als der von Tieren. Während Tiere die Objekte ihrer Umwelt einfach nur wahrnehmen oder nicht wahrnehmen, während sie selektieren und sich einfach nur verhalten, interpretieren wir, was wir sehen auf eine vielschichtig voreingenommene Art und Weise. Noch bevor wir überhaupt irgendetwas zu Gesicht bekommen, brauchen wir schon eine Theorie, eine Sichtweise, eben Anhaltspunkte, die uns sagen, was wir warum und wozu nun hier vor Augen haben sollten.

Noch bevor unser Blick irgendetwas erfaßt, ist die Welt, in der das geschieht, schon längst mental in eine bestimmte Ordnung überführt worden. Es ist wie im Märchen vom *Aschenbrödel*: Um zu verhindern, daß die Stieftochter auf dumme Gedanken

kommt und womöglich selbst auf dem Ball des Prinzen als Anwärterin auf den Thron im Schloß auftauchen könnte, wird sie beschäftigt mit einer bewußt erstellten Fleiß-Aufgabe. Sie soll Erbsen und Linsen wieder vom Boden aufsammeln, um sie fein säuberlich in das eine und das andere zu trennen.

In ihrer Borniertheit liebt unsere *Ratio* gerade solche Geduldsspiele. Sie knobelt nur zu gern, weil sie weiß, daß zwar etwas geschehen aber nichts vorgefallen kann, wenn immer nur Regeln angewandt aber in ihrer Vernünftigkeit selbstverständlich nicht hinterfragt werden. Und dann wird sortiert: Die guten Phänomene kommen ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen, was eben bedeutet, daß sie gar nicht in Frage kommen, überhaupt zur Kenntnis genommen zu werden. Sie sind inexistent. Unsere *Ratio* operiert vor aller Augen nach dem Prinzip: *Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.*

Mit *Vernunft* hat das gar nichts zu tun, mit *Wissenschaft* auch nicht, diese ist vielmehr immer häufiger mit von der Partie in den aberwitzigen Spielen bei der Inszenierung einer verkehrten Welt, wie sie eigentlich nur im Märchen vorkommen kann.

Wir sehen alles immer nur unter Vorbehalt, wir sind in der Regel nicht offen, sondern voreingenommen von dem, was im Vorfeld zuvor für relevant und für irrelevant erklärt worden ist. Eine tatsächliche Erklärung, warum nun gerade *diese* Sichtweise ausschlaggebend sein soll und keine andere, wird nicht gegeben. Die vorbehaltlose, unvoreingenommene, offene Sichtweise, die methodisch vielleicht noch gar nicht entschieden ist, wird zum verbotenen Blick hinter die Kulissen, sie wird zur verbotenen Frucht in der Mitte des Gartens unserer späten Zivilisation.

Es sind Denkwände im Spiel, denen sich die meisten willenlos unterziehen. Da müßte die Kritik auch schon sehr selbstbewußt sein, wollte sie dagegen antreten. Die Begriffe selbst werden verboten, wenn Vorstellungen mit ihnen verknüpft werden können, die unerwünscht sind. Ganze Klassen von Phänomenen sollen sich daraufhin gar nicht mehr zeigen dürfen, also werden sie wortlos gemacht und dann bleiben sie stumm.

Wir sind auf Theorien, Konstruktionen, Modellvorstellungen

und auf kritische Begriffe und auf komplexe Anschauungsweisen angewiesen, um überhaupt irgendetwas sehen, wahrnehmen und in seiner Existenz deuten zu können. — Wer daran dreht, ob es gleich ein ganzer *Zeitgeist* ist, Geheimdienste oder Medien-Berater, die sich daran zu schaffen machen, vielleicht auch eine PR-Agentur, die das Image einer Firma, einer Person des Öffentlichen Lebens oder auch eines Schlagerstars »pflegt«. Wer sich darauf versteht, die Emotionen hinter diesen Pseudo-Rationalitäten gut zu bedienen, hat ganze Diskurse, ganze Wirklichkeiten in der Hand, weil alles eben dann nur noch eine Frage der Inszenierung ist.

Und so unterteilt der erste Blick die Welt bereits in relevante und irrelevante Faktoren. Die Antwort auf die Frage, warum wir eigentlich so oft immer nur ganz bestimmte Erklärungsmuster bevorzugen, ergibt sich daher fast wie von selbst: Es erscheinen uns bestimmte Antworten stets dann sehr viel relevanter, wenn sie möglichst viel auf einmal erklären und dabei alles andere was stört, wie von Zauberhand zugleich mit wegerklären können.

Gewünscht werden möglichst einfache und vor allem beruhigende Antworten und möglichst wenig von dem, was überhaupt verunsichern könnte. Die Psychologie dieser Moderne verfolgt die Methoden einer Antipsychologie, es wird möglichst abgestritten, daß überhaupt irgendetwas in und an der *Psyche* relevant sein kann mit Ausnahme von alledem, was als therapiebedürftig eingeschätzt wird.

Die *Psyche* selbst darf nichts wollen, wünschen, nicht quer liegen zu dieser Welt. Daher dieser ominöse Hang zu möglichst materialistischen Erklärungen vor allem in Angelegenheiten der *Psyche*. Alles muß möglichst stofflich verursacht sein, dann läßt es sich auch stofflich manipulieren. Alles aber was *geistig* ist und sich nicht stofflich angehen läßt, ist ... des Teufels.

Unsere *Diskurse* sind ständig damit befaßt, die Ordnung der Welt in den Köpfen immer wieder neu zu vermessen. Die Welt existiert eben nur in unserer Vorstellung und es wird auch nur das wahrgenommen, was den Modellvorstellungen entspricht. Und daran, was wir uns wie vorzustellen haben, arbeiten ganze

Industrien von Weltbildproduzenten. — Im Märchen sind es Zauberer, die alles beherrschen und Hexen, die alles verhexen. Im Märchen würde es gerade den Kindern aber auch seltsam vorkommen, wie es nur sein kann, daß sich Erwachsene so viel vormachen lassen ohne auch nur im geringsten argwöhnisch zu werden.

Das alles mag damit zusammenhängen, daß wir in der Regel eben nicht *Phänomenologie* betreiben und uns daher auch nicht systematisch auf die Suche nach zwei- oder mehrdeutigen Phänomenen begeben. Es braucht schon gute Gründe, sich systematisch selbst zu verunsichern und die Phänomene möglichst selbst sprechen zu lassen. In der Regel wird genau umgekehrt verfahren: Es werden eben nicht Lösungen für Probleme gesucht, sondern es sind gefundene Lösungen vorhanden, für die nur noch die dazu gehören Probleme kreierte werden müssen.

Viele unserer landläufigen Erkenntnisweisen sind eigentlich wie Muster ohne Wert. Aber das fällt nicht auf, weil wir nicht die einzigen sind, die an sie glauben. Wir wenden sie tagtäglich an. Ganze Lebens- und Arbeitswelten wurden geschaffen nach solchen Mustern. Aber am Anfang stehen eben nicht die Phänomene selbst, sondern mustergültige Erklärungen. — Erst sind die Lösungen da, dann werden erst die dazu erforderlichen Probleme geschaffen. Und da es sehr viele Lösungen gibt, warten viele noch auf ihre Anwendung. Das ist mehr als nur ein Zeichen für magisches Denken, das sind Vorstellungsweisen, die tatsächlich bereits auf Magie beruhen.

Die Welt soll verzaubert sein und es auch bleiben. Daher muß sie immer wieder neu eingesponnen werden mit den Spinnfäden von Geschichten, Anschauungsweisen und mit Theoremen, mit denen erst so etwas wie eine Vorstellung des Ganzen als etwas wohlgeordnetes und vertrauenswürdigen in den Blick kommen kann. Stets sind daher unendlich viele Lösungsmöglichkeiten vorhanden, nur die Zahl der Probleme ist begrenzt. Der Wettbewerb unter den Antworten ist abhängig davon, welcher Erklärung es gelingt, möglichst viel von der Welt für sich zu beanspruchen. Und dabei sind nach wie vor solche Theorien

erfolgreicher als andere, die die Welt nicht nur unterteilen sondern auch säubern können von alledem, was darin unheimlich ist.

Auf eine ganz bestimmte Unheimlichkeit im Verhältnis zwischen Opfern und Tätern zielt dann auch von Anfang die Zauberformel vom *Kopenhagen-Syndrom*, in Szene gesetzt von hochmögend inszenierten Experten, die sich als dienstbare Geister erweisen, die gegebene Einordnung der Welt wieder einmal zu retten. Da müssen dann eben alle Phänomene, die aus der Rolle fallen, wegerklärt werden. Nur zu gern werden daher solche Zaubersprüche bemüht, wird doch damit die naive Sicht auf die Welt ein für alle Mal gerettet.

Es gibt eben doch nur das eine oder das andere. Die Formel dient der Rechtfertigung üblicher Dichotomien. Die Differenzen zwischen Täter und Opfer, zwischen Freund und Feind, Mann und Frau oder auch die zwischen Krieg und Frieden sollen sich nicht überlagern. — Täter sollen einfach nur Täter, Opfer sollen einfach nur Opfer sein und es auch bleiben. Wo nicht, dort müssen kräftigere Formeln her, die alles, was nicht ins Bild paßt, einfach nur wieder wegerklären, als sei da nichts, was sonst noch der Rede Wert wäre.

Nun ist aber mit NATASCHA KAMPUSCH ein vormaliges Opfer an die Öffentlichkeit getreten, bei der es sich von Anfang an nicht um ein typisches Opfer handelte. Sie hat ganz bewußt von Anfang an die ihr angetragene Maskierung verweigert, um eine ganz andere, ihre eigene Rolle zu spielen. *Der Täter war tot — es gab keinen Fall PRIKLOPIL. Ich war der Fall: der Fall NATASCHA KAMPUSCH.*¹

Die Anteilnahmen, die einem Opfer entgegen gebracht wird, sei allerdings trügerisch, schreibt sie gegen Ende ihrer Biographie:

Man liebt das Opfer nur, wenn man sich ihm überlegen fühlen kann. (...) Nun war ich draußen, und man wollte genau das sehen: einen gebrochenen Menschen, der nie mehr aufstehen wird. (...) Man wollte von mir

¹Ebd. S. 279.

nicht hören, daß es kein absolutes Böses gibt, kein klares Schwarz und Weiß. (...) Sobald ich begann, ein differenzierteres Bild vom Täter zu zeichnen, verdrehte man die Augen und sah weg. Es berührt die Menschen unangenehm, wenn ihre Kategorien von Gut und Böse ins Wanken geraten...¹

Verstehen und Verantwortung

Verstehen geht individuell vonstatten, was aber nicht so banal ist, wie es erscheint. Es bedeutet zugleich, daß auch die Art und Weise durchaus individuell unterschiedlich ist. Es bedeutet mehr noch, daß ein Jeder für das eigene Verstehen selbst einstehen muß.

Wenn aber Jeder das eigene Verstehen selbst zu verantworten hat, weil wir uns immer nur auf *unsere* Weise von etwas überzeugen können. Dann sollten wir uns dabei auch die Freiheiten nehmen, die damit verbunden sind, die uns daher auch zustehen. Wenn wir schon die Verantwortung tragen dafür, ob und wie wir jeweils im Bilde sind, dann sollten wir uns nicht freiwillig in Abhängigkeiten begeben. Nur zu denken was anderen bedenkenswert erscheint, nur zu urteilen wie auch andere urteilen, kann nicht hinreichend sein. Wir bleiben oft daher weit hinter unseren Möglichkeiten zurück.

Wenn wir für unser Verstehen selbst verantwortlich sind, dann sollten wir uns auch das Recht zugestehen, unsere Perspektiven, unsere Sicht der Dinge selbst zu wählen. Wer die *Kunst des Zuschauers* beherrschen möchte, tut gut daran, systematisch auf Distanz zu gehen, wenn mit Empfindsamkeit angeblich authentische Gefühle zum Ausdruck gebracht werden. Dann geht es um Gefühls-Politik, nicht mehr nur die Sachen selbst.

Die öffentliche Meinungsbildung genügt nicht den Anforderungen einer Urteilskraft, die schon wissen sollte, was sie da tut. Anstatt sich sachkundig zu machen, werden die Sachen von hinten her aufgezümt, begonnen wird mit dem Urteil. Bedient

¹Ebd. S. 279ff.

werden nur die Attitüden einer öffentlichen Meinungsbildung. Anstelle von Information wird oft nur Stimmungsmache betrieben. Selbst wird sehr oft kaum nachgedacht, stattdessen werden sehr schnell Wertungen eingesetzt und sobald diese mustergültig wirken, werden Emotionen inszeniert, um damit das Ergebnis langwieriger Orientierungsprozesse einfach nur zu simulieren.

Moralin ist allerdings mehr als dieser ungemein klebrige Schleim, mit dem man es zu tun bekommt, wenn unter dem Vorwand geheuchelter Mitgefühle auf Voyeurismus gesetzt wird. *Moralin* ist eine extrem gefährliche Variante gemeinschaftlicher Selbstverdummung. Man bringt sich und andere systematisch um den Verstand, um das, was uns eigentlich ausmacht, die Vielfalt der Perspektiven. Lieber überläßt man die letzte Integrationsebene im Urteil irgendeinem Kollektiv und unterwirft sich der herrschenden Meinung. So wird die eigene Urteilskraft eingebüßt, wenn dort, wo alle Fäden zusammenlaufen müßten, gar keine individuellen Anstrengungen unternommen werden, sich selbst ein eigenes Urteil zu bilden.

13. Vorlesung: 9. Juli 2013

Wenn Märchen ihren Anfang nehmen

Die Konstellationen, wie sie am Anfang vieler Mythen und Märchen stehen, sind häufig mehr als unerträglich, zudem erscheinen sie auch unentrinnbar und vor allem unveränderbar. Die späteren Helden müssen erst ganz allmählich zu sich kommen. Zumeist ahnen sie selbst nichts von dem, was da in ihnen schlummert. Nur die Leser und vor allem die Erzähler wissen, warum sie sich gerade mit solchen Plots befassen, in denen noch Wunder geschehen.

Die Lage ist in der Regel derart aussichtslos, daß nichts anderes bleibt. Es gibt kein richtiges Leben im Falschen, schon gar nicht für Helden, denn andauernd ecken sie an. Aber es bleibt ihnen nichts, als sich ins Schicksal zu fügen, obwohl sie so ganz und gar nicht ins vorgegebene Lebens-Schema passen. Gerade in Märchen ist oft immer auch ein Vorbild intendiert, eines, das Mut macht, sich nicht aufzugeben, auch dann nicht, wenn eigentlich alles vergebens erscheint.

Also versuchen sie zu funktionieren, was ihnen nur leidlich gelingt. Märchenhelden fügen sich, wie ASCHENPUTTEL in die Rolle der schikanierten Stieftochter, wie HARRY POTTER als Vollwaise in seiner Treppenkammer oder auch wie BASTIAN BALTHASAR BUX, der Sohn eines alleinerziehenden Vaters, der lesend in der Dachkammer seiner Schule in eine andere Welt, ins LAND PHANTASIEN übersetzt, wenn MICHAEL ENDE mit der Rahmenhandlung für seine *Unendliche Geschichte* ansetzt.

Anfangs liegt wirklich alles im Argen und darauf kommt es noch schlimmer. — Dann aber geschieht das Erstaunliche, das was die Märchen ausmacht, es ist auch ein Wunder: Allmählich entfalten sich bislang ungeahnte Kräfte und die Geschichte selbst kommt allmählich in Gang.

Auch Monster kommen von innen, selbst wenn sie noch so fremdartig wirken. Sie treten auf, weil mit einer Familie, einer Stadt, einem Schloß oder mit einem ganzen Land generell etwas nicht stimmt. Es gibt Anlaß genug, dagegen augenblicklich etwas zu unternehmen und einiges zu riskieren, aber die Lösung des Problems gelingt stets nur denen, die auch dazu berufen sind. Aber bis dahin ist noch Zeit. Die Geschichten illustrieren und idealisieren darauf den obligatorischen Prozeß, wie der Held zu sich selbst kommt, wie er wird, was er werden muß.

Am Anfang erscheint alles aussichtslos. Derweil sind die späteren Helden stets von einer gewissen Arglosigkeit. Sie halten sich nicht für etwas Besonderes und dennoch zweifeln sie offenbar nie an ihrer Berufung. So, wie sie sich zuvor noch klaglos ins schlechte Schicksal gefügt haben, so fügen sie sich jetzt wieder, wenn sie sich ihrer neuen Aufgabe widmen. Helden sind immer auch Stellvertreter, so wie auch die Monster nur etwas verkörpern, das größer ist als sie. Helden und Monster sind wie die Werkzeuge höherer Mächte, sie tun nur, was getan werden muß.

Allerdings haben es diese Plots mit übermächtigen, eigentlich unlösbaren Konstellationen zu tun, die zu lösen in der Tat aussichtslos scheint. Wenn das Monströse erst in Erscheinung getreten ist, dann wird es auch bleiben. Das Ungeheure läßt sich nicht wieder vertreiben. Erstaunlich schnell hat sich ein ganzes Volk bereits damit abgefunden und opfert, was auch immer gefordert wird, Kinder, Jungfrauen und junge Helden, eben alles, was lieb und teuer ist.

Alle Gegenmaßnahmen greifen nicht, selbst wenn etwa im ganzen Land die Spindeln verboten werden, vielleicht auch das Lachen, worauf alle nur noch Trauer tragen. Alle Versuche, das bereits absehbar gewordene Unheil doch noch aufzuhalten, das Schicksal zu wenden, die Bedrückung abzuwerfen, das Ungeheure zu töten und das Ungeheure wieder aus der Welt zu schaffen, sind zum Scheitern verurteilt. Und so wird dann geopfert, geopfert und geopfert: Ganze Länder fügen sich darauf ins schlimme Schicksal und nur der Leser weiß, daß die ganze Geschichte

auf geradezu phantastische Weise doch noch gewendet werden wird.

Die Melancholie der Monster

Mögen Ungeister wie RUMPELSTILZCHEN, Ungeheuer wie manch einer dieser Drachen, wie die SPHINX im ÖDIPUS oder der MINOTAURUS im Labyrinth von KÖNIG MINOS aber auch die MEDUSA noch so abenteuerlich erscheinen, sie alle stehen symbolisch und psychologisch für etwas ein, das von ihnen verkörpert werden muß. Alle diese seltsamen Wesen stehen für den Grund, für die Ursachen einer heillosen Konstellation, für die sie nur die Verkörperung abgeben. Die Monster sind nur das Symptom, sie sind nicht die Krankheit.

Mit der Melancholie der Monster hat es eine ganz eigene Bewandnis. Es scheint, als wükten sie um das Geheimnis der eigenen Existenz, daß sie ins Leben gerufen worden sind ohne lebenswert zu sein, daß sie den Tod bringen müssen, Schlechtes tun, schaden müssen ohne davon absehen zu können. Sie können aber nicht aus ihrer Haut, sie können nicht gegen die eigene Natur, sie müssen tun, was sie tun müssen.

Viele dieser Wesen sind zutiefst unglücklich über den eigenen Zustand, ja sogar über die eigenen Existenz. Sie trauern darüber, daß sie nicht sein können, was sie sein würden, wenn sie sein könnten, was sie sein wollten. Also hadern sie mit ihrem eigenen Sein, mit ihrer ganzen Existenz. Manches Monster begrüßt ganz offenbar sogar den ultimativ letzten Gegner, der sie vom Leben zum Tode befördert und endlich von ihrer üblen Rolle erlöst, den Unhold, das Unheilige, das Untier nicht mehr geben zu müssen.

Auf ihre Weise betreiben Märchen und Mythen eine für uns höchst instruktive Psychologie. Sie geben uns Einblicke in Charaktere, in politische Machenschaften und alle erdenklichen Stärken und Schwächen. Sie demonstrieren Moral und Amoral, sprechen Recht und lösen ganz entscheidende Konflikte auf ihre Weise, und wir erhalten derweil tiefe Einblicke in die

Hintergründe, nicht selten in Abgründe.

So stehen dann alle diese bösen Mütter und Schwiegermütter, die Untiere, Drachen, Sphinxen und Unholde symbolisch für die Bedingung ihrer eigenen Möglichkeit. Sie sind nicht einfach nur die Ursachen des Unheils, das von ihnen ausgeht, sondern sie sind vielmehr selbst nur Teil dieses unheilvollen Zusammenhangs, sie repräsentieren, was nicht sein darf. Nicht das Monster ist die Ursache des Unheils, das es verkörpert. Wenn es auf der Bildfläche erscheint, dann wird nur endlich überdeutlich, was wirklich der Fall ist. Etwas Ungeheuerliches ist vorgefallen, bisher aber wurde es ignoriert, überspielt oder auch abgestritten. Das alles geht jetzt nicht mehr, wäre das Ungeheuer nicht endlich in Erscheinung getreten, man würde tagein tagaus wider besseres Wissen so tun, als wäre wirklich alles in bester Ordnung.

Alle diese Unwesen waren keineswegs von Anfang an immer schon da. Sie sind eigentlich in keinem Schöpfungsplan vorgesehen, sind außerplanmäßig. — Jetzt aber tauchen sie auf, nachdem etwas Entscheidendes geschehen, nachdem ein Tabu übertreten, ein höchster Wert, vielleicht ein Gott und nicht selten damit auch ein Volk in seiner Ehre verletzt worden ist. Durch eine Freveltat ist offenkundig eine große Schuld entstanden, die aber nicht gesühnt wurde. Ganz im Gegenteil, auch nachdem das Ungeheuer erschienen und die Ungeheuerlichkeit publik geworden ist, hat man noch eine Zeit lang ernsthaft versucht, so zu tun als wenn nichts wäre.

Alle diese Unwesen sind Manifestationen der unheilvollen Verstrickungen unlösbarer Schuldkonflikte. Sie treten aus gegebenem Anlaß in Erscheinung und sind selbst doch nur Symptom, denn sie verkörpern die verletzte Ordnung in ihrer Verletzung. Es verhält sich mit ihnen anders als es erscheint: Nicht sie selbst stehen mit ihrem Leben dem Heil entgegen, sie sind vielmehr gezwungenermaßen wider Willen in Erscheinung getreten. Sie verkörpern, was verkörpert werden muß, genau jenes Unheil, das durch das ursächliche Vergehen erst hervorgerufen worden ist. Sie sind nur der Ausdruck einer Störung des Ganzen.

Seltsam ist es schon, wie oft die Monster in Märchen und Mythen zutiefst unglücklich sind über sich selbst und die eigene Existenz. Es scheint, als wären sie nicht wirklich so, wie sie sich geben müssen. So sind sie auf eine seltsame Weise zum letzten Gefecht ganz wild entschlossen. Von Anfang an sind sie lebensmüde, offen dafür, vom Leben zum Tode befördert zu werden, weil sie nicht von sich aus das Unheil wollen, das sie aber verkörpern müssen, das mit ihnen einhergeht. Dabei sind sie selbst eigentlich auch nur die Opfer der mißratenen Verhältnisse, denen sie entstammen.

Alle diese seltsamen Unwesen verkörpern nur die manifesten Symptome eines empfindlich gestörten Ganzen. Sie stehen nicht aus eigenem Antrieb von sich aus der idealen Ordnung entgegen. Die eigentlichen Ursachen ihrer Existenz liegen tiefer, vor allem liegen sie woanders. — Der Sinn aller dieser symbolisch hochinstruktiven Verkörperungen hat noch einen geheimen Hintersinn, das ist es, worauf es Märchen und Mythen abgesehen haben. Es geht darum, dem Ganzen, vor allem dem gestörten Ganzen wieder einen eigentlichen Sinn zu verleihen, der allerdings in einem zutiefst gestörten Gesamtzusammenhang ganz neu gefunden werden muß. Erst dann wird die Ordnung wieder im Lot sein, erst dann ist die ideale Ordnung wieder hergestellt, wenn dieser eigentümliche und übergreifende Sinn wieder erneuert worden ist.

Die Probleme, mit denen Mythen und nicht zuletzt auch Tragödien ihren Anfang nehmen, sind zutiefst erschütternd. Die Verhältnisse sind längst untragbar und zusehens unerträglich geworden, inzwischen erscheint bereits alles aussichtslos, nichts geht mehr. Dabei leiden nicht nur Einzelne, sondern eine ganze Stadt, ein Stamm oder auch eine Sippe, vielleicht auch ein ganzes Land. Alle stehen unter einem schicksalhaften, absolut unheilvollen schrecklichen Zwang. Das Leiden ist längst universell, unabwendbar, gleichsam bedingungslos geworden, weil es sich fortan selbst perpetuiert.

Ein solcher Gesamtzusammenhang ist nicht mehr nur einfaches Schicksal, sondern bereits ein schicksalhaftes Schicksal. Es

ist nicht mehr nur Sucht, sondern eine Sucht nach der Sucht, nicht einfach nur Zwang, sondern der Zwang des Zwangs, nicht mehr nur das Leiden unter einem Problem, sondern das Leiden daran, ohne dieses Problem gar nicht mehr leben zu können, also leiden zu müssen. — Alle diese Szenarien erscheinen definitiv unauflösbar. In Tragödien, Mythen aber auch in Märchen haben wir tiefste, allertiefste Verstrickungen vor uns. Das macht gerade diese Texte so wichtig, weil sie zugleich demonstrieren, daß wir selbst uns den Sinn geben müssen.

Zumeist ist das mythische und tragische Unheil durch einen Tabubruch zustande gekommen. Darauf ist ein umfassender Unheilszusammenhang entstanden, aus dem kein Entrinnen mehr ist. Inzwischen sind die Verhältnisse untragbar geworden, allgemeine Hoffnungslosigkeit grassiert, es ist kein Entkommen. Es scheint, als bliebe nur, sich ins Geschick zu fügen. — Irgendetwas ist geschehen, das nicht hätte geschehen dürfen. Darauf ist dann diese Situation entstanden, die keinen Anlaß zur Hoffnung bietet und nur Helden nicht abschrecken kann.

Rache ist keineswegs süß

Wo Monster in Erscheinung treten, dort geht es um verletzte *Ehre*, um *Schande*, *Tabubruch* und um *Schuld* und *Sühne*. — Etwas Ungeheuerliches ist geschehen aber ungesühnt geblieben. Es ist unabgegolten und wirkt daher weiter. Es pflanzt sich ungehindert fort und erzeugt wieder und wieder neues Unglück. Genau das führen uns diese Ungeheuer vor Augen, genau dazu sind sie da, wenn sie regelmäßig neue Opfer einfordern und auch erhalten. Der Leidensdruck steigt und wird unerträglich.

Es geht also um die immer heikler werdende dramatische Suche nach einem Ausweg aus den unheilvollen Verstrickungen, was aber nicht gelingt, solange nicht das Ungeheuerliche selbst wieder aus der Welt geschafft worden ist. Daher auch ist der Tod des Monsters nicht so entscheidend, es blockiert nur symbolisch den Ausgang aus einem Dilemma.

Im *Märchen* kann sein sicherer Tod die Gewißheit verschaf-

fen, daß der Weg zur Normalität nun wieder offen ist. *Mythen* und *Tragödien* zeigen dagegen, daß sind hinter dem Monster das eigentlich Monströse nur verbirgt. In Anspielung an eine seinerzeit skandalös aufgenommenen, weil bewußt falsch kolportieren Formel, ließe sich konstatieren: Nicht das Ungeheuer ist monströs, sondern die Gesellschaft, die es wieder Willen auf den Plan gerufen hat.¹

In solchen Konstellationen stellt sich daher stets die Frage, was helfen, was Genugtuung verschaffen, was überhaupt aus einer solchen Lage wieder heraushelfen kann. Nicht selten erscheint die Befriedigung von Rachegeleüsten verlockend. Aber dagegen wäre zu fragen, ob diese Weise der Genugtuung wirklich die Ungeheuerlichkeiten überwinden helfen kann, ob es den Opfern letzten Endes nicht doch gleichgültig bleiben muß, wenn die Täter systematisch selbst zu Opfern gemacht werden, wenn man sich an ihnen vergeht, so wie sie sich an anderen vergangen haben.

¹Der Filmemacher ROSA VON PRAUNHEIM erregte im Jahre 1970 Aufsehen und allgemeine Entrüstung mit einem Dokumentarfilm unter dem Titel: *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt*.

Dabei richtete PRAUNHEIM seine Kritik gegen das eigene Lager. Der Film schildert die Situation in der Homosexuelle leben, als selbstgemacht. Dennoch führte die Ausstrahlung des Films zu einem flächendeckenden Skandal. Der WDR hatte den Film in Auftrag gegeben und war auch der einzige Sender, der ihn ausstrahlte. Die vorgesehene parallele Aufführung in der ARD wurde kurzfristig abgesagt. Die ARD strahlte den Film ein Jahr später aus, Bayern schaltete sich daraufhin aus dem gemeinsamen Programm aus.

Die Aufregung seinerzeit war beträchtlich, bezeichnend dabei ist folgendes: Man achte einmal auf den Titel, darauf, daß bis auf den heutigen Tag der Titel des Films noch immer falsch wiedergegeben wird. Es ist ein Zitations-Fehler, der häufig auftritt und der sogleich zeigt, wodurch die eigentliche Provokation zustande gekommen ist. Exakt heißt es *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt*, gemacht wird bis zum heutigen Tag daraus: *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Gesellschaft, in der er lebt*. — Mit der kleinen Variation im Titel wird die Botschaft zum Angriff auf die Gesellschaft als Ganze, man glaubt den Film bereits zu verstehen, auch wenn man ihn gar nicht gesehen hat.

Daher muß die Frage gestellt werden, was der Sinn von *Rache* sein kann, worum es der Rache wirklich geht, worum es ihr gehen sollte, wenn sie den Opfern hilfreich sein soll, ob es dabei wirklich um mehr geht als nur um Vergeltung oder Genugtuung. Die Opfer müßten also schon selbst Genugtuung angesichts solcher Vergeltung empfinden. Das mag für die Phantasie von Kindern noch angehen, dürfte darüber hinaus in dieser heilsamen Wirkung aber zu bezweifeln sein. Rache ist keineswegs süß, sie ist bitter.

Das Prinzip selbst ist uralte, es reicht bis in archetypische Tiefen hinab: Das *Prinzip der Rache* steht für eine Auffassung von Welt, für eine Modellvorstellung, für die ausgewogene Verhältnisse von existentieller Bedeutung sind. In jeder Abweichung vom Gleichgewicht steckt daher mehr als ein Vergehen, sondern vielmehr ein Verstoß gegen die Heils-Ordnung der Welt als solche. Damit ist nicht nur die Welt, sondern die Weltharmonie, nicht nur die Ordnung, sondern die Gesamtheit als solche in Frage gestellt.

Wenn in einer Kultur die Auffassung vorherrscht, die Ordnung als solche sei angegriffen durch gewisse Vergehen, die Welt insgesamt sei nunmehr aus der Bahn geworfen worden, so folgt daraus vor allem eines: Es muß sofort etwas ganz Entscheidendes dagegen unternommen werden. Der Impuls einer schlimmen Tat muß durch einen in der Wirkung entgegen gesetzten Impuls wieder ausgeglichen werden. Die Verursachung muß wieder aufgehoben werden durch eine Gegenverursachung. Die Erstwirkung muß durch eine Zweitwirkung wieder aufgehoben werden. Das ist der eigentliche Grundgedanke, der hinter der Erwartung steht, mit Vergeltung ließe sich wieder ungeschehen machen, was nicht hatte gewesen sein dürfen.

Dabei entspricht das Racheprinzip *Auge um Auge, Zahn um Zahn* ganz und gar nicht dem, was gemeinhin darunter verstanden wird. Es geht gerade *nicht* darum, eine Eskalation aufkommen zu lassen, ganz im Gegenteil: Das Prinzip der Rache muß sorgfältig darauf bedacht sein, daß nicht zu viel und auch nicht zu wenig gefordert wird. Der Ausgleich ist von metaphy-

sischer Bedeutung, er muß angemessen sein. Der angerichtete Schaden muß wieder gut gemacht werden und zwar so, als wäre nie und nimmer etwas dergleichen geschehen.

Das älteste aller Rechtsprinzipien dürfte das der *Ehre* sein. Wird sie verletzt, so verliert sie ihre Natur, ihre Eigenart, ihren Geist, ihre Identität, sie verliert, was sie war. Derweil steckt ganz offenbar das vermeintliche *Wesen* eines Menschen in diesem Prinzip. In vielen Kulturen war und ist der Einzelne eben genau das: Ein soziales Wesen, ein Mitglied einer bestimmten Gruppe, der Träger ganz bestimmter Funktionen, ein Repräsentant von Rechten und Pflichten.

Das Ganze aber ist überindividuell, es genügt zu sein, was man ist. Dem zu entsprechen, was gewollt werden soll, ist in der Regel mehr als genug. Das Prinzip von Ehre und Schande ist eigentlich sehr einfach konzipiert: Damit wird ein Nexus hergestellt zwischen einem Individuum und einer bestimmten sozialen Rolle. Die Identifikation, die Identität ist dann das, worauf es ankommt. Das ist *Ehre*, sie ist nichts weiter darüber hinaus, zumindest nichts, das noch von Belang wäre.

Wird diese Ehre verletzt, dann ist nicht nur die Person, sondern vor allem die soziale Funktion geschändet. Für den Einzelnen wäre es der soziale Tod aber zugleich hat auch die Allgemeinheit einer Gruppe mit der Schande ihre Probleme. Sie kann es sich gar nicht leisten, daß da wer so aus der Rolle fällt, sie ist damit in ihrem Bestand, in ihrer Gruppenidentität selbst gefährdet.

Es sind ganz offenbar noch sehr alte Kategorien, die bis in tiefste Vorzeiten zurückreichen, eben in jene Epochen, die noch ganz und gar nichts von einer später aufkommenden *Individualität* auch nur geahnt hätten. Und so reagieren Gruppen und mitunter ganze Gemeinschaften im Sinne dieser urtümlichen Gefühle gar nicht anders: Auf den Einzelnen kommt es nicht wirklich an, denn von *Individualität* oder *Subjektivität* kann gar nicht die Rede sein. — Niemand würde solche Konstellationen so thematisieren, wie *wir* sie zur Sprache bringen, unter den Bedingungen einer Moderne, die sich und ihren Mitgliedern auf

ihre Weise etwas anderes vormacht.

Wenn in einer jener Kulturen, die noch nicht in den *Prozeß der Zivilisation* eingetreten sind, etwas vorfällt, das als *Schande* betrachtet wird, dann sind alle davon betroffenen Menschen augenblicklich nicht mehr von dieser Welt. Es scheint, als wären sie abgestürzt. Der angebliche Abfall von Gott durch einen rebellierenden LUZIFER, der von ZEUS initiierte Höllensturz der TITANEN sind wie der Mann aus dem Eis, ÖTZI genannt, auf der Flucht, mit einer Pfeilspitze im Rücken, auf sich allein gestellt, Outlaws, Ausgeschlossene, Ausgestoßene, die nicht werden sehr lang ganz allein auf sich gestellt überleben können. Das ist der worst case, dem sich auch ÖDIPUS unterziehen muß.

Wo es nicht ganz so schlimm gekommen ist, dort ist allerdings alles wie gebannt. Alle wissen es und alle erwarten, daß die verletzte Ehre wieder hergestellt wird. Alle reden, tuscheln, manche lachen, ein ungeheurer psychotisierender Druck wird ausgeübt auf Täter und Opfer. — Wir sollten uns zurückhalten bei der Bewertung dessen, wie dann damit umgegangen wird. Gefühle für Gerechtigkeit, Moral, sogar das ganze Rechtsempfinden mögen gewisse Grundlagen haben, gleichwohl ist auch eine gelebte Praxis wie die unsere gleichfalls vollkommen abhängig von den Standards, die von der jeweiligen Kultur vorgegeben werden.

Eines allerdings gilt in solchen Kulturen, die noch stark oder vielleicht auch vollkommen auf das rudimentäre Prinzip der Ehre setzen: Die Schande muß möglichst bald und eindeutig wieder aus der Welt geschafft werden. Das gelingt auf eine nach unserem Dafürhalten überraschende Weise sehr oft durch Kompensationen, man bringt Opfer, zahlt den Opfern sehr häufig eine Entschädigung, die nicht selten auf eine sehr feinsinnige Art von den Weisen im Stamm ausgearbeitet und von den Ältesten festgelegt wird.

Was wir eigentlich erwarten in unserer Naivität, die wir uns haben soufflieren lassen von manchen Staatstheoretikern, die vom urtümlichen Kampf aller gegen alle und vom Befriedungsakt durch *Staatengründung* fabulieren, was wir eigentlich

erwarten findet nicht statt. Es gelingt kriegerischen Konflikte, Fememorde und vor allem Meuchelmorde systematisch zu vermeiden.

Wo das geschieht, stecken andere Mächte dahinter, es sind die Dämonen transnationaler Konzerne, Geheimdienste, Agrarfirmen, Holzfäller oder auch Schatzsucher, die im Verbund mit anderen ganz bewußt die prästabilisierte Harmonie solcher Sozialgefüge in Schwingung versetzen, so daß sie sich selbst zerstören. — Es ist schon auch erstaunlich zu sehen, wie friedfertig und weise Menschen miteinander umgehen können, wenn sie nicht von den viel zu weltlichen Dämonen dabei gestört werden.

Sobald aber die Ehre wieder hergestellt worden ist, eben durch Anerkennung von Seiten derer, die die Ehre verletzt haben, dann ist auch die *Schande* wieder aus der Welt. Alles ist dann wieder so, als wenn nichts gewesen wäre.

Der Grundgedanke dieses urtümlichsten aller Sozialgefühle ist denkbar einfach: Man glaubt, eine zweite Tat könne die erste Tat wieder aufheben, wenn die Vergeltung nur gezielt und genau abgemessen angesetzt werden würde. Man erwartet, daß sich ein Feuer durch ein geschickt gelegtes Gegenfeuer bekämpfen läßt, so daß sich beide die Luft nehmen zum Atmen.

Vom Auftauchen und Verschwinden der Monster

Folgen wir dieser urtümlichen Spekulation, so stellt sich allerdings die entscheidende Frage, ob darauf das *Ungeheuer* dann auch wirklich wieder verschwindet. Schließlichs steht das Monster eben genau dafür, daß eine Schande weiter besteht, daß eine Ehre nicht wieder hergestellt und daß die Welt weiter im Argen liegt.

Das Problem mit dem Prinzip ›Auge um Auge, Zahn um Zahn‹ ist gerade nicht die Gefahr einer Eskalation bei der die Vergeltung immer weiter gehen und niemals mehr ein Ende finden würde. Es handelt sich vielmehr um ein sehr effektives Prinzip, fast unmittelbar Frieden, Eintracht und einvernehmli-

ches Miteinander wieder herzustellen. Das Problem beim *Racheprinzip* ist ein anderes: Es ist für komplexe Verhältnisse viel zu einfach, in komplizierteren Strukturen verfehlen derartige Interventionen einfach ihre Wirkung. Sie sind sehr überzeugend, sie sind aber auch unterkomplex. Die Verhältnisse müssen überschaubar sein. Sind sie es nicht, dann leisten diese sozialen Systeme nicht mehr, was man sich dringend von ihnen erwartet. Ausgleich soll zwar geschaffen werden, stattdessen aber könnten aber auch durch falschen Ausgleich neue Ungleichgewichte geschaffen werden.

Was in überschaubaren Verhältnissen *das* Mittel der Wahl sein dürfte, versagt, sobald es komplizierter wird. Was individuell vielleicht sogar der allerbeste Weg zur Sühne ist, um sich wieder zu versöhnen, führt überindividuell aus den Verstrickungen oft gar nicht heraus. Falsche Schlichtung, verfehlte Rache, schlechter Ausgleich, reiner Revanchismus und schlußendlich ein unbändiger Haß führt aus den Verwicklungen nicht wirklich heraus. Die Verhältnisse werden stattdessen noch problematischer, die Verstrickungen noch unlösbarer.

Das ist es, was für das durchaus konstruktive Prinzip der *Satisfaktion* spricht, das ist auch, was dagegen spricht: Für kleine elitäre und vor allem homogene und klar strukturierte Gemeinschaften ist die Satisfaktion einfach genial. Sobald eine Gesellschaft aber komplexer wird und sich weiter ausdifferenziert, hält dieses Prinzip nicht mehr, was man sich von ihm versprechen müßte.

Das Prinzip der Ehre ist für überschaubare, zumindest aber homogene Welten wie geschaffen. Man regelt die Sachen unter sich und bleibt auch im Streit konstruktiv. Ohnehin gilt sehr viel mehr noch das Prinzip von Autorität und Unterordnung. Es bedarf daher keinerlei übergeordneter und auch keiner unabhängiger Instanzen. *Recht und Gesetz* sind nicht erforderlich, weil alles was überhaupt vorkommen kann, sehr schnell wieder ausgeglichen wird.

Das dürfte dann auch das urtümlichste Prinzip von Stammeskulturen sein, diese Art der Rechtspraxis, wie sie vor jeder

Rechtssprechung üblich gewesen sein dürfte. Es braucht keine Gesetze und auch kein Bewußtsein der Schuld, wenn die *Ehre* das Prinzip darstellt, denn es genügt vollkommen, einfach zu wissen, was sich gehört. — Solange die Verhältnisse so überschaubar sind und es auch bleiben, muß weder mit Recht und Gesetz und auch nicht mit individualisiertem Schamempfinden agiert werden.

Gemeinschaft und Gesellschaft

Kleine elitäre Jäger–Gemeinschaften regeln selbstverständlich ihre Sachen selbst. Es genügt ein System der Orientierung anhand von Prinzipien wie *Ehre*, *Schande* und *Satisfaktion*. Wer dazu gehört, wird ehrenhaft handeln, weil es gar nicht anders ›geht‹. Wer dazu gehört, wird Schande tunlichst vermeiden, also wird im Fall des Falles konsequenterweise Genugtuung eingefordert oder auch gewährt. Es gibt nichts, das da problematisch werden könnte.

Sobald aber die Verhältnisse komplexer werden, etwa wenn im *Prozeß der Zivilisation* viele Gemeinschaften vergesellschaftet worden sind, dann kann nicht eine unter diesen diejenige sein, die allen anderen ihre Vorstellung aufbürdet. Genau hier liegen dann auch die Ursachen aller erdenklicher Religions– und Glaubenskonflikte: Was ideal sein mag für eine mehr oder minder homogene Gemeinschaft, erweist sich als unzureichend, sobald die Verhältnisse komplexer werden.

Gemeinschaft und Gesellschaft unterscheiden sich sehr stark voneinander. Das urtümliche Prinzip der *Ehre* kann dann nicht mehr alle Konflikte mit derselben Sinnhaftigkeit zuverlässig bewältigen, sobald die gesellschaftlichen Verhältnisse komplexer, anonym und heterogener werden. Dann muß früher oder später das Bedürfnis aufkommen, mit den neuen Institutionen auch neue Instanzen zu schaffen.

Unter solchen Verhältnissen wird das Prinzip der *Rache* kontraproduktiv. Nicht selten sorgt gerade die *Vergeltung* dafür, daß die Konflikte nunmehr eskalieren. Ein *Ausgleich* wird unter

diesen Umständen und auf diese Weise gerade nicht mehr gefunden. Es zeigt sich, daß die rudimentäre Ebene der *Ehre* sehr wohl höchst konstruktiv sein kann, eine doch eher exklusive Gemeinschaft in den Stand zu versetzen, alle aber wirklich auch alle internen Konflikte selbst zu lösen. Man braucht dann kein Gesetz, keine Richter und auch keine Öffentlichkeit, das alles können elitäre Gemeinschaften selbst regeln, ganz auf sich allein gestellt.

Sobald aber eine solche *Gemeinschaft* nur noch der Teil einer übergreifenden *Gesellschaft* geworden ist, wird sie sich mit den anderen Gemeinschaften nolens volens arrangieren müssen, denn dann läßt sich vieles in der Regel nicht durch einen Ehrenkodex regeln. Das bedeutet keineswegs, daß nun die internen Aushandlungsprozeduren zum Untergang verdammt wären. Das bedeutet nur, daß sich Gemeinschaften in ihrer Eigenart in der Regel dem Diktat einer Gesellschaft unterwerfen und sich somit auf Recht, Gesetz und auf Diskurse über Schuld und Schuldigkeit einlassen müssen. Sie haben dann nicht mehr das Recht, mit sich allein darüber zu befinden, was *sie* als Recht, als *ihre* Schuld und als *ihre* Pflicht betrachten.

Es zeigt sich zugleich, daß damit zusätzliche Konflikte einhergehen, wenn sich etwa diese beiden elementaren Zurechnungsebenen vermischen. Es ist nicht so, daß eins durch das andere abgelöst oder aber ersetzt werden würde. Wir sind eben noch immer Gemeinschaftswesen, wir leben zugleich aber auch in einer sehr großen und heterogenen Gesellschaft. Das muß kein Widerspruch sein: Während *Gemeinschaften* sehr tief in die Person des Einzelnen eingreifen, sind *Gesellschaften* per se sehr viel toleranter aber eben auch sehr viel anonym.

Beide Hinsichten sind in der Regel weiterhin präsent, das ertümliche Prinzip von *Ehre*, *Schande* und *Rache* kann unter Umständen von großer, von sehr großer Bedeutung sein. Und nicht selten wird auch versucht, die neue gesellschaftlich erforderliche Ebene von *Recht* und *Gesetz* dem alten Prinzip einzuverleiben. — Damit wäre aber im Prinzip eben nicht erreicht, was zu erreichen sein würde, Gesellschaft und damit

eben auch eine gewisse Toleranz in vielerlei Dingen. Wenn etwa die Einführung der *Scharia* gefordert wird, dann ist es dagegen gerade der Versuch, den Eindruck zu erwecken, es gäbe keinen Unterschied zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft.

Basisgefühle

Und wieder steht eine unabgeholte Schandtat am Ursprung einer *Tragödie*, ja es verhält sich in diesem Fall sogar so, daß eine einzige Untat gleich drei Tragödien zur Folge hat. Wo es nicht gelingt, eine Untat zu sühnen, den Anlaß für einen Fluch wieder aus der Welt zu schaffen, ein schlechtes Omen wieder zu verbessern, dort muß geschehen, was das Prinzip aus Ehre und Vergeltung gerade zu verhindern sucht: Die Eskalation muß um alles in der Welt verhindert werden!

Aber in diesem Fall ist die urtümliche Schuld und der auf einem ganzen Herrschergeschlecht lastende Fluch nicht aufgehoben, nicht beizeiten neutralisiert worden. — Seit drei Generationen schwebt dieses Unheil nun schon über dem Herrschergeschlecht von Theben, dem Haus der Labdakiden. König LAIOS hatte eine Untat begangen, die ungesühnt blieb. Drei Tragödien von SOPHOKLES nehmen darauf ihren unerbittlichen Verlauf: Die vermutlich 442 v. u. Z. in Athen uraufgeführte ANTIGONE dann KÖNIG ÖDIPUS sowie ÖDIPUS AUF KOLONOS.

Im Hauptstrang, dem ÖDIPUS geht es um das Vater-Problem und SOPHOKLES führt eindringlich vor Augen, was geschieht, wenn die Sühne ungesühnt bleibt, wenn sich ein Vergehen ständig weiter fortpflanzt. Schließlich werden alle sterben und niemand wird noch einen einzigen Grund zur Freude haben.

LAIOS ist selbst ohne Vater aufgewachsen. Er wurde von PELOPS erzogen und unterrichtete CHRYSIPPOS, den schönen jungen Sohn des PELOPS, in den er sich verliebte. Diesen hat er dann gewaltsam nach Theben entführt. Darauf wird er aber von dessen Vater verflucht, womit das Unheil seinen Lauf nimmt, denn dieser Fluch hat es in sich: Er solle niemals einen Sohn erhalten, wenn aber doch, so solle dieser ihn töten.

Damit steht das Schicksal des ÖDIPUS bereits fest. Er wird ihm nicht enttrinnen, wird unwissentlich seinen Vater erschlagen und ebenso ahnungslos seine Mutter IOKASTE heiraten. Zugleich zeigt sich, was das eigentliche Problem beim *Inzest* ist, die Verwandtschaftsverhältnisse werden heillos verwirrt: ANTIGONE ist Tochter *und* Schwester von ÖDIPUS, Tochter *und* Enkelin von IOKASTE. — Das ist dann auch das eigentliche Problem, weniger dasjenige der genetischen Defekte. Die *Schande* ist die Verletzung der Verwandtschaftsverhältnisse.

Beim Götterpaar HERA und ZEUS verhält es sich übrigens ähnlich, seine Gattin ist zugleich seine Schwester, was allerdings durchaus nachvollziehbar ist. Wäre sie ›nur‹ seine Frau, müßte sie ihm sich unterwerfen, da sie aber zugleich seine Schwester ist, hat er eine ebenbürtige Gattin. Das muß auch so sein, weil beide allegorisch für ganz elementare Naturkräfte stehen, während die eine immer nur neue Wesen erschafft, trachte die andere diesen ganz energisch nach dem Leben.

ANTIGONE ist also die Tochter und Schwester des ÖDIPUS und mit deren *Tragödie* demonstriert SOPHOKLES nun ein weiteres haarsträubendes Dilemma. Die ganze Konstellation ist nicht wie im *Märchen* auf Ausgleich programmiert, sondern vielmehr darauf, die Ausweglosigkeit in Perfektion erlebbar zu machen. Und so wird dann demonstriert, was sich ergeben kann, wenn das alte Recht und das neue Recht miteinander in heillosen Hader geraten.

Die Antigone demonstriert vielmehr, daß es besser wäre, würde sich das alte Recht empfinden souverän zurückhalten. — Nur, es ist damit zugleich immer auch ein Glaube verbunden und die Angst vor beschämten Göttern, die sich ihrerseits revanchieren könnten für die Beschämung, motiviert dann manchen dieser Märtyrer, felsenfest fundamentalistisch bis zum Äußersten zu gehen.

Eindringlich wird vor Augen geführt, was vor sich geht, wenn das alte Empfinden, der alte Glaube und das davon abgeleitete Gefühl für Ehre und Schande sich aufspreizen, um gegen das neue Recht der neuen Zeit anzutreten. Es muß tragisch enden,

wenn sich zwei fundamental verschiedene Rechtsauffassungen im selben Fall wechselseitig nur noch ruinieren möchten. In der Konkurrenz mit dem neuen Recht kann der alte Glaube nicht wirklich bestehen, es wäre weit klüger nach dem Prinzip des ›Teile und Herrsche‹ sich souverän zurückzuhalten. Aber der alte Glaube ist ganz offenbar inzwischen selbst längst extremistisch geworden und geht auf Kollisionskurs mit dem neu aufkommenden Recht.

KREON ist König von Theben und in dieser Eigenschaft verbietet er, POLYNEIKES zu beerdigen, weil dieser Krieg gegen Theben geführt hat. ANTIGONE aber widersetzt sich und übertritt das Verbot des Königs, worauf KREON sie lebendig einmauern läßt, was wiederum eine Kette von Selbstmorden auslöst.

Tatsächlich haben beide jeweils das ›Recht‹ auf ihrer Seite. ANTIGONE bezieht sich auf alte Prinzipien und einen Glauben an Götter, die einfach ihrerseits fordern was üblich ist. KREON dagegen kann sehr wohl erwarten, daß dem Gesetz entsprochen wird. Er ist der König und muß daher erwarten können, daß seinen Befehlen gehorcht wird. — Es kommt wie so oft auch noch unserer Tage: Da wird dann auf Glaubensprinzipien gesetzt, um zu begründen, warum man selbst mehr sei, als nur eine Gemeinschaft von Gläubigen, deren Reich nicht von dieser Welt ist.

Das Dilemma entsteht, sobald im Namen des Glaubens der Unterschied zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft einfach ignoriert wird. Noch immer wird ernsthaft geglaubt, man sei im Namen des Glaubens befugt und berechtigt, nicht nur die eigene Gemeinschaft, sondern ganze Gesellschaften zu reglementieren. Das ist selbst nicht im Sinne der alten Glaubenssysteme, weil gar kein Ausgleich mehr gesucht wird. So kommt eines dieser unauflösbaren Dilemmata auf. Es kann nur noch auf Kosten einer der beiden Seiten gelöst werden. Also muß auch KREON als Vertreter der neuen Zeit darauf bestehen, daß dem Gesetz in übergreifenden Fragen auch von ANTIGONE die entscheidende Achtung entgegengebracht wird.

Es ist schon bezeichnend zu sehen, daß unterschiedliche Gemeinschaften *in* einer Gesellschaft mitunter dazu neigen, sich wechselseitig ganz bewußt zu provozieren. Es liegt ihnen definitiv daran, sich protzig zu geben und offen herausfordernd aufzutreten, insbesondere denen gegenüber, die man sich in Stammesgesellschaften nach ethnologisch korrektem Prinzip geradezu mustergültig als die ›Anderen‹ vorstellt. Unter dem Deckmantel der Gesellschaft fordern sie allen Ernstes das Recht, sich provokant zu zeigen um dabei anderen aufgrund ihres nicht selten sehr ähnlichen Andersseins höchst theatralisch zu zeigen, daß sie weniger als nichts sind, einfach nur noch zu verachten. Man würde sich sich am liebsten gleich prügeln, um die Kräfte zu messen, zumal die Anderen doch tatsächlich die Dreistigkeit besitzen, einerseits dasselbe zu vertreten und dabei doch irgendwie anders zu sein. — Man muß das nicht verstehen, es ist gelebte Dumpfheit, die Freude am Schwelgen in Urgrundgefühlen.

Unter diesen Umständen ist es die dringliche Aufgabe von Gesellschaften, die ja nun ein übergreifendes mehr oder minder ›höheres‹ Ganzes darstellen, vollkommen anders zu agieren in solchen Konflikten, als es Gemeinschaften je übers Herz brächten. Im Unterschied zu Gemeinschaften muß sich eine jede Gesellschaft auf den Umgang mit Heterogenität verstehen. Sie soll gerade möglichst nicht Stellung nehmen, sie soll nur dafür sorgen, daß es bei Drohungen bleibt, sie soll moderieren, lenken, zur Not auch eingreifen, noch bevor die Eskalationen beginnen.

Selbstverständlich muß es den seltsamsten Gruppierungen erlaubt sein, sich öffentlich zeigen zu dürfen. Jedes moderne Individuum hat einen Anspruch auf das Recht, sich nach eigenem Ermessen bis auf die Knochen selbst blamieren zu können. — Uralte Rituale werden immer wieder ganz neu aufgelegt, das einfachste aller Sozialgefühle, das Wir-Gefühl als Gruppe ganz offen nach außen hin demonstrieren zu dürfen. Jeder Aufmarsch hat etwas davon. Andere sollen beeindruckt sein, die Gegner sollen vor Neid erblassen und sich vor Scham verkriechen. Aber genau diesen Gefallen werden sie denen, die sich da gerade so

protzig prahlend selbst demonstrieren, ganz gewiß nicht tun. Mit Argwohn oder auch spöttisch betrachten sie den Aufmarsch derer, die nur zu gern noch ein wenig mehr provozieren würden ...

Von berufenen Provokateuren wird dann regelmäßig immer mehr Öl ins Feuer gegossen. Mit bewußt lancierten Provokationen der Verachtung werden Zeichen gesetzt, die eigentlich nichts weiter im Schilde führen, als auf sich aufmerksam zu machen, um sich mit anderen zu messen. Es geht eigentlich nur um Folklore, nur darum, ein prächtiges Federkleid zu demonstrieren oder auch das Fehlen desselben. Es ist wie unter den Hirschen zur Brunftzeit.

Solche Aufmärsche sind allerdings durchaus nicht ungefährlich für die Gesamtgesellschaft. Einerseits muß auch noch einigen wenigen dieser Eskalationen hinreichend Raum gegeben werden, denn auf die Selbsterfahrung kommt es an und dazu gehört es nun einmal, sich zeigen zu dürfen, so, wie man sich für besonders beeindruckend hält. Die einzelne Gruppen sollen und müssen sich daher ruhig in voller Größe demonstrieren und selbsterfahren können. Zugleich muß ihnen aber ein Rahmen vorgegeben werden, um eine Eskalation auf jeden Fall zu vermeiden oder zumindest zu beherrschen.

Es hat auch etwa *Irrationales* aber es gehört eben nach wie vor ganz offenbar mit dazu, diese abgründig oberflächliche Theatralik: Man wird sich selbst als stark erleben und auch wahrgenommen wissen wollen, wird den Geist der Toten beschwören und dabei den Konsens über die Grundlagen der Verachtung ›den‹ Anderen gegenüber erneuern, nicht ohne ihnen beim Abzug noch einmal ganz offen zu drohen. Es gibt zwar inzwischen kultiviertere Formen solcher Machtdemonstrationen aber die Dramaturgie ist noch immer dieselbe.

Rache ist bitter

Wenn es heißt, *mein ist die Rache, spricht der Herr.*, dann ist damit eine ganz entscheidende Demarkationslinie markiert

worden, auf die es tatsächlich ankommt. Das Prinzip von *Rache*, *Schande*, *Vergeltung* und der Wiederherstellung der *Ehre* funktioniert nur in mehr oder minder homogenen Gruppen, die sich im wesentlichen auf einen elitären Habitus stützen. Wenn von denen die dazu gehören, selbstverständlich erwartet werden kann, daß sie satisfaktionsfähig sind und sich verbindlich einem Ehrenkodex entsprechend verhalten, dann brauchen solche Gemeinschaften keine Gerichtsbarkeit, weil alles intern geregelt werden kann.

Eigentlich geht es der *Vergeltung* nur darum, eine Schande wieder aus der Welt zu schaffen, die Ehre wieder herzustellen und daher denen, deren Ehre verletzt worden ist, Genugtuung zu verschaffen. Das muß nun mit den eigentlichen Opfern einer Schandtats allerdings nicht unbedingt etwas zu tun haben. — Wenn in Gesellschaften, die sich nach dem Muster traditioneller Ehrbegriffe orientieren, eine Frau die sogenannte ›Unschuld‹ verliert, dann ist es nur zweitrangig, ob es freiwillig oder mit Zwang geschehen ist.

Es geht nicht um die Verletzung der Intimsphäre dieser ganz bestimmten Frau, das ist irrelevant. Entscheidend ist einzig und allein die Ehre des Clans, der Familie und namentlich diejenige des Clanführers. Diese müssen nunmehr verlangen und alles dafür tun, die verletzte Ehre der Gruppe wieder herzustellen. — Der Clan muß von der Schande wieder eingewaschen werden, nur darum geht es.

Hier zeigt sich, wie wenig Rechts-Empfinden im Sinne von Recht und Gesetz dabei eigentlich von Bedeutung ist. Es geht nicht um den Einzelnen, es geht nur um den Verband, die Gruppe, den Stamm oder den Clan als ein heiliges Ganzes und es geht darum, wie dieser nun in den Augen der anderen dasteht, eben geschändet. — Insofern läßt sich konstatieren, daß die *Rache* keineswegs das gesamte Feld aller Phänomene, aller erdenklicher Hinsichten einer solchen Tatsache abdeckt. Man befaßt sich fast ausschließlich nur mit den Folgen für die Gemeinschaft, wie es dem Einzelnen dabei geht, ist so gut wie irrelevant.

Hier zeigen sich zugleich auch die Grenzen, wie sehr das Rache-Prinzip tatsächlich darauf angewiesen ist, nur innerhalb gewisser sozial homogener Rahmenbedingungen erfolgreich dabei behilflich zu sein, einen Ausgleich und damit den allgemeinen Burgfrieden wieder zu finden. — Sollte aber, was sehr oft tendenziell einfach mit angelegt ist, eine dieser Gemeinschaften glauben, wovon sie nicht selten in der Tat fest überzeugt sind, daß es der Gesellschaft als Ganzer recht gut anstünde, wieder nach den alten Gesetzen der Vorzeit zu leben, dann kann es sehr schnell zu Eskalationen kommen. Bürgerkriegsähnliche Zustände gefährden daraufhin unmittelbar die gesamte Gesellschaft.

In purer Naivität und mit einer gehörigen Portion Mutwilligkeit sind sehr viele Fundamentalisten der festen Überzeugen, sie hätten nicht nur das Recht sondern die Pflicht, sich in das Leben anderer einzumischen, und ihnen Vorschriften zu machen. Schlimmer noch, viele, die sich einem solchen *Über-Ich* beugen, möchten den Anderen genau dasselbe angedeihen lassen. Sie glauben als Vertreter von Rachegöttern ermächtigt zu sein, selbst Rache zu üben und zwar an denen, die nicht zur eigenen Gemeinschaft gehören, die vielmehr einfach nur anders sind. — Das geht zu weit, dazu ist dieses urtümliche Paradigma weder geschaffen, noch ist es dazu in der Lage, tatsächlich *Recht* zu sprechen, weil es ihm um Recht und Gesetz gar nicht geht.

Nicht von ungefähr ist daher verlautet worden, die Rache als solche sei Sache der Götter. Es muß *ihrem* Willen überantwortet werden, zu strafen und jene Vergeltung zu üben, die erst am Ende des Lebens geübt werden kann, wenn überhaupt. Eigentlich steht es vor allem Glaubensfanatikern nicht zu, im Namen des eigenen Gottes über andere zu richten und das auch noch vor dem Hintergrund irrationaler Basisgefühle. — Dabei kann allenfalls Massenwahn aufkommen, einen Staat wird man damit nicht gründen, nicht halten, denn eine *Gesellschaft* läßt sich eben nicht wie eine *Gemeinschaft* führen.

Das urtümliche Prinzip der Vergeltung hat daher mit Rechtsprechung rein gar nichts zu tun. Die Stärken gemeinschaftsstif-

tender Ehrgefühle liegen eben auf anderem Gebiet, das Prinzip der Ehre soll und kann das des Rechtes ebenso wenig wie umgekehrt ersetzen. Eines von beiden läßt sich durch das andere ersetzen, sondern beide sollten genau dort und dann zum Einsatz gebracht werden, wo und wenn sie wirklich ihre Stärken haben.

Wenn wir daher in Fortschrittskategorien denken, so sollten wir nicht der üblichen Annahme folgen, die Entwicklung verlief stets von einem zum anderen, vom Mythos zum Logos, von der Rache zum Recht und vom Kollektiv zum Individuum. Es verhält sich nämlich wie üblich wieder einmal ein wenig komplizierter: Die Welt selbst ist eben komplexer geworden, da reichen daher die alten Paradigmen nicht mehr hin.

Aber es gibt sie noch, diese ganz alten Gruppengefühle, schon gar nicht sind sie wirkungslos geworden im Verlaufe der Zeit, nur weil eine neue Instanz die Bühne der Geistes- und Kulturgeschichte betreten hat. Es ist nur so, daß sich die Paradigmen wechselseitig gerade an den Rändern die Zuständigkeiten auch schon einmal ganz gern heftig bestreiten. Ein schönes Beispiel wäre hierfür die kürzlich mit einem Burgfrieden absolvierte Auseinandersetzung über das Gebot der Knaben-Bescheidung auf der einen und über das Verbot der Körper-Verletzung auf der anderen Seite. — Nur noch mit dem Blick des Phänomenologen läßt sich beurteilen, was sich da an Untiefen auftun würde, hätte man sich nicht doch darauf geeinigt, den Streit der ANTIGONE im Dilemma zwischen Traditionalismus und Modernismus nunmehr auf Kosten der ANTIGONE vorerst zu schlichten.